

Jürgmeier und Helen Hürlimann

«Tatort», Fussball und andere Gendereien

Materialien zur Einübung des Genderblicks



Mit Kurzfilm auf DVD:
Der Mörder ist immer die Gärtnerin

interact

Hochschule Luzern

Soziale Arbeit

verlag
pestalozzianum

«Tatort», Fussball und andere Gendereien
Von Jürgmeier und Helen Hürlimann



«Tatort», Fussball und andere Gendereien

Materialien zur Einübung des Genderblicks

Von Jürgmeier und Helen Hürlimann

Basiert auf

«Tatort» Fussball – Geschlechter-Dekonstruktionen und -Rekonstruktionen
in populärkulturellen Repräsentationen – und Der Mörder ist immer die Gärtnerin

Diplomprojekt//Theoriearbeit: MAS Cultural/Gender Studies – 4. Studiengang, 2004-06

Zürich 1. Juni 2006 (SoSe 2006)

Hochschule für Gestaltung und Kunst Zürich, Zürcher Fachhochschule

Institut für «Cultural Studies» in Art, Media and Design

<http://culturalgenderstudies.zhdk.ch>

Diese Publikation wurde gefördert durch Migros-Kulturprozent

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

© 2008 interact Luzern, Hochschule Luzern – Soziale Arbeit, www.hslu.ch/interact und
Verlag Pestalozzianum der Pädagogischen Hochschule Zürich, www.verlagpestalozzianum.ch

Alle hier dargestellten Bilder sind durch den/die jeweiligen Produzenten/Produzentin urheberrechtlich geschützt und werden hier ausschliesslich als Zitate zu wissenschaftlichen Zwecken im Rahmen der Auseinandersetzung mit dem jeweiligen Gegenstand verwendet. Die Autorin/der Autor möchten an dieser Stelle dennoch für die freundliche Genehmigung zum Nachdruck von Copyright-Material danken. Sollte es uns in Einzelfällen nicht gelungen sein, Copyright-InhaberInnen zu benachrichtigen, so bitten wir diese, sich zu melden.

Korrekturen: Andreas Vonmoos Textkorrektur Terminus, Luzern

Gestaltung: Cyan GmbH, Luzern

Druck: UD Druck

Papier: Cyclus Offset weiss matt (hergestellt aus 100% entfärbtem Altpapier)

ISBN 978-3-906413-45-7 (Interact Verlag)

ISBN 978-3-907526-32-3 (Verlag Pestalozzianum)

Jürgmeier_www.wort.ch (1951)

Schriftsteller, Master of Advanced Studies in Cultural/Gender Studies,
Berufsschullehrer/Leiter Allgemeinbildung/Beauftragter Gesundheitsförderung
und Soziokultur am Berufsbildungszentrum Wädenswil,
Erwachsenenbildner, u.a. Leiter von Gesprächs- und Selbsterfahrungsgruppen für Männer.
Früher Lehrbeauftragter an der HSA Luzern, Redaktor/Moderator bei Radio DRS,
freier Journalist und verschiedene Tätigkeiten im soziokulturellen Bereich

Letzte Buchpublikationen:

*Staatsfeinde oder SchwarzundWeiss –
Eine literarische Reportage aus dem Kalten Krieg,*

Zürich: Chronos-Verlag, 2002

Der Mann, dem die Welt zu gross wurde,

Nürnberg: Lectura-Verlag, 2001

Helen Hürlimann (1963)

ist Journalistin, arbeitete unter anderem für Schweizer Radio DRS und lebt in Zürich.
Neben einem Fussballplatz aufgewachsen, stand sie bei den Junioren-Spielen des Quartier-
clubs an der Seite oder feuerte die «Grossen» des Zürcher Grasshopper-Clubs an.

Die Liebe zum Fussball blieb über Lehre, Studium und Beruf als Hobby erhalten.
Die Master-Arbeit des Cultural/Gender-Studiums an der Hochschule für Gestaltung und
Kunst Zürich, Zürcher Fachhochschule, schrieb sie zum Thema «Fussball und Gender».

Befreiung vom Geschlechterkorsett:	10
Schon hinter oder erst vor uns? – Eine Einführung	
Widersprüchliche Zeiten	12
Vom Gleichstellungspostulat zum Genderblick	16
Geschlecht = Sex + Gender	22
Das dreifache Genderdilemma	28
Vom Überbau der Geschlechter	33
Der übersexuelle Vater oder Kommissar Casstorff steht Kopf	41
James Bond oder Staubsauger –	48
Zur aktuellen Lage an der Haushaltsfront	
Herdprämie versus Fremdbetreuung	48
Das Kind als «Genderkeule»	50
Wenn die Emanzipation ihre Kinder frisst	52
Realitäten zwischen Gleichheit und Differenz	54
Rekonstruktion der Geschlechterdifferenz oder	56
Rebellion gegen die Ökonomisierung von allem	
Wenn Männer zu Hausfrauen werden	58
Wenn Unbewusstheiten höhere Gewinne verhindern	62
«Ein Hausmann ist absolut unsexy»	64
Dekonstruktion von allem	68
«Ich war die Frau meiner Frau»	73
oder Ein unmögliches Paar – Ritter und Stark	
Zum Beispiel «Tatort» privat oder	81
Die Gefahren beim Überschreiten der Geschlechtergrenzen	
Schmuddelkind Fernsehen	82
Geschlechtsspezifische Konsumgewohnheiten	84
und vielfältige Unbewusstheiten	
Geschlecht und Fernsehen	88
Drei ausgewählte «Tatorte» oder die Gefahren	93
beim Überschreiten der Geschlechtergrenzen	
Männer? Frauen? Geschlechter? Alles dekonstruiert und rekonstruiert?	98
«Ich werd' kochen für dich, versprochen»	103
oder Die zwei Männer von Kommissarin Lindholm	

Zum Beispiel Fussball oder Hat der Rasen ein Geschlecht?

- 111 Ein Film bringt die Frau ins Spiel: «Bend it like Beckham»
- 114 Populäres Schmuttelkind Fussball
- 123 Kicken mit Stöckelschuhen
- 125 Fussball macht Männer
- 130 «Feuerwerk spornt die Mannschaft an» –
Ein Interview mit Luca Salomon
- 134 Zwischen Fussballmannschaft und Frauenteam
oder Die Prinz und der Ball(ack)
- 145 Frauen am Ball
- 150 «Frauen spielen fairer als Männer» –
Ein Interview mit Béatrice von Siebenthal
- 154 «Wenn er sich outet, stellt er alle Normen des Männerfussballs
in Frage» – Ein Interview mit Tatjana Eggeling
- 159 Schwul oder Fussballer – «Die sind doch alle lesbisch»
- 164 Es kommt nicht nur darauf an, die Regeln zu brechen,
sondern auch, sie zu ändern

Fussball zwischen Spiel und Gewalt

- 168 Zwischen Boxen und Eiskunstlaufen –
Ein Interview mit Josef Zindel
- 171 Fussball und Politik
- 172 «Die Fans sind das Herz des Vereins» –
Ein Interview mit Andreas Mösli

Gewalt macht Männer, Opfer werden Frauen oder Die Unfähigkeit zur Trauer

- 176 Der Mann, dem die Welt zu gross wurde
- 177 Der «Zauberstab der Gewalt»
- 178 Gewaltige Zahlen
- 185 Die fremde Gewalt

Soldaten sind Mörder	189
Gewalt macht Männer	191
Der Tod macht Männer	196
Unweibliche Gewalt und andere blinde Flecken	199
Männer oder Opfer – Frauen oder Täterinnen	201
Asymmetrische oder symmetrische Wirklichkeiten	203
Gewalt ist nicht gleich Gewalt	204
Gewalt wird unterschiedlich wahrgenommen	206
Sprachgebrauch oder/und Geschlechterkonstruktion?	208
Geschlechterkampf oder -dekonstruktion	210

Von Mann und Frau zur menschlichen Vielfalt oder Die Utopie der Gleichheit

213

Schnittmenge oder Grenze	214
«Der gute Schüler ist heute ein Mädchen»	215
«Die Mädchen werden systematisch bevorzugt, die Buben hingegen diskriminiert»	217
«Männerbild ist nicht schulkompatibel»	219
Lernen versus Konzept «Mann»	222
Taten statt Worte	224
Abschied vom «Mann sein heisst, nicht Frau sein»	227
Die Gleichheit der Fremden	228

Quellenverzeichnis

231

Literatur	231
«Tatort»	238
«Bend it like Beckham»	239
Anmerkungen	240
Dank	253

Befreiung vom Geschlechterkorsett: Schon hinter oder erst vor uns? – Eine Einführung

Wir leben in unübersichtlichen Zeiten. Auch wir. Einerseits wird die Geschlechterfrage immer häufiger auf die politische Agenda gesetzt, hält Gender Mainstreaming in öffentlichen Verwaltungen und privaten Unternehmungen Europas Einzug, andererseits wird (feministische) Patriarchatskritik als passé und Gleichstellung als eingelöst bezeichnet. Die alltägliche Realität aber ist immer noch in allen Bereichen von gesellschaftlich hervorgebrachten Geschlechterunterschieden und -diskriminierungen geprägt.

Die Schweiz hat seit Dezember 2007 erstmals drei Bundesrätinnen, und keiner schaut verwundert hin. Deutschland lebt seit zwei Jahren mit einer Kanzlerin. Als wär's immer schon so gewesen. Selbst in den Vereinigten Staaten scheint eine Frau als Präsidentin denkbar. Aber als es nach dem Sieg von Barack Obama in den Vorwahlen von Iowa im Januar 2007 für die Favoritin Hillary Clinton eng wird, holt sich der eigene Mann und Präsident a.D. an einer Wahlkampfveranstaltung die Lacher mit Sätzen, die Zweifel an seinen wirklichen Hoffnungen aufkommen lassen. *«Ich kann sie nicht jünger, grösser oder männlicher machen»* ¹, entschuldigt er sich, *«aber wenn ihr eine Präsidentin wollt, gibt es keine bessere als sie.»* Hillary ist schliesslich die einzige Frau, die sich um das Präsidentenamt bewirbt. Und als sie – der bisher immer Sprödheit, Machtfixiertheit und Mangel an Weiblichkeit vorgeworfen worden ist – Nerven zeigt, werden traditionellerweise Frauen zugeschriebene Schwächen in die Schlagzeilen gerückt: *«Clinton den Tränen nahe»*, heisst es am 7. Januar 2008 auf *«Tages-Anzeiger Online»*, und *«verletzlich»*. Aber dann gewinnt Hillary Clinton entgegen den letzten Umfragen überraschend die Vorwahlen von New Hampshire, und flugs werden die Tränen zur traditionellen Waffe der Frau umgedeutet. *«Kann Hillary ihren Weg zurück ins Weisse Haus herbeiflennen?»*, zitiert der *«Tagesanzeiger Online»* ² eine Kolumnistin der *«New York Times»*. Die *«emotionale Hillary»* ³, so *«Blick Online»*, komme laut Kommentatoren besser an. (Mann und frau erinnere sich nur an die bewundernde Anteilnahme, die der stumm leidenden First Lady zuflogen, als der Mann und Präsident sie öffentlich zur Betrogenen machte.) Immer wenn sie traditionell weibliches Verhalten zeigt, steigen die Sympathiewerte der erfolgreichen Frau. Erfolg aber hat sie nur, wenn sie Geschlechtergrenzen überschreitet und sich auf Männergebiet mit hypermännlichen Strategien ihren Platz erobert. Auch Martin Kilian sieht Tränen als Wahlhelferinnen für Hillary Clinton: *«Plötzlich war die Senatorin nicht mehr die eiserne Lady, die ihre Gefühle stets sorgfältig verbarg, sondern ein Mensch von nebenan, ein Mensch wie du und ich.»* ⁴ Immerhin zieht er auch in Betracht, dass Hillary gepunktet habe, *«weil die Wählerschaft*

beeindruckt war von ihrem schieren Wissen und ihrer ungeheuren Sachkenntnis». Köpfcchen und Tränen – das Erfolgsrezept für die Frau von heute? Dekonstruktion und Rekonstruktion traditioneller Weiblichkeit in einem?

In den Genderwissenschaften werden Geschlechterdifferenzen und Heteronormativität dekonstruiert, werden diese beiden Eckpfeiler unserer Gesellschaft nicht mehr als (biologisch) gegeben, sondern zunehmend als kontingent – *«das, was anders möglich ist»*⁵ – beziehungsweise kulturell hervorgebracht postuliert, aber in den aufgeklärtesten Geburtenabteilungen wird die Welt noch immer umgehend in Buben und Mädchen geteilt: *«Wer als biologischer Zwitter geboren wird, was zwar selten ist, aber eben doch vorkommt, muss rechtlich und medizinisch einem Geschlecht zugeordnet werden»*, schreibt Hildegard Mogge-Grotjahn.⁶ *«Die Leute riefen an, wollten wissen, ob alles gut und ob es ein Junge oder ein Mädchen sei»*⁷, erzählt Karin Plattner im «Tages-Anzeiger» vom 5. Februar 2008. Ganz normale Reaktionen auf ein ganz normales Ereignis, das gewöhnlich als freudiges bezeichnet wird. Die Antwort muss für die GratulantInnen auf dem Sprung zum Kauf eines passenden Strampelhöschens eine irritierende gewesen sein. *«Mach keine Witze, hiess es, wenn ich sagte, wir wüssten es nicht.»* Die Eltern des nicht in die duale Geschlechterordnung integrierbaren Kindes waren in der ersten Zeit mit täglich wechselnden Testresultaten konfrontiert. *«An einem Tag hiess es, es sei ein Junge, am nächsten, ein Mädchen.»* Nach drei Wochen kommen die Ärzte zum Schluss, *«von den Chromosomen her sei es ein Knabe, aus dem eher weiblichen Genitale könne man aber nie einen Buben machen. Darum sei eine Geschlechtsanpassung zum Mädchen angesagt ... Das Verrückte war, dass uns die Ärzte lieb zuredeten, das sei operativ kein Problem, man könne da gut ein Mädchen daraus machen, und mit der entsprechenden Erziehung werde alles gut»*, erinnert sich die Mutter des inzwischen achtjährigen Kindes und Gründerin der Selbsthilfegruppe für Eltern intersexueller Kinder. Sie und ihr Mann beschliessen, ihr Kind als Zwitter aufwachsen zu lassen. *«Später kann es selber entscheiden, ob es eine Geschlechtsanpassung machen lassen will oder nicht.»* Und das wird, vermutlich, zentral davon abhängen, ob die Geschlechtergrenzen bis dahin geöffnet sind oder ob nach wie vor der Schlagbaum zwischen Mann und Frau gefällt wird. Die geschlechtermässig Eingordneten sollen sich in späteren Jahren, so will es die Natur, sagt das gesunde Volksempfinden – und das ist auch in AkademikerInnen-Kreisen weit verbreitet – mit ihrem Gegenstück paaren, auf dass sie dereinst als stolze Väter und Mütter an den Ort ihrer Herkunft zurückkehren können. Was allerdings, so die Klage über sinkende Geburtenraten, immer seltener passiert. Haben sie im Zuge der Befreiung von Geschlechterkorsetten alle Grenzen überschritten und finden jetzt, zur Erfüllung ihrer ursprünglichsten Aufgabe, nicht mehr zueinander, die Frauen und die Männer? *«Wollen wir das wirklich?»*, fragt die ehemalige «Tagesschau»-Moderatorin Eva Herman in ihrem Buch «Das Eva-

Prinzip», «*vermännlichte Frauen und verweiblichte Männer*»⁸, und droht ihren Geschlechtsgenossinnen: «*Wir haben mit der Ordnung der Dinge gebrochen und zerbrechen nun selbst daran.*»⁹

Widersprüchliche Zeiten

Die Zeiten sind widersprüchlich geworden. Die US-amerikanische Philosophin Judith Butler dekonstruiert die Geschlechter in Grund und Boden und lässt den Gegenderten nicht einmal den Strohalm der Naturkonstante «sex». Alles Gender, alle Männlichkeiten und Weiblichkeiten nur soziale Konstrukte oder was? Das Geschlecht, schreibt sie, «*kann keine vordiskursive anatomische Gegebenheit sein*». ¹⁰ Das heisst, Mann und Frau gibt es erst, seit es die Begriffe «Mann» und «Frau» gibt. Die Psychologin Doris Bischof-Köhler beharrt darauf, das Geschlecht werde «*nicht durch einen Akt sozialer Konstruktion erschaffen ...*», sondern stelle schon «*von Beginn unseres Lebens an ... Weichen ..., die uns in eine naturgegebene Polarisation gleiten lassen.*» ¹¹ Die will die «queere» Psychologin und Kolumnistin für Geschlechterfragen Riki Wilchins aber gänzlich hinter sich lassen: «*Morgens ziehe ich mir oft ein enges Lycra-Outfit an und flitze auf Rollerblades herum – und kubanische Männer pfeifen mir hinterher, die in mir eine heisse Braut sehen. Nachmittags findet man mich beim Drängeln mit den Jungs auf dem Basketballfeld, wo ich «er» genannt werde. Und abends gehe ich Arm in Arm mit meiner Freundin – ein lesbisches Paar, gekleidet in der schönsten, androgynsten Sommer-Männermode.*» ¹² Solcher Verlüderung der Geschlechter setzt die «Weltwoche» klare Grenzen: «*Männliche Schönheit*», schreibt Daniele Muscionico nach der Mister-Schweiz-Wahl 2008, «*ist so überflüssig wie ein Damenbart.*» ¹³

Die TeilnehmerInnen der Tagung «Frauentag. Männertag. Gendertag» ¹⁴ scheinen die Einlösung der Utopie der Gleichheit schon hinter sich zu haben. Konzept «Mann», Konzept «Frau», Beruf oder Familie – tempi passati, alles eine Frage individueller Übereinkünfte, erklären die Studierenden einer Fachhochschule. Anything goes. Sind Adam und Eva ins Paradies zurückgekehrt? Oder haben die jungen Leute noch nicht einmal die gesellschaftlich hervorgebrachten Ungleichheiten erkannt? «Wir sind doch alle nur Menschen.» Immer wieder fällt dieser Satz, wenn sich Gräben auftun und Konflikte drohen – zwischen Arm und Reich, Schwarz und Weiss, Frau und Mann. Aber der Satz, der Gleichheit markiert, ist Sehnsucht, nicht Realität. Bis heute sind wir in soziale, politische, ökonomische, kulturelle, Alters- und Geschlechterstrukturen eingebunden und durch diese voneinander getrennt. Ist die Befreiung vom Geschlechterkorsett schon hinter oder erst vor uns? Wurde die Utopie der Gleichheit über Bord geworfen, bevor sie in Ansätzen verwirklicht war? Am gleichen Abend jedenfalls ist am Bahnhof Zürich-Stadelhofen die fol-

gende Szene zwischen einer Frau und einem Mann zu beobachten: Sie möchte offensichtlich anderswohin als er. Der Mann beendet den kurzen Disput, indem er die Frau entschlossen ergreift, aufhebt und die Treppe hinunterträgt, während sie, keinen Boden mehr unter den Füßen, kreischt und kichert. Der Mann gehört ganz offensichtlich nicht zu denen, die Lifestyle-Kolumnistin Wäis Kiani in ihrem Buch «Stirb, Susi! Der Softie macht den Abgang» abkanzelt: «*Der Susi wurden alle männlich-aggressiven Attribute ab- und dafür weibliche Eigenschaften wie Passivität anerzogen. Susi durfte sich nicht prügeln, nicht randalieren, nicht ins Koma saufen und Frauen nicht auf dem Schulhof an den Hintern fassen.*»¹⁵

Die Unübersichtlichkeit der Geschlechter wird insbesondere auch in der so genannten Populärkultur sichtbar, denn «*in einer demokratischen Kultur*», so Engell/Kissel, «*werden die wichtigsten Anliegen an den zugänglichsten Orten verhandelt: in der Trivialität. Nicht die philosophischen Seminare, sondern Populärkultur und Massenmedien verhandeln, wengleich verkappt, die drängenden Grundfragen der Zeit.*»¹⁶ Zum Beispiel in Fernsehkrimis. Zum Beispiel im Fussball. Da marschieren (oder stöckeln) Kommissarinnen gleich so reihenweise und selbstbewusst in klassisch männliches Mordgebiet, dass Gerlinde Waz und Peter Paul Kubitz in ihrem Fotobuch über «Die Kommissarinnen» halb erschrocken, halb mitteilidig schreiben: «*Sie alle haben inzwischen ihre männlichen Vorläufer in den Hintergrund gespielt.*» Und die jungen Frauen, die in immer grösseren Scharen in die Fussballstadien drängen, bedrohen – selbst wenn sie auch schon mal, ganz Mann, zur Bierdose greifen – «*die eingeübte männliche Routine*»¹⁷ in den Nord- und Südkurven. Noch ist allerdings nicht entschieden, ob durch die wachsende Zahl weiblicher Zuschauerinnen der Fussball feminisiert wird oder, umgekehrt, die weiblichen Fans beziehungsweise Spielerinnen den Gesetzen des Fussballs unterworfen und vermännlicht werden. «*Die sieht ja aus wie ein Mann*», ruft die Stieftochter des Autors beim Anblick einer Bodybuilderin angeekelt und zieht damit die traditionelle Geschlechtergrenze. Auf Nachfrage verdüstert sich ihr Gesicht allerdings auch beim Gedanken an männliche Bodybuilder.

Die Männer in Günther Jauchs RTL-TV-Show «Typisch Frau – Typisch Mann» erweisen sich im Herbst 2005 als gute alte, wenn auch moralisch nicht ganz saubere Potenzbrocken. In einem mit versteckter Kamera gefilmten Experiment lassen sich drei von vier Kerlen von einer Wildfremden nicht lange bitten und von der Strasse zu einem (nicht eingelösten) One-Night-Stand abschleppen. Ein Mann mit gleichem Anmachauftrag kassiert von sämtlichen zwanzig Testfrauen einen Korb. Ob's am geschlechtsspezifischen Styling der Verführerin beziehungsweise des Verführers lag? Der Evolutionspsychologe im Studio Harald Euler verweist auf die unterschiedliche «*Kosten-Nutzen-Rechnung*» von Frauen beziehungsweise Männern in sexuellen Angelegenheiten und meint die altbekannte Geschichte, die Frauen müssten wegen der drohenden Schwangerschaft und im Interesse opti-

malen Genmaterials ihrer Kinder wählerischer sein als die Männer, die, zur Erhaltung der Art, auf flächendeckende Verbreitung ihrer Gene aus seien. An diesen steinzeitlichen Formationen der Psyche hätten die erst seit ein paar Jahrzehnten wirksame Verhütung und sexuelle Befreiung nichts geändert. Die ersten zwei Folgen der Sendung, die rekonstruiert, was in Genderdiskursen durcheinander gewirbelt wird, sind mit einer Quote von durchschnittlich fast sechs Millionen so erfolgreich, dass ihr weitere Fortsetzungen nachgeschoben werden. Und immer ist auch Familien- und Paartherapeutin Susanne Veit dabei, die sich in einem Bericht der Deutschen Presse-Agentur (dpa) mit Klartext zitieren lässt: *«Das Problem in heutigen Beziehungen ist eigentlich, dass es keine klassische Mann-Frau-Verteilung mehr gibt ... Die Frauen – dadurch, dass sie ja eigentlich alles können – nehmen den Männern die Männlichkeit, weil sie in Bereiche gehen, die früher Männern vorbehalten waren ... Dadurch ist der Mann einfach weicher geworden, hat aber auch weniger Rückgrat in der Beziehung. Und der Mann nimmt der Frau auch ein Stück Weiblichkeit. Das heisst, diese ganze Emanzipationsgeschichte hat eigentlich nur dazu geführt, Rollen aufzuweichen.»* ¹⁸

Da zeigt sich die alte Angst vor der Gleichheit und der Auflösung der Geschlechtergrenzen. *«Die meisten Menschen»,* so Hildegard Mogge-Grotjahn, *«fühlen sich gekränkt, wenn sie nicht als Frau oder als Mann erkannt werden, und sie sind verunsichert, wenn sie nicht wissen, mit wem sie es zu tun haben.»* ¹⁹ Die an sich verlockende Utopie der Gleichheit, das heisst die Dekonstruktion der gesellschaftlich hervorgebrachten Geschlechterdifferenzen und –unterordnungen, macht Angst, dem Mann, aber, vermutlich, auch der Frau. Die Angst vor der Gleichheit, das ist auch die Angst vor der Homosexualität. Wenn alle gleich sind, kann ich mich, weil die heteronormative Schranke gefallen ist, in alle verlieben, in ihre individuelle Einmaligkeit. Der Film *«Boys don't cry»* ²⁰ erzählt die 1993 in Nebraska, USA, tatsächlich passierte Geschichte einer jungen Frau, die sich als Mann zu recht macht, sich in eine andere Frau verliebt, die an dieser Liebe festhält, als die biologische Wahrheit ans Licht gezerrt wird. Die Infragestellung männlicher und weiblicher Identitäten durch das junge Paar jenseits des Geschlechts löst in der engeren Umgebung Angst und Wut aus – die Frau, die den Mann gibt, wird umgebracht, die Geschlechterordnung mit Gewalt wiederhergestellt. Angst vor Gleichheit beziehungsweise postmoderner Vielfalt, das ist auch Angst vor dem Verlust eindeutiger Zugehörigkeiten. *«Wir leben in einer Gesellschaft, welche die Männer zunehmend kastriert»* ²¹, klagt der Psychotherapeut Markus Fäh in seinem Buch *«Der perfekte Mann»*, und fährt dann, seinerseits Material für die Couch liefernd, fort: *«Der männliche Phallus ist ein Symbol männlicher Stärke, ein Symbol von Potenz und Macht generell. Als solches ist er eine Provokation. Weil er die Habenichtse und die Habenden teilt, und weil er Rivalität und Angst hervorruft ... Gelänge es der Gesellschaft, den Phallus aus der Welt zu schaffen»,* das heisst

«den Mann und alle Differenz» zu eliminieren, malt er das männliche Horrorszenario an die Wand, wäre das *«gleichzeitig der Tod der menschlichen Kultur, denn der Unterschied ist das Lebendige, die Gleichheit, die Leugnung des Unterschieds, ist tödlich.»* Aber es ist ja gerade nicht die Lockerung oder gar Auflösung der Geschlechtergrenzen, die Unterschiede einebnet, sondern die gesellschaftlich hervorgebrachte Geschlechterdualität – sie glättet mit klaren Zuordnungen die vielfältigen Differenzen zwischen als Mann beziehungsweise Frau markierten und derart stereotypisierten Individuen aus. An diese Vertrautheit des eigenen Kollektivs und Geschlechts klammern wir uns wie der Vogel, der den geöffneten Käfig nicht verlässt, weil ihm die vergitterten fünfzig Zentimeter vertrauter sind als der weite Himmel. Ein Korsett beengt nicht nur, es gibt auch Halt.

Die einen geraten beim Stichwort «Gender» noch immer ins Grübeln und wissen am Ende nicht, ob es sich um eine neue Grabbepflanzung, einen Fachbegriff aus der modernen Fussballstrategie oder die Beschreibung eines Börsenhochs beziehungsweise Wettertiefs handelt. Die anderen landen in Weiterbildungen für Sozialtätige und Lehrpersonen, trotz des im Minutentakt gestöhnten SchonwiederGender der Wissenden, nach wenigen Minuten bei den herzigen Affenmännchen und -weibchen, das heisst, bei der Biologie, die Nicht-NaturwissenschaftlerInnen so herrlich dämlich eindeutig erscheint. (Verordnete) Gendertage und -module lösen häufig (heftige) Emotionen aus. Der Genderblick ist immer auch ein prüfender Blick auf das eigene (Privat-)Leben. Keine und keiner kann Genderfragen aus kühl-distanzierter Position verhandeln. Immer schwingt das Gefühl mit, den gendergestrengen Anforderungen nicht zu genügen, je nach Kontext beziehungsweise Stand der Debatte als Karrieristin, Emanze oder Heimchen am Herd, als Softie, Macho oder potenzieller Vergewaltiger zu erscheinen, immer droht die Analyse in Klage und Anklage zu kippen. Und schon fühlt sich einer, Angriff ist die beste Verteidigung, genötigt, die undifferenzierten Pauschalisierungen zu verwerfen und zu betonen, so sei er nicht, er könne es besser mit Frauen als mit Männern, und schnell weist eine andere darauf hin, sie habe nichts gegen Männer, die Welt wäre ohne sie eine traurige Welt, und im Übrigen sei dieser Geschlechterkrieg doch längst ..., Männer und Frauen müssten halt einfach akzeptieren, dass sie anders seien. Die freischaffende Philosophin und Psychoanalytikerin Lisa Schmuckli interpretiert das gelangweilte und/oder verärgerte SchonwiederGender als *«Ausdruck eines vielschichtigen sozialen und individuellen Widerstandes»* ²² gegen die Wiederholung an sich: *«Es ist ja weder sexy noch lustig noch cool, im Alltag an die immer gleichen Fragen zu stossen und mit immer denselben Schwierigkeiten konfrontiert zu werden»*, und es ist beklemmend, immer wieder auf die eigene Ohnmacht und Hilflosigkeit, die Begrenztheit des eigenen Einflusses zu stossen, sich eingestehen zu müssen, *«dass sich zwar vieles, aber doch noch immer herzlich wenig verändert hat ... Wer ausruft <Scho*

weder gender!» [Schon wieder Gender!], verweigert, zur Kenntnis zu nehmen, dass wir nicht in der besten aller Welten leben, und folglich die Arbeit der Analyse dessen, was sich zeigt, immer wieder von neuem leisten müssen ...» Das NichtschonwiederGender – das die in ihrer Eitelkeit gekränkten GenderspezialistInnen in HausiererInnen-Depressionen stürzen mag – muss also auch als Widerstand gegen die Erinnerung an nicht überwundene Unterwerfungen und uneingelöste Utopien interpretiert werden. Aber, so Lisa Schmuckli, auch als Widerstand *«gegen die Zweideutigkeit überhaupt»*, denn *«die Zweideutigkeit der Geschlechter schafft Unsicherheiten ... Die Zweideutigkeit selbst bedroht, denn sie impliziert: es könnte ja auch anders sein ...»* Den meisten fällt es schwer, die Vielfalt oder gar die Auflösung der Geschlechter zu denken. Kategorien – ob zwei, drei, vier oder sechsundzwanzig ist letztlich unwesentlich – schaffen Sicherheit, Verhaltenssicherheit. Auch wenn Letztere nicht immer so simpel daherkommt wie bei Wäis Kiani: *«Ein Mann, der darauf wartet, ja sogar froh ist, dass ihm die gefährlichen ersten Schritte von einer Frau abgenommen werden, ist eigentlich eine Frau ... Ein Date ist nur ein Date, wenn der Mann die Frau danach fragt.»*²³ Das ist die Postmoderne: Von Butler bis Kiani ist alles möglich, und am Ende weiss man nicht mehr, wo einer der Kopf und anderes steht. Da können wir uns nur noch mit «Bianca», «Julia», «Wege zum Glück» und all den anderen Telenovelas trösten, die Balsam auf die verunsicherte Seele träufeln und klassische Geschlechterrollen rekonstruieren. Oder können, müssen die modernen Märchen auch ganz anders gelesen werden? Sind auch die Fussballer nicht mehr, was sie waren? *«Es gibt in allen Bundesliga-Klubs Homosexuelle»*, verrät St.-Pauli-Boss Corny Littmann in «Bild am Sonntag» im April 2006. Sind die «Tatort»-Kommissarinnen am Ende doch noch richtige Frauen?

Vom Gleichstellungspostulat zum Genderblick

Die Befreiung von Geschlechterkonzepten war und ist noch immer in erster Linie Frauensache. *«Seltsamerweise»*, fällt es auch Eva Herman auf, *«sind die Männer nur am Rande davon berührt. Ihre Rolle hat sich nicht wesentlich verändert.»*²⁴ Und darüber seien auch die emanzipierten Frauen gar nicht so unglücklich: *«Stellen Sie sich vor, ein gleichberechtigt miteinander lebendes Ehepaar liegt nachts im Bett. Beide haben den ganzen Tag gearbeitet, beide sind hundemüde. Plötzlich hören sie das Geräusch von splitterndem Glas: Einbrecher! Der Ehemann seufzt: «Schatz, ich hatte einen anstrengenden Tag, schau doch mal nach, was los ist, und treib die Kerle in die Flucht.» Selbst die emanzipierteste Ehefrau würde wohl nicht mehr lange bei diesem Mann bleiben.»*²⁵ In der Stunde der Gefahr sind die guten alten Helden gefragt, und auf der «Titanic» gilt auch im 21. Jahrhundert: Frauen und Kinder zuerst in die Rettungsboote. Männer sollen und wollen Männer blei-

ben. Angesichts der sozioökonomischen Stellung von Männern und Frauen, der gesellschaftlichen Bewertung weiblicher beziehungsweise männlicher Eigenschaften sowie der Unterordnung der weiblichen Privat- unter die männliche Sphäre des Öffentlichen scheint es einleuchtend, dass die Befreiung von herrschenden Geschlechterrollen vor allem eine Befreiung auf das Männliche hin ist und im Wesentlichen von Frauen ausging beziehungsweise -geht.

Aus der engen Verbindung von Frauenbewegung und Frauenforschung entwickelten sich gegen Ende des 20. Jahrhunderts die so genannten Genderwissenschaften, die sämtliche gesellschaftlichen Spannungsfelder aus dem Blickwinkel Gender zu untersuchen begannen. *«Das Private ist politisch»*, war Ende der Sechzigerjahre ein Kernsatz der neuen Frauenbewegung, welche die Geschlechterfrage (von der Linken bis dahin als Nebenwiderspruch abgetan) der sozialen Frage gleichstellte und, unter anderem, die (sexuelle) Gewalt im privaten Raum öffentlich thematisierte.²⁶ Fortan ging es nicht mehr nur um die (marxistische) Debatte über Produktionsmittel und -verhältnisse, sondern ebenso sehr um die sozioökonomischen Bedingungen von Familien- und Zusammenleben sowie um männliche beziehungsweise weibliche Bildungs- und Berufskarrieren. Die Frauenforschung übernahm die (Selbst-)Erfahrung als erkenntnistheoretische Methode, Frauen waren nun nicht mehr ausschliesslich Objekt einer bis dahin weitgehend von Männern beherrschten und als objektiv inszenierten Wissenschaft, sondern forschendes Subjekt beziehungsweise erforschtes Objekt zugleich. Sie *«frauenforschten»*, wie Lisa Schmuckli es formuliert, was mann (bisher) nicht beachtet hatte, zum Beispiel die geschlechtsspezifische Sozialisation, das heisst die unterschiedliche Vergesellschaftung von Frauen und Männern, die den kleinen biologischen Unterschied erst zur grossen sozialen Differenz zuspitzt.

Häufig werden *«drei Generationen feministischen Denkens»*²⁷ unterschieden:

1.

der Gleichheitsansatz, das heisst:

- a) Männer und Frauen sind gleich und deshalb gleichberechtigt;
- b) Frauen sind gleich und bilden deshalb ein Kollektiv mit gleichen Interessen,

2.

der Differenzansatz, das heisst:

- a) Männer und Frauen sind verschieden, haben unterschiedliche Lebensaufgaben und gesellschaftliche Funktionen, sind aber trotzdem gleichberechtigt;
- b) Frauen leben in sozioökonomisch und -kulturell ganz unterschiedlichen Verhältnissen, das Kollektiv «Frau» zerfällt in verschiedene Subgruppen mit unterschiedlichen, zum Teil widersprüchlichen Interessen,

3.

der Dekonstruktionsansatz, das heisst:

- a) die Kollektive «Frau» und «Mann» sind soziale beziehungsweise Diskurskonstrukte, aber keine natürlichen, vorgegebenen Kategorien;
- b) die den einzelnen Menschen übergestülpten Männlichkeits- und Weiblichkeitskonzepte können dekonstruiert werden, das Individuum lässt sich von Geschlechterkorsetten befreien.

Es wäre eine grobe Vereinfachung, diese Ansätze in ein hierarchisches Kontinuum wachsender Erkenntnis beziehungsweise zunehmender Befreiung einzureihen und so «*karikierende, reduktionistische und homogenisierende Versionen <früherer> Phasen feministischer Theorie*»²⁸ zu zeichnen. Gleichheits-, Differenz- und Dekonstruktionsansätze haben den feministischen Diskurs zu allen Zeiten parallel beziehungsweise in Widerspruch zueinander geprägt, die Geschichte feministischer Theorie, hält Sabine Hark fest, sei zu «*jedem gegebenen Zeitpunkt*» ein komplexes Feld «*widerstreitender und inkommensurabler theoretischer Positionen*»²⁹ gewesen. Gleichheit, Differenz und Dekonstruktion spielen in Analysen sowie utopischen Entwürfen auch heute noch eine zentrale und umstrittene Rolle. Soll Gleichheit durch biologische Angleichung der Geschlechter definitiv eingelöst werden? Durch den schwangeren Mann, wie ihn die New Yorker Künstler Li und Wong in einem Video inszenieren?³⁰ Durch Befreiung der Frau von der biologischen Bürde der Mutterschaft? Durch geschlechtsneutrale Fortpflanzung aus der Retorte? Oder gibt es eine Gleichstellung von Ungleichen, die aufgrund ihrer biologischen Differenzen auch unterschiedliche psychosoziale Eigenschaften entwickeln und verschiedene gesellschaftliche Aufgaben übernehmen? Bleiben nach Überwindung struktureller sowie normativer Geschlechterdifferenzen, nach Dekonstruktion geschlechtsspezifischer Zuschreibungs- und Wahrnehmungsmuster Menschen zurück, die sich weit stärker durch ihre individuellen Einzigartigkeiten unterscheiden als durch den letzten Rest biologischer Unterschiede zwischen den verschiedenen Geschlechtern? Verschwinden Mann und Frau mit der Überwindung dualistischer Welt- und Sprachbilder – Schwarz und Weiss, Oben und Unten, Gut und Böse, Richtig und Falsch, Frau und Mann – gänzlich?

Immer wieder ist (von Frauen und Männern) eine spiegelbildliche Männerbewegung beschworen worden, aber so etwas hat es nie gegeben und wird es niemals geben (so wie es nie eine Weissen-Bewegung gegeben hat). Das hat strukturelle Gründe: Während sich das Kollektiv «Frau» über soziale, ethnische und ideologische Grenzen hinweg aus den sozioökonomischen Abhängigkeiten vom Kollektiv «Mann» zu lösen versucht, muss sich der Mann als Kollektiv von niemandem befreien.³¹ Alle Männer profitieren, wenn auch in unterschiedlichem Ausmass,

von der Überordnung des Kollektivs «Mann» gegenüber dem Kollektiv «Frau», *«weil sie»*, so Robert W. Connell in *«Der gemachte Mann», «an der patriarchalen Dividende teilhaben, dem allgemeinen Vorteil, der den Männern aus der Unterdrückung der Frauen erwächst»*.³² Männer sind von Anfang an mit Differenzen innerhalb des Kollektivs «Mann» konfrontiert – sie müssten sich, wenn schon, von Unterwerfungen durch Angehörige des eigenen Geschlechts befreien. Auf dem Hintergrund der patriarchalen Geschlechterkonstruktion gerät der Mann gegenüber feministischer Kritik in eine äusserst paradoxe Situation: Der feministische Vorwurf am Mann bezieht sich vorwiegend auf das Männlichkeitskonstrukt, an dem der real existierende Mann scheitert, was er aber nicht zugeben darf, weil er sich damit als Nicht-Mann zu erkennen gäbe, und das ist allemal noch das Schlimmste in einer geschlechterpolaren Kultur. So verbündet sich pikanterweise die (berechtigte) Kritik am Konzept «Mann» mit den männlichen Bemühungen, eben diesem Konzept doch noch, und wenn nötig mit Gewalt, gerecht zu werden. Gerade das, was ihm von Frauen vorgeworfen wird – Dominanz, Macht, Gewalt, emotionale Distanz, Geringschätzung von Hausarbeit –, macht den Mann zum Mann, die Kritik von Frauen bestätigt ihm: Du bist auf dem richtigen Weg. Kommt dazu, dass die Zurückweisung weiblicher Forderungen und Verlockungen die Basiskonstruktion von Männlichkeit – Mann sein heisst, nicht Frau sein – verstärkt.

Was etwa zur Männerbewegung stilisiert wird, sind äusserst heterogene Reaktionen auf die feministische (oder auch von einzelnen Männern formulierte) Kritik an patriarchalen Geschlechterverhältnissen, auf die öffentliche und private Infragestellung traditioneller Männlichkeits- und Weiblichkeitskonzepte durch Frauenbewegung und -forschung. Da sind die Selbsthilfe- oder Interessengruppen von (zum Beispiel geschiedenen) Männern, die ihre (Vor-)Rechte zurückerobern wollen, oder die Gruppierungen, die (zum Beispiel in der so genannten «Wild-Men»-Bewegung) mit einem Differenzansatz eine neue Männlichkeit zu konstituieren suchen; da sind die (politischen, antisexistischen) Gruppen von Männern – die sich, vergleichbar mit fortschrittlichen Weissen in Apartheid-Staaten, mit den Forderungen der Frauenbewegung solidarisieren – und schliesslich jene Männer, die aufgrund eigenen Leidens die Defizite des gesellschaftlich geforderten (Allmachts-)Konzepts «Mann» (zum Beispiel einseitige Fixierung auf Erwerbstätigkeit, emotionale und private Schwäche, Distanz zu eigenen Kindern, gesundheitsschädigende Aspekte des Mannseins, tiefere Lebenserwartung) erkennen und sich in Selbsterfahrungsgruppen, Männerforschungsprojekten usw. ihrerseits mit der patriarchalen Konstruktion von Geschlechtern (insbesondere natürlich von Männlichkeiten) auseinandersetzen und sich einer unsicheren Zukunft als Mann ausliefern. Während traditionelle Wissenschaft den Mann mit dem Menschen an sich gleichsetzte und damit sowohl die Frau als auch das vergeschlechtlichte Subjekt «Mann» zum Verschwinden brachte, werden in den

so genannten «Men's Studies» der Mann selbst beziehungsweise die ihn hervorbringenden Vermännlichungsprozesse zum Forschungsobjekt. Thematisch konzentriert sich die Männerforschung nebst dem Verhältnis von beruflicher Karriere und Vaterschaft auf (Homo-)Sexualität, Gesundheit, Macht und Gewalt. Sie greift einerseits den von der Frauenbewegung öffentlich gemachten Geschlechteraspekt der privaten beziehungsweise öffentlichen Gewalt auf und setzt sich mit der Konstruktion von Männlichkeit durch Gewalt auseinander, macht aber andererseits auch den Mann als Opfer von (Männer-)Gewalt, den Knaben als Opfer sexueller Ausbeutung (durch Männer und Frauen) sichtbar. Dies ist gerade deshalb bedeutsam, weil in der patriarchalen Inszenierung der Mann zwar als (starker, mächtiger) Täter, nicht aber als (schwaches, ohnmächtiges) Opfer vorgesehen und deshalb gefährdet ist, sowohl von Sozialtätigen als auch von Lehrpersonen übersehen zu werden.

Die Männerforschung, so zeigen Überlegungen des Männer-, Geschlechter- und Gewaltforschers Willi Walter ³³, muss sich gegenüber zwei Seiten abgrenzen: einerseits gegenüber der Frauenforschung – an deren Wissenschafts- und Rationalitätskritik sowie der von ihr eingeführten Kategorie «Geschlecht» die Männerforschung zwar anknüpft, aber (im Gegensatz zur Frauenforschung, die sich auf die Frau konzentriert) mit dem Fokus Mann –, andererseits gegenüber der herkömmlichen Forschung, die ihrerseits weitgehend von Männern betrieben wurde und unter dem Deckmantel wissenschaftlicher Objektivität männliche Erfahrungen, Erkenntnisinteressen und Deutungsmuster verallgemeinerte. Diese traditionelle Männerwissenschaft – die aber nicht als solche daherkommt – darf nicht mit der kritischen Männerforschung gleichgesetzt werden, die sich in den angelsächsischen Ländern (als «Men's Studies») bereits Ende der Achtzigerjahre etablierte. Die kritische Männerforschung (wie auch die «Men's Studies») stützen sich auf antisexistische Ansätze und verstehen sich als (männer)emanzipatorische Theorie. Es gibt jedoch auf Seiten der Männer kein dem Feminismus entsprechendes Wertesystem beziehungsweise (aus den bereits skizzierten Gründen) kein mit der Frauenbewegung vergleichbarer politischer Unterbau. Die kritische Männerforschung muss sich von allzu reaktiven Ansätzen lösen und eigenständige Überlegungen (wie zum Beispiel die Konkretisierung unterschiedlichster Männlichkeiten beziehungsweise die gänzliche Überwindung des Konzepts «Mann») entwickeln, wenn sie im neu entstandenen Bereich der Gender Studies zu einem gleichwertigen Partner werden will. Denn *«aus diesem <Frauenkram> auch einen <Männerkram> zu machen, ist eine der wichtigsten Aufgaben und Ziele von Gender Mainstreaming, wenn es denn ein Paradigmenwechsel sein soll. Gender-Trainings und Fördermassnahmen sollten gerade hier ansetzen: bei der Verbesserung der Wahrnehmung, Einbeziehung und Sensibilisierung von Männern im Gleichstellungsprozess.»* ³⁴

Noch aber sind Gleichstellungsbüros und Genderwissenschaften mehrheitlich in Frauenhand. *«Bis heute gilt es in einigen Diskursen als skandalös, wenn ein Mann auf eine ‹Gender-Professur› berufen wird»* ³⁵, notiert Willi Walter in seinem Text *«Genderforschung gleich Frauenforschung?»*. Das hat einerseits historische Gründe – Gleichstellungspolitik hat sich aus Frauenpolitik, Genderansätze haben sich aus feministischer Theorie entwickelt –, andererseits mögen auf Seiten der Frauen (berechtigte) Befürchtungen bestehen, mit der als Eindringen empfundenen Beteiligung von Männern an Gleichstellungs- und Genderprojekten könnten die aus einer Unterdrückungsgeschichte und -realität resultierenden Sichtweisen und Anliegen von Frauen wie schon so oft in der Geschichte patriarchaler Kulturen zum Verschwinden gebracht werden. Der Genderblick auf die gesellschaftlichen und privaten Verhältnisse aber müsste das Aktions- und Reaktions-, das Beschuldigungs- und Rechtfertigungsmuster, die (blosse) Interessenvertretung des eigenen Geschlechts hinter sich lassen und versuchen, auf einer Art Meta-Ebene, aber ohne die eigene Betroffenheit auszuklammern, die Geschlechterfrage als zentrales Strukturelement (vergleichbar der sozialen Frage im Marxismus) zu konstituieren und alle gesellschaftlichen Bereiche (auch) aus dieser Optik analytisch zu erfassen. Gender Studies fragen danach, wie Unterschiede hergestellt, hierarchisiert und wirksam gemacht, wie aufgrund von Unterschieden ganze Kollektive ein- beziehungsweise ausgeschlossen werden. Gender als Denkkategorie erinnert Frauen und Männer an das Faktum der (gesellschaftlich hervorgebrachten) Geschlechtszugehörigkeit sowie der damit verbundenen unterschiedlichen Lebenschancen und Entfaltungsmöglichkeiten.

Wo immer (Befreiungs-)Bewegungen und Selbsthilfegruppen mit ihren Anliegen Erfolg haben, in die Gesellschaft integriert und ihre Erkenntnisse beziehungsweise Handlungsansätze professionalisiert werden, ergibt sich Zwiespältiges – es winken Erfolg und Entpolitisierung zugleich. ³⁶ Annette Hug warnt in der *«Frauenzeitung»* davor, dass Gender Studies *«Fragen der Frauenforschung und -bewegung und der Geschlechterdifferenzen zu schleifen»* drohen und macht deutlich: *«In der besten aller Welten ist die Idee, dass Männer und Frauen in zwangloser Parität die Geschlechterverhältnisse untersuchen, vielleicht wünschbar. Aber gegenwärtig ist die Welt weder die beste noch die gerechteste, sind Macht, Einflussmöglichkeiten und Ressourcen begrenzt, also muss frau den Aspekt der Gerechtigkeit in die Gender-Analyse einbeziehen.»* ³⁷ Umgekehrt weist Willi Walter darauf hin, dass die Beiträge der Männerforschung *«im Mainstream-Gender-Diskurs ... nicht ernst genommen und marginalisiert»* ³⁸ würden. Er kritisiert, Genderforschung und Gender Studies würden *«mit umgekehrten Vorzeichen ähnlichen Wahrnehmungs- und Verallgemeinerungsmechanismen auf[zu]sitzen, wie es der Männerwissenschaft vor einigen Jahrzehnten von der Frauenforschung angekreidet wurde»*. Das heisst: *«Frau ist die Norm. Mann die Abweichung oder Ausnahme ... Es wird Gender gesagt, wenn eigentlich Frau gemeint ist ... Auf der Ebene der*

Forschenden ist Genderforschung eine Frauenwissenschaft. Männer werden mit Methoden und Argumenten ferngehalten, welche früher fast wörtlich gleich dazu benutzt wurden, Frauen den Zugang zum Wissenschaftsbetrieb zu erschweren ... Das (weibliche) Geschlecht der Forschenden wird weitgehend nicht reflektiert ... Das bedeutet ... ein mehrfaches Verschwinden des Geschlechts: 1. Das Geschlecht der Männer verschwindet auf der Ebene der Forschungsinhalte und 2. Das Geschlecht der forschenden Subjekte entschwindet dem reflexiven Bewusstsein.» Walter empfiehlt deshalb, nicht alles Genderforschung zu nennen, sondern, je nachdem, weiterhin von Frauen- oder Männerforschung zu sprechen.

Die von beiden Seiten vorgebrachten Bedenken gegenüber einer vorschnellen Integration von Frauen- beziehungsweise Männerforschung in Gender Studies sind ein Indiz dafür, dass nicht überall Gender drin ist, wo Gender draufsteht. Die Erweiterung der feministischen Analyse zum Genderblick ³⁹ – während gleichzeitig die ersten Ansätze von Männerforschung ihrerseits auf diesen Ansatz hin fokussiert werden – gerät nur dann zur ganzheitlichen Betrachtung öffentlicher und privater (Geschlechter-)Verhältnisse, wenn feministische Kritik und Frauenbefreiung nicht einfach durch technokratisches Gender Mainstreaming ersetzt werden und eine (Befreiungs-)Bewegung nicht vom (oppositionellen) Rand ins Zentrum geschoben, eben zum «main stream» gemacht wird. Der Genderansatz darf nicht zu falschen Spiegelbildlichkeiten – Männer haben mehr Macht, Frauen leben länger, Männer schlagen, Frauen schlagen, «Gehupft wie gesprungen» –, sondern muss zur Schärfung des Blicks und damit zu einer radikaleren, weil auf beide Geschlechterkonzepte ausgeweiteten Kritik führen, das heisst auch und vor allem anderen, die nach wie vor bestehenden beziehungsweise neu hervorbrachten Ungleichheiten und Unterwerfungen benennen.

Geschlecht = Sex + Gender

Frau wird nicht als Frau geboren, Frau wird zur Frau gemacht. Mann wird nicht als Mann geboren, Mann wird zum Mann gemacht. Diese Sätze sind zu Ikonen geworden. Den alten Streit zwischen Natur und Kultur, Genetik und Sozioökonomie, Essenzialismus und Konstruktivismus haben sie nicht gelöst. Die Fragen sind geblieben: Kommen wir als Homosexuelle zur Welt? Oder macht uns die Welt zu Heterosexuellen? Ist die Intelligenz angeboren? Oder ist Dummheit lernbar? ⁴⁰ Macht die Gesellschaft aus Menschen MörderInnen? Oder lauert das Verbrechen in den Genen? Interessanter als der wohl nie definitiv zu entscheidende Disput, wie viel Biologie, wie viel Kultur für den Mann beziehungsweise die Frau verantwortlich sei, ist die Frage, was hinter dem Bedürfnis steckt, die eine oder die andere Variante, Kultur oder Natur, zu favorisieren.

Ist es die Sehnsucht nach Sicherheit, nach Geborgenheit im Begrenzten, nach aufgehobenheit im scheinbar Unveränderlichen, was die einen auf die Biologie hoffen lässt? *«Das Geschlecht hat keine Geschichte. Es ist eine natürliche Tatsache ... es liegt ausserhalb von Geschichte und Kultur»* ⁴¹, schreibt David Halperin. In ihrem 2006 in den Vereinigten Staaten, 2007 in Europa erschienenen, die Bestsellerlisten stürmenden und heftige Diskussionen auslösenden Buch *«Das weibliche Gehirn»* stellt Louann Brizendine alte Gewissheiten wieder her: *«Girls arrive already wired as girls, and boys arrive already wired as boys. Their brains are different by the time they're born, and their brains are what drive their impulses, values, and their very reality.»* ⁴² (Mädchen kommen als Mädchen, Jungen als Jungen «gewickelt» [zur Welt]. Ihre Gehirne sind von Geburt an unterschiedlich. Und es sind die Gehirne, die Impulse, Werte und Realitäten lenken. – Übersetzung H.H.) Da werden Konflikte sowie Missverständnisse zwischen Männern und Frauen auf genetisch beziehungsweise hormonell bedingt anders verlaufende Hirnströme zurückgeführt und beide Geschlechter von neumodischen ganzheitlichen Ansprüchen entlastet. *«Males have double the brain space and processing power devoted to sex as females. Just as women have an eight-lane superhighway for processing emotion while men have a small country road, men have O'Hare Airport as a hub for processing thoughts about sex whereas women have the airfield nearby that lands small and private planes.»* ⁴³ (Männer haben doppelt soviel Hirnmasse, um Kraft für Sex zu entwickeln, wie Frauen. Frauen haben eine achtspurige Autobahn, um Emotionen zu entwickeln, während Männer dies auf einer schmalen Landstrasse machen. Männer haben für die Produktion ihrer Gedanken über Sex einen O'Hare-Flughafen [Chicago] zur Verfügung, Frauen haben dazu das Flugfeld nebenan, wo kleine und private Flugzeuge landen. – Übersetzung H.H.) So sind Männer, so sind Frauen nun mal – das ist ihre Natur. Positionen, die Robert W. Connell als quasireligiös kritisiert: *«Seit die Fähigkeit der Religion zur Rechtfertigung der Geschlechterideologie geschwunden ist, soll nun die Biologie diese Lücke füllen.»* ⁴⁴

Ist es, umgekehrt, der Wunsch nach Veränderung des Vorgegebenen, nach Sprengung aller Grenzen, nach der Freiheit, sich nach eigenem Belieben selbst entwerfen zu können, nach der Machbarkeit von allem, weshalb andere auf die Kultur setzen? *«Irgendwann im 18. Jahrhundert»*, zitiert Riki Wilchins Thomas Laqueur, *«erfand man das Geschlecht, wie wir es kennen»* ⁴⁵, und Iris Radisch demontiert in ihrem Buch *«Schule der Frauen»* soziobiologische Positionen: *«Frauen, die genetisch angeblich für nichts anderes programmiert waren als zum Beerensammeln, Kochen, Nähen, Kinderaufziehen und zur Krankenpflege, erlernten in einer einzigen Generation, wie man Flugzeuge fliegt, Unternehmen leitet, Lungenflügel operiert, Industriestaaten regiert und ähnliche Kleinigkeiten.»* ⁴⁶ Was für Doris Bischof-Köhler, die sich mit dem Titel *«Von Natur aus anders – Die Psycholo-*

gie der Geschlechterunterschiede» zu einem Differenzansatz bekennt, allerdings noch kein Beweis dafür ist, dass Geschlechterdifferenzen ausschliesslich sozial konstruiert sind: *«Die Wirkung natürlicher Dispositionen»* 47, schreibt sie, *«ist appellativer Art; sie legen uns bestimmte Verhaltensweisen näher als andere»*, aber *«zumindest theoretisch wäre sogar so etwas wie eine Rollenumkehr denkbar. Nur müsste diese eben eigens trainiert werden, man müsste bestimmte Tätigkeiten einüben, sich mehr anstrengen und unter Umständen stets erneut gegen innere Widerstände ankämpfen. Auch wenn die Natur nichts erzwingt, so fordert sie doch ihren Preis.»* Das heisst, Gleichheit der Geschlechter wäre, trotz ungleicher biologischer Voraussetzungen, (nur) mit grösseren kulturellen Anstrengungen erreichbar.

Es sind weniger wissenschaftliche Erkenntnisse als Diskurse der Macht beziehungsweise sozioökonomische Interessen, die den Konflikt in bestimmten Zeiten und Kulturen vorübergehend in die eine oder andere Richtung entscheiden. Alle Erkenntnis und Empirie ist von solchen Kontexten durchdrungen: *«Wir müssen wissen»*, gibt Pierre Bourdieu im Gespräch mit Irene Dölling und Margerete Steinrück zu bedenken, *«dass die Instrumente, die wir zum Denken verwenden, mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit sozial konstruiert sind.»* 48 Das heisst, jede Erkenntnis wird durch die Wahrnehmungsapparate und Denkstrukturen der Erkennenden mit-konstruiert. Was der Quantenphysiker Hans-Peter Düerr gerne mit der Parabel vom Ichthyologen (Fischkundigen) illustriert – der fischt mit einem Netz von fünf Zentimeter Maschenweite und definiert: *«Was ich nicht fangen kann, ist kein Fisch.»* 49 Allerdings: Menschen – daran hat auch die Evolutionstheorie nichts geändert – sind keine instinktgesteuerten Fische. Umso heftiger ist der Streit zwischen biologischem und sozialem Determinismus 50, wenn es um Männer und Frauen geht. Ganze Gestellreihen füllen die Bücher über die genetisch verankerte Parkschwäche bei Frauen und die hormonell verursachte Gewalttätigkeit von Männern zum einen, über männliche beziehungsweise weibliche Sozialisation zum anderen.

Fast scheint es, als würde die Formel *«Geschlecht = Sex + Gender»* den Streit beenden. Männer und Frauen: das Resultat einer glücklichen Verbindung von biologischem Geschlecht (Englisch: sex), hervorgebracht durch Gene beziehungsweise Hormone, und sozialem Geschlecht (Englisch: gender), konstruiert durch soziale Erfahrungen, Normen, Strukturen sowie durch die *«Summe aller Vorstellungen und Erwartungen, die eine Gesellschaft jeweils mit <Weiblichkeit> und <Männlichkeit> verbindet»* 51, das heisst durch geschlechterdifferente Wahrnehmung und Zuschreibung. Aber das Glück ist nur von kurzer Dauer, schon geht der alte Streit in neuen Worten wieder los: Wie viel Sex, wie viel Gender? Und was, wenn ein biologischer Mann weiblich gegendert wird? Ist er dann eine Frau oder ein Mann? Oder gibt es doch mehr als zwei Geschlechter? *«Selbst wenn die anatomischen*

Geschlechter (sexes)», so Judith Butler, *«in ihrer ... biologischen Konstitution unproblematisch als binär erscheinen»* ⁵² sollten, bliebe es nicht zwingend bei der einfachen Dualität der Geschlechter, der Kombinationen zwischen Sex- und Gender-Faktoren gäbe es zwei, drei, vier, viele.

Judith Butler geht in der Dekonstruktion der Geschlechter noch einen Schritt weiter und spricht auch dem biologischen Geschlecht (sex) ab, eine *«vordiskursive anatomische Gegebenheit»*, von Kultur unberührte Natur zu sein (eine Metapher, die ihrerseits gründlich gegendert ist). Dekonstruktion sei, so Hannelore Bublitz ⁵³, Produktion von Unsicherheit, das heisst, die Voraussetzungen von ewigen Wahrheiten und Gewissheiten (zum Beispiel über Mann und Frau) – die allerdings zu allen Zeiten hinterfragt wurden – werden durch den Prozess der Dekonstruktion sichtbar gemacht, die Naturalisierung sozialer Konstruktionen wird aufgedeckt, die *«Somatisierung der Herrschaft»* ⁵⁴ entlarvt und jede Essenzialität in Frage gestellt. Nicht einmal der Körper des Menschen, zitiert Riki Wilchins den französischen Philosophen Michel Foucault, sei *«ausreichend stabil, um als Basis»* von Erkenntnis zu dienen. ⁵⁵ Dass Butler die Vorstellung eines biologischen Geschlechts (sex) ihrerseits zu einer sozialen Konstruktion erklärt – die das natürliche Geschlecht zu einer Fiktion macht, *«die rückwirkend an einem vorsprachlichen Ort angelegt wird»* ⁵⁶ –, bedeutet nicht, dass sich am Ende alle Materialitäten auflösen; die Voraussetzungen von Konstruktionen in Frage zu stellen, heisst nicht, sie gänzlich abzuschaffen. ⁵⁷ Auch für Butler ist klar, *«dass Körper leben und sterben, essen und schlafen ...»* ⁵⁸ Dass letztlich alles auch sozial konstruiert ist, bedeutet nicht, dass es ausschliesslich sozial konstruiert ist; dass *«der Körper durch die Sprache konstruiert wird»*, schreibt Veronica Vasterling, *«bedeutet nicht, dass die Sprache der Ursprung oder die Ursache dessen ist, was sie konstruiert.»* ⁵⁹ Die Diskurse der Macht verwandeln unsere Wahrnehmungs- und Denkstrukturen in «Fischernetze», in denen nur Teile der Wirklichkeit hängen bleiben, während, zum Beispiel, andere Geschlechter unbemerkt durch die Maschen schlüpfen. Wir sehen Männer und Frauen, weil wir gelernt haben, Männer und Frauen zu denken beziehungsweise zu sehen.

Gerade das Sex-Gender-Konzept ist ein allzu grobmaschiges und rekonstruiert im Grunde die alte sowie künstliche Trennung von Natur und Kultur, *«von anatomisch-biologischen und sozio-kulturellen Faktoren ..., die Geschlechterdifferenzen erst begründet»*. ⁶⁰ Diese simple Dualität, wie sie auch den feministischen Diskurs teilweise geprägt hat, ist spätestens nach Butler und den Erkenntnissen der modernen Hirnforschung – die soziale Lernprozesse auf der physiologischen Ebene nachzuweisen vermag – nicht mehr zu halten. Was bleibt, im Wissen darum, dass es auch ganz anders sein könnte, ist die aus dem eigenen biografischen und sozialen Kontext heraus postulierte kontingente Sicht der Dinge, die alles andere als eine autonome Entwicklung ist. Jenseits der Trennung von Natur

und Kultur, die sich gegenseitig immer wieder hervorbringen und letztlich eine Einheit bilden, ist das, was wir als Geschlecht wahrnehmen, das Resultat komplexer Wechselwirkungen zwischen Sex und Gender, denn die Biologie entkommt der Konstruktion nicht, die Konstruktion ihrerseits nicht der Biologie. Geschlecht (und Subjekt schlechthin) ist immer etwas Hervorgebrachtes beziehungsweise Ausgehandeltes und damit Gegenstand von (Geschlechter-)Politik, die Robert W. Connell als *«verkörperlichte und soziale Politik zugleich»* ⁶¹ kennzeichnet. Diese Konstruktionsprozesse finden nicht in einem herrschaftsfreien Raum, sondern in den jeweiligen sozioökonomischen Verhältnissen sowie in den normativen und symbolischen Diskursen der Macht, das heisst unter anderem auch in Schule und anderen Sozialisationsfeldern, statt. Hier werden hegemoniale Geschlechterkonzepte ⁶² durchgesetzt, wird aufgrund widersprüchlicher Utopievorstellungen (Gleichheit durch Identisch-Sein, Gleichheit in Differenz durch Anerkennung des/der Anderen, Gleichheit durch Dekonstruktion, das heisst in individueller Vielfalt) agiert. Gerade Lehrpersonen und Soziantätige müssen sich ihrer eigenen Geschlechtersozialisation und -erfahrungen, ihrer Männlichkeits- und Weiblichkeitsvorstellungen sowie ihrer (Geschlechter-)Utopien bewusst sein, denn ihre Geschlechter-Vorurteile und -Konzepte fliessen tagtäglich in die Interaktionen mit Lernenden und KlientInnen ein. Ob eine Lehrperson die braven Mädchen den bösen Buben immer wieder als leuchtendes Beispiel vorhält oder SozialberaterInnen sich a priori mit der friedfertigeren Frau identifizieren, obwohl sie den Mann geohrfeigt hat, ob ein Lehrer eine Schülerin mit erotischem Outfit für seine sexuellen Fantasien mit schlechten Noten bestraft oder eine Sozialpädagogin einen Jugendlichen, der sie ihres Fasnachtskostüms wegen als *«geili Chatz»* bezeichnet, zum potenziellen Vergewaltiger stilisiert – immer wieder verhindern gegenderte Übertragungen professionelles Handeln, überlagern persönliche Geschlechterhaltungen die institutionelle Rollen- und Machtstruktur.

Die Geschlechterfrage muss in einem gesamtgesellschaftlichen Kontext gesehen werden; es gibt nicht nur ein, sondern, wie es Connell in die Debatte eingeführt hat, mehrere Männlichkeits- und Weiblichkeitskonstrukte, nicht nur Über- und Unterordnungen zwischen, sondern auch quer zu den Geschlechtern. Weder die soziale Frage, wie es der Marxismus postuliert hat, noch die Geschlechterfrage, wie es der Feminismus zeitweise gesehen hat, ist der gesellschaftliche Hauptwiderspruch; die Gesellschaft wird vielmehr gleichermassen strukturiert durch sozioökonomische Klassen beziehungsweise soziale Schichten, durch Geschlechter, Ethnien sowie durch verschiedene Zentrum-Peripherie-Differenzen, inklusive ihrer vielfältigen Wechselwirkungen. Der Körper, schreibt Connell, werde in diese Komplexitäten menschlicher Geschichte *«hineingezogen»* und bilde unter anderem die *«Arena für die Erzeugung von Geschlechtermustern»* ⁶³. Männlichkeiten und Weiblichkeiten seien weder genetisch noch sozial programmiert: *«Sie ent-*

stehen im Handeln der Menschen.»⁶⁴ Körper seien sowohl «Objekte als auch Agenten der Praxis», die Connell eine «körper-reflexive» nennt.⁶⁵ Damit knüpft er an den von Butler in die Genderdebatte eingeführten Performativitätsbegriff an; dieser dauernd wiederholte Prozess, schreibt sie in «Körper von Gewicht», in dem (Geschlechter-)Normen angeeignet werden, müsse gedacht werden als etwas, das von einem Subjekt nicht durchgemacht werde, «sondern als etwas, durch das das Subjekt, das sprechende <Ich>, gebildet wird». ⁶⁶ Das heisst, das Subjekt geht der Vergeschlechtlichung nicht voraus, sondern wird durch sie erst mit-konstituiert. Durch die repetitiven Herstellungen von Geschlecht (auch «doing gender» genannt) – in Familie, Schule, Peergroup usw. – werden Machtverhältnisse und -diskurse derart verinnerlicht, ja, inkorporiert, und damit gleichzeitig verschleiert, dass sie am Ende, «self-fulfilling-prophecy», als essenziell, dem Körper von Anfang an zugehörig erscheinen. Gewalt als konstituierendes Element von Männlichkeit erscheint so als natürliches, durch Testosteron an den männlichen Körper gebundenes Merkmal, obwohl sich der einzelne sein Verhältnis zu Gewalt beziehungsweise sein Gewaltverhalten erst in initiationsähnlichen Erfahrungen sowie Veranstaltungen zwischen Männern und Knaben oder in der männlichen Peergroup aneignet.

Das Konzept der körperreflexiven Praxis bedeute aber, so Connell, keine Rückkehr zur Vorstellung des «Körpers als Landschaft»⁶⁷, der Teil sozialer und historischer Prozesse werdende Körper ist kein leeres (weiblich konnotiertes) Gefäss, das mit (männlich konnotierter) Bedeutung abgefüllt wird – wie es die alten Natur-Kultur- beziehungsweise Körper-Geist-Vorstellungen unterstellen –, dieser den sozialen Konstruktionen unterworfenen Körper könne sich der Kontrolle «auf verschiedenste Weise widersetzen»⁶⁸. Auch Butler attestiert der Performativität des Geschlechts einen paradoxen Doppelcharakter: Auf der einen Seite führt diese durch Sanktionen und Tabus erzwungene Wiederholung gesellschaftlicher Normen zu einer «Verstetigung bestehender Machtregimes»⁶⁹, andererseits liegen gerade in der Notwendigkeit der Repetition die Chancen zur Veränderung, ja zur «Destabilisierung von Macht»⁷⁰, durch andere, gebrochene, subversive «Arten des Wiederholens»⁷¹. Der Körper ist also nicht nur Objekt von Einschreibungen, sondern auch Mit-Schreibender; so wie die «Cultural Studies» die KonsumentInnen von Populärkultur nicht nur als leere (weibliche) Objekte, die mit Massenware abgefüllt werden, sehen, sondern als (auch) querlesende, ja mit-schreibende Subjekte. Diese Widerständigkeit der Körper beziehungsweise die subversive Rezeption von Populärkultur werden allerdings ihrerseits durch die Formationen und Diskurse der Macht mitkonstituiert.

Das dreifache Genderdilemma

Gleichheits-, Differenz- und Dekonstruktionsansätze haben nicht nur Frauenbewegung, feministische Forschung und Theoriebildung immer wieder in fast unvereinbare Widersprüche verwickelt, sie durchsetzen auch die Men's Studies und den aktuellen Genderdiskurs. Eine differenzierte Analyse muss alle drei Ansätze, unter Berücksichtigung ihrer jeweiligen blinden Flecken, gezielt einsetzen. Wenn der Philosoph, Geschlechter- und Männerforscher Willi Walter mit Blick auf die Männer schreibt: «*Bevor man sein Geschlecht dekonstruieren kann, muss man es erst einmal haben*»⁷², bedeutet das nicht, Männlichkeit könne nicht dekonstruiert werden, sondern nur, dass «*die Männer erst einmal als geschlechtliche Wesen*» wahrgenommen, ihre Vergeschlechtlichung=Vermännlichung und damit die soziale Konstruktion «Mann» sichtbar gemacht werden muss, bevor sie dekonstruiert werden kann. Bleibt die heikle Frage, ob der Genderblick nur benennt, was ist, oder ob er mitkonstituiert, was er als etwas Vorgefundenes, ja Vorgegebenes ausgibt und der Dekonstruktionsansatz hinterher überwindet – die Geschlechterdifferenz. Damit sind wir zmittst im Gendernest gelandet, in dem Nadja Ramsauer, Historikerin und Leiterin der Fachstelle Gender Studies an der Zürcher Fachhochschule, drei Genderdilemmata ausmacht: Gleichheits-, Differenz- und Dekonstruktionsdilemma⁷³.

«*Die Gleichbehandlung von Ungleichen*», schreibt sie, «*baut Ungleichheit nämlich nicht ab, sondern verstärkt sie.*» Eine These, die sich im schulischen Alltag durchaus zu bestätigen scheint – wer Lernende mit ungleichen sozialen, kulturellen und Bildungshintergründen beziehungsweise unterschiedlichem Geschlecht unter den heutigen Bedingungen gleich behandelt, das heisst, denselben Inhalten, Methoden, Anforderungen und Bewertungsschemata unterwirft, produziert oder reproduziert jene Ungleichheiten, die er oder sie hinterher in selektiven Noten festschreibt. Wer Männer und Frauen mit identischen Präventionsansätzen vor Gewalt, Sucht oder Krankheit zu bewahren versucht, ist mit ganz unterschiedlichen Resultaten konfrontiert. Die Warnung, etwas sei lebensgefährlich, führt bei den einen zu vermehrter Vorsicht, bei den anderen zur Steigerung des Risikoverhaltens, weil es die jeweiligen Geschlechterkonzepte bestätigt. Wer Gleichheit auf die Formel «Wir sind alle gleich» reduziert, blendet Geschlechteraspekte von PolitikÖkonomieSexualitätGewaltGesundheit sowie (strukturelle) Ungleichheiten aus, die das Hier und Jetzt prägen und in dem – siehe Quoten- und Förderdebatten – der gleiche Zugang zu politisch-ökonomischer Macht beziehungsweise sozialer Teilhabe nur durch besondere Anstrengungen benachteiligter Individuen und Gruppen beziehungsweise des gesellschaftlichen Kollektivs möglich wird. Gleichheit meint das Denkbare, das, was im Gegensatz zum Vorgefundenes und gegenwärtige Lebensrealitäten Bestimmenden, auch möglich wäre – die «*gleichheitliche Verteilung von Macht und sozialen Chancen zwischen den erwachse-*

nen Mitgliedern einer Gesellschaft» 74. Das heisst, ein Leben aller auf gleicher Augenhöhe, unabhängig von individuellen Unterschieden und allfälligen Rest-Geschlechterdifferenzen.

Die Gefahr des Differenzansatzes – das heisst der «Aussage *«Wir sind alle verschieden» oder «Männer sind anders als Frauen»*» – ortet Nadja Ramsauer darin, «dass die tradierten geschlechterspezifischen Zuschreibungen fortgeschrieben und Geschlechterstereotypen reaktiviert werden». Die zentrale Frage ist denn auch, ob sich Differenzansätze auf das Vorgefundene beziehen, das heisst, ob sie im Moment real existierende Differenzen und Diskriminierungen benennen oder ob sie diese erst mit hervorbringen, indem sie sie als vorgegeben postulieren, wie das beispielsweise Eva Herman macht: «Wir Frauen sind ... anders als Männer. Wir wurden vom Schöpfer mit unterschiedlichen Aufträgen in diese Welt geschickt ... 75 Die Unterschiede zwischen den Geschlechtern beschränken sich nämlich nicht nur auf äusserlich sichtbare Merkmale wie Geschlechtsorgane, Brüste oder Bartwuchs. Sie umfassen darüber hinaus eine Fülle von mentalen und psychischen Gegebenheiten ...» 76 Wer Menschen, ob in soziokulturellen Feldern oder in Schulzimmern, mit dem gegenderten Blick entgegentritt, ist, selektive Wahrnehmung, gefährdet, die Geschlechtermodelle im eigenen Kopf im sichtbaren Verhalten der anderen bestätigt zu sehen oder die eigenen geschlechtsspezifischen Vorstellungen Lernenden beziehungsweise KlientInnen derart suggestiv überzustülpen, dass Letztere, «self-fulfilling-prophecy», diese Erwartungen schliesslich erfüllen. Differenzansätze in der feministischen Theorie seien, so Lisa Schmuckli, «aus dem Scheitern der emanzipatorischen Politik der Gleichheit» 77 entstanden. Blosser Gleichstellung in herrschenden und so belassenen sozioökonomischen sowie soziokulturellen Strukturen beendet Geschlechterdifferenzen nicht, sondern enthält die Gefahr, dass «diskriminierte Minderwertigkeit» durch «verstümmelnde Integration» 78 ersetzt wird. Die aus desillusionierenden Erfahrungen hervorgehende «Emanzipation, die nicht von den Eigenschaften der Frauen, sondern zu ihnen hin befreit» 79, kann in zwei Richtungen führen – zu einem ganzheitlichen Gleichheitsansatz, der nicht nur gleiche Beteiligung von Mann und Frau in Politik/Wirtschaft/Wissenschaft/Kultur anstrebt, sondern auch deren (patriarchale) Strukturen im Hier und Jetzt aufricht, oder aber zu einer neuen Propagierung der Andersartigkeit von Mann und Frau. «Die *«Andersartigkeit, die sich die Patriarchen einst zur Bemäntelung ihrer These von der weiblichen Minderwertigkeit hatten einfallen lassen»* 80, kritisiert Alice Schwarzer den Differenzfeminismus in ihrem Buch «Die Antwort», «wurde also nun von Frauen selbst reklamiert ... Die so genannten Differenzialistinnen priesen das Emotionale, Mystische, Friedliche des Ewig Weiblichen – und verbuchten Ratio und Destruktion als *«typisch männlich»* ...» Die blosser Umdrehung des Geschlechterverhältnisses – das heisst die Ernennung der Frau zum stärkeren, zum ersten Geschlecht, wie sie in Sätzen

wie «Die Zukunft ist weiblich» zum Ausdruck kommt – landet in den alten Differenzgräben. Nadja Ramsauer besteht darauf, Differenz meine *«gerade nicht unterschiedliche Fähigkeiten und Potentiale von Frauen und Männern»*, sondern beziehe sich *«auf die strukturelle Ebene»*, und diese Strukturen *«gilt es zu verändern, statt deren Effekte zum Ausgangspunkt politischen Handelns zu machen»* ⁸¹. Während sie den Differenzansatz auf die Wahrnehmung gesellschaftlich hervor-gebrachter Ungleichheiten fokussiert, um diese schliesslich zu überwinden, stellt der Psychologe Allan Guggenbühl das Ganze auf den Kopf oder, je nach Optik, auf die Füsse: *«Männliches Verhalten ist nicht nur das Resultat der Enkulturation, sondern die Kultur spiegelt auch das Wesen des Mannes.»* ⁸² Da erscheint die vorgefundene Differenz nicht als hervorgebracht, sondern als von Gott, der Natur oder anderen höheren Mächten vorgegeben und damit zwingend. Oder wären vorgegebene Unterschiede gerade mit einem Differenzansatz, der Ungleiche ungleich fordert und fördert, bis zur Gleichheit kompensierbar? Müssen natürliche Geschlechterstereotype, wie Doris Bischof-Köhler es verlangt, ernst genommen werden, *«um sie zu überwinden»* ⁸³ ? Kann Natur sozial überformt oder sogar dekonstruiert werden?

«Wir stellen das Denken in zwei Geschlechtern so radikal in Frage, dass verallgemeinernde Aussagen über Konfliktlagen kaum mehr möglich sind» ⁸⁴, beschreibt Nadja Ramsauer das Dekonstruktionsdilemma, das sie auf die Aussage *«Wir unterscheiden uns nicht»* zuspitzt. Dilemma meint ja ein Hinundhergerissensein zwischen Möglichkeiten, die gleichermaßen unbefriedigend wie befriedigend sind. Dekonstruktionsansätze – das heisst die Zurückweisung der *«Auffassung, dass es nun mal Männer und Frauen gebe»* ⁸⁵ als *«gesellschaftliche Konstruktion»* – enthalten die Gefahr, dass sie sowohl den Rahmen, *«in dem überhaupt noch Aussagen über geschlechtertypische Problemlagen ... gemacht werden können»* ⁸⁶, als auch das so genannt revolutionäre, in diesem Fall feministische Subjekt ⁸⁷ weg-diskursieren. Das gilt allerdings nur dann, wenn der Satz *«Wir unterscheiden uns nicht»* als *«Wir unterscheiden uns hier und heute nicht»* verstanden wird; begreifen wir ihn als *«Wir müssten uns nicht unterscheiden»*, wird die Gleichheit zum utopischen Potenzial und nicht zu einer vorschnellen Verklärung von Realitäten. Das sich in herrschenden Verhältnissen formierende *«Wir Frauen»*, *«Wir Lohnabhängigen»* usw. steht mit einem Bein in der Vergangenheit, mit dem anderen in einer Zukunft, in der es, jenseits von Geschlechtern und Klassen, nicht mehr gebraucht wird. Dekonstruktionsansätze dürfen, trotz ihres Ursprungs, nicht auf die diskursive Ebene beschränkt werden. *«Diskursanalyse»*, so Gisela Matthiae in *«Clownin Gott»*, verzichte *«nicht auf die Analyse gesellschaftlicher Strukturen»*. ⁸⁸ Im Übrigen scheint es sinnvoll, zwischen Dekonstruktion im engeren und weiteren Sinne zu unterscheiden. Dekonstruktion im engeren Sinne meint den analytischen Ansatz, der sämtliche sozialen Aneignungsprozesse von Geschlecht

dekonstruiert, das heisst sichtbar macht und damit die Natur des weiblichen beziehungsweise männlichen Wesens als gesellschaftliche Konstruktion entlarvt; der Dekonstruktionsansatz leugnet Differenzen nicht, er demaskiert sie nur, statt sie als vorgegebene hinzunehmen, als gewordene. Dekonstruktion im weiteren Sinne umfasst alle Handlungen und Interventionen, die soziale Vergeschlechtlichungen zurückbauen, das heisst geschlechterdifferente Strukturen, Normen, Mythen, Wahrnehmungs- und Zuschreibungssysteme überwinden.

Die skizzierten (Gender-)Dilemmata – und vermutlich gibt es noch weitere – dürfen nicht zu Denk- und Handlungsblockaden oder gar -verboten führen. Die Hinweise auf heikle Aspekte der einzelnen Ansätze sollen den Genderblick vielmehr schärfen und so verhindern, dass das Modell im Kopf zum Brett vor dem Kopf verkommt, sowie dazu beitragen, dass uns mehrdimensionale Ansätze am Ende doch noch zu mehr und realer Gleichheit verhelfen. Denn hinter allen Ansätzen stehen letztlich Gleichheitsutopien, die sich zwischen Gleichheit der Geschlechter, Gleichheit trotz Geschlechterdifferenz und Gleichheit in Vielfalt – das heisst, es gibt *«so viele Geschlechter wie Individuen»* ⁸⁹ – bewegen. Entscheidend ist immer auch die Blickrichtung, mit welcher der entsprechende Ansatz verknüpft wird: Bezieht sich Gleichheit beziehungsweise Differenz auf das Vorgefundene (das, was ist), das Vorgegebene (das, was zwingend so sein muss) oder auf das Denkbare (das, was auch möglich wäre)? Die Integration des Genderansatzes ⁹⁰ in Bildungsberufe und soziale Professionen muss Benachteiligungen sowie Einschränkungen qua Geschlecht immer wieder ins Blickfeld rücken und entsprechendes Handeln initiieren. So wie unterschiedliche Kulturen, soziale Schichten beziehungsweise Gruppen und Problemlagen im Hier und Jetzt unterschiedlicher Reflexions- und Interventionsansätze bedürfen, so verlangen die Geschlechter differenzierte Ansätze, das heisst Installation genderorientierter Strukturen, Förderung beziehungsweise Ausgleich geschlechtsspezifischer Stärken und Schwächen. Männer beispielsweise, die Opfer von Gewalt sind, brauchen (vorläufig) ein anderes Angebot als weibliche Opfer; so wie, umgekehrt, Täterinnen eine andere Intervention verlangen als Täter. Und für «Queers», Transsexuelle und Transgendernde ist alles nochmals ganz anders.

Nachstehend ein Versuch in fünf Schritten, der, so hoffen wir, in verschiedensten sozialen und pädagogischen Kontexten brauchbar ist.

1. Schritt: Wahrnehmen, was ist

Wo zeigen sich im Hier und Jetzt Differenzen beziehungsweise Gleichheiten zwischen den Geschlechtern (und innerhalb von ihnen)? Zum Beispiel: Haben Männer und Frauen ein unterschiedliches Lernverhalten? Andere sexuelle Bedürfnisse?

2. Schritt: Eigene Geschlechtervorurteile reflektieren

Wo ist das Beobachtete vorgefundene Wirklichkeit, wo das Resultat selektiver Wahrnehmung beziehungsweise der Realität aufgedrängter Erwartungen? Ist die Geschlechterdifferenz (beziehungsweise -gleichheit) eine objektive oder liegt sie nur im subjektiven Auge der BetrachterInnen? Zum Beispiel: Stimmt es tatsächlich, dass Männer besser in Wettbewerbs-, Frauen leichter in Kooperationsverhältnissen lernen? Gilt für Frauen wirklich «Zuerst reden, dann Sex», für Männer «Zuerst Sex, dann reden»?

3. Schritt: Dekonstruktion im engeren Sinne – Sichtbarmachen der sozialen Konstruiertheit der Geschlechterdifferenz

Inwieweit sind die nach den beiden ersten Schritten zurückbleibenden Männlichkeiten und Weiblichkeiten durch kulturelle, ökonomische, politische, rechtliche, soziale Überformungen hervorgebracht worden? Durch welche sozialen Mechanismen sind auf den ersten Blick naturgegebene Unterschiede zwischen Mann und Frau hervorgebracht sowie anschliessend naturalisiert worden?

4. Schritt: Dekonstruktion im weiteren Sinne – Überwindung der sozialen Vergeschlechtlichung

Wie werden geschlechterdifferenzierende kulturelle Repräsentationen und Mythen, ökonomische und politische Strukturen beziehungsweise soziale und rechtliche Normen Richtung Gleichheit in individueller Vielfalt aufgebrochen und neue Wirklichkeiten beziehungsweise Repräsentationen entworfen? Eine Verlockung dieses Dekonstruktionsansatzes ist die Allmachtsfantasie, wir könnten uns als Individuum und Kollektiv ohne jede Einschränkung durch elementare Gegebenheiten (welche immer das sein mögen) selbst, siehe Cyborgs, konstruieren: «*Der Traum von der völligen sexuellen Selbstermächtigung des Menschengeschlechts, das nur endlich lernen müsse, sich seines Abstands von der Natur zu freuen, konvergiert merkwürdig mit den neusten Heilslehren der Reproduktionsmedizin: Gender Studies und Gentechnik, das sind zwei phantasmagorische Fluchtbewegungen aus dem heutigen Unbehagen der Geschlechter*»⁹¹, warnt Jörg Lau 1998 in der «Zeit». Mindestens eine Grenze ist uns, trotz aller sozialen Konstruiertheit unseres Lebens, sicher – der Tod. Und vielleicht bleibt auch das Gebären den Frauen für alle Zeiten vorbehalten und aufgebürdet.

5. Schritt: Wahrnehmen, was jetzt ist

Und jetzt beginnt das Spiel von vorne, zurück zu Schritt 1. Wer nicht an irdische oder jenseitige Paradiese glaubt, kommt nie an; im anhaltenden Konstruieren und Dekonstruieren von Geschlechterdifferenzen (und -gleichheiten) muss dem Genderblick immer wieder eine präzise Wahrnehmung dessen, was ist, abverlangt werden, müssen sich der/die Einzelne und das vorübergehend gebildete «Wir Frauen» (oder «Wir Männer») fragen: Welche als natürlich erscheinenden Grenzen lassen sich noch überspringen, welche müssen wir (vorläufig) als gegeben akzeptieren?

Vom Überbau der Geschlechter

Ziel dieses Buches ist es, diesen Genderblick zu trainieren, an exemplarischen Themen (zum Beispiel Organisation des Alltags, Gewalt) und ausgewählten Beispielen der so genannten Populärkultur (Fussball, Krimireihe «Tatort»). Populärkulturelle Produkte sind sowohl analytisches Material – das Aufschluss über Geschlechtervorurteile, -sehnsüchte und Vergeschlechtlichungsprozesse bei potenziellen KlientInnen geben kann – als auch Stoff für die Behandlung von Genderfragen mit Lernenden (wie sie beispielsweise der neue Rahmenlehrplan Allgemeinbildung für die Berufsfachschulen in der Schweiz vorsieht). Deshalb konzentrieren wir uns teilweise auf diskursive Anteile der Herstellung von Geschlecht, das heisst auf Kultur im engeren Sinne, marxistisch: den Überbau, das Gegenstück der ökonomischen Basis. *«Die (ökonomische) Basis ist ... die Gesamtheit der materiellen ökonomischen Verhältnisse, das System der jeweiligen Produktions- und Klassenverhältnisse, die einer bestimmten Entwicklungsstufe der materiellen Produktivkräfte entsprechen»* ⁹², heisst es im «Philosophischen Wörterbuch», das den Überbau wie folgt definiert: *«Der Überbau ist das System der dieser Basis entsprechenden politischen, juristischen, moralischen, weltanschaulichen Anschauungen sowie der dieser Basis entsprechenden politischen, juristischen und sonstigen Institutionen ... In jeder Gesellschaftsformation bringt eine gegebene Basis den ihr entsprechenden Überbau hervor, der seinerseits auf die Basis zurückwirkt.»*

Diese Fokussierung auf den Überbau geschieht im Bewusstsein um die beschriebene Komplexität der Vergeschlechtlichungsprozesse, die Bedeutung der sozioökonomischen Basis – das heisst des sozialen Machtverhältnisses, *«in dem Männer die dominanten, Frauen die untergeordneten Positionen einnehmen»* ⁹³ – und im Wissen um die Wechselwirkungen zwischen Basis und Überbau, Diskurs und Sozioökonomie. Sein oder Bewusstsein, das ist nicht die Frage, Sein und Bewusstsein, das ist die Antwort. Geschlecht wird nicht nur auf der realen, ma-

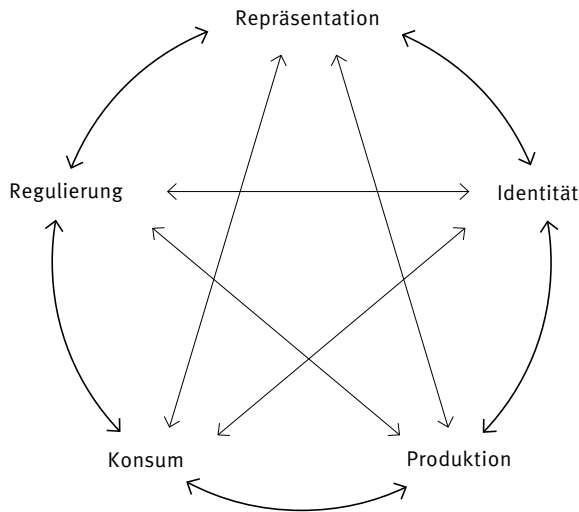
teriellen, sondern auch auf der repräsentativen, auf diese Realität verweisenden Ebene hergestellt. In der Lesart der Cultural Studies ist die Repräsentation ebenso real wie die Wirklichkeit. Auch wenn wir die hautnahe Erfahrung als wirklicher erleben mögen, gibt es im Grunde, wie Stuart Hall, einer der Begründer der «Cultural Studies», es formuliert, keine *«Welt jenseits der Repräsentation»* 94. Was Norman K. Denzin in seinem Beitrag «Reading film – Filme und Videos als sozialwissenschaftliches Erfahrungsmaterial» für bildliche Repräsentationen reklamiert – *«Sie bringen politische Ideologien und zentrale kulturelle Werte zum Ausdruck und vermitteln sie zugleich»* 95 –, das gilt für sämtliche Formen der Repräsentation. Da wir im Grunde nur einen (medial) vermittelten Zugang zur Welt haben, in einer *«Wirklichkeit aus zweiter Hand, die durch die meinungsbildenden Institutionen in unseren Gesellschaften geprägt ist»* 96, leben, können wir, so Stuart Hall, nur an diesen Repräsentationen erkennen, *«was uns konstituiert und wer wir sind»* 97. Zu den auf der repräsentativen Ebene den Prozess der Vergeschlechtlichung (fort)schreibenden Diskursformationen gehört nebst den traditionellen Institutionen wie Kirche, Recht, Politik, Wissenschaft usw. auch die moderne Kulturindustrie, der Theodor W. Adorno in seinem Text «Kulturindustrie, Fernsehen als Ideologie» eine *«Tendenz, das Bewusstsein des Publikums von allen Seiten zu umstellen und einzufangen»* 98, zuschreibt.

Schon vor dem Ende des Zweiten Weltkriegs hatten Max Horkheimer und Theodor W. Adorno in ihrem zum Klassiker gewordenen Buch «Dialektik der Aufklärung» die Vergnügungen der Kulturindustrie in spätkapitalistischen Verhältnissen als Fortsetzung der Arbeit mit anderen Mitteln kritisiert. Die Kulturindustrie vollendet, was dem sozioökonomischen Unterbau nicht gänzlich gelingt – die Unterwerfung der Vielen, denn: *«Vergnügtsein heisst Einverständnis ... Vergnügen heisst allemal: nicht daran denken müssen, das Leiden vergessen, noch wo es gezeigt wird. Ohnmacht liegt ihm zu Grunde. Es ist in der Tat Flucht, aber nicht, wie es behauptet, Flucht vor der schlechten Realität, sondern vor dem letzten Gedanken an Widerstand, den jene noch übriggelassen hat.»* 99 Die rigorose Verwerfung der Massenkultur als Volksverführung hat zwei Wurzeln: die marxistische Kritik an dem sich mehr und mehr durchsetzenden Prinzip der Ökonomie – was zählt, ist der Erfolg – und das durch den Nationalsozialismus geschärfte Misstrauen gegenüber dem Volk, das zur verführbaren Masse wird. Das ist das alte Dilemma der Linken, die zwar auf die Befreiung des Volkes setzt, es aber vor Einlösung dieser Utopie als unterdrücktes Opfer beziehungsweise verführte Manipuliermasse sieht. In diesem Blickwinkel werden kulturelle Repräsentationen, ähnlich wie aus Sicht bildungsbürgerlicher Eliten, durch Popularität und (kommerziellen) Erfolg entwertet.

Wilhelm Reich hat dem schon 1933, noch bevor die Folgen Fakt wurden, den Doppelcharakter des Massenphänomens Faschismus entgegengesetzt. Diese *«von Menschenmassen getragene Bewegung»*, schreibt er in seinem Buch *«Die Massenpsychologie des Faschismus»*, *«stellt ein Amalgam dar zwischen rebellischen Emotionen und reaktionären sozialen Ideen.»* ¹⁰⁰ Einen ähnlichen Doppelcharakter schreiben die VertreterInnen der *«Cultural Studies»* seit den Sechzigerjahren der Populärkultur zu. Damit meinen wir, die Definition von Kaspar Maase übernehmend, jene kulturellen Produkte und Repräsentationen, die *«bei einem grossen Publikum beliebt»* ¹⁰¹ sind. Rainer Winter sieht ZuschauerInnen von Filmen nicht als *«Medienmarionetten»*, sondern als *«gleichberechtigte Partner in der Aneignung des Films»* ¹⁰², und, direkt auf Adorno/Horkheimer gemünzt, schreibt er, die von Letzteren beschriebene *«Homogenität der zur Massenkultur gewordenen Kulturindustrie»* sei *«heute angesichts einer differenzierten und pluralisierten Kultur nicht mehr gegeben ... Die Menschen sind dem System der Kulturindustrie nicht bedingungslos unterworfen und so zur Passivität verdammt ...»* ¹⁰³ *Die Populärkultur ist... nicht nur Medium der symbolischen Integration in das Bestehende, sondern auch eine Form von Gegenmacht.»* ¹⁰⁴ Damit schliesst Winter an die vor allem in den Achtzigerjahren stark von John Fiske geprägte Debatte in den Cultural Studies über Populärkultur an. Fiske hatte sich einerseits als Konsument von *«Schundromanen»* und Trickfilmen geoutet, wollte sich aber andererseits nicht als *«Systemidioten des Kapitalismus»* gesehen haben, *«nur weil ich meinen Vergnügungen nachgehe»* ¹⁰⁵. Womit er auch uns als KonsumentInnen von Krimserien und Fussballspielen, Telenovelas und Talkshows einen Rest an intellektueller Seriosität sichert. Derart geblendet von unseren eigenen populärkulturellen Vergnügungen sind wir denn tatsächlich nicht, dass wir in seinen Sätzen nicht da und dort die Spuren neoliberaler Marktgläubigkeit auszumachen vermöchten. So, wenn Fiske das Scheitern *«am Warenmarkt»* von *«acht oder neun von zehn Produkten»* im ersten Verkaufsjahr als Beleg für die *«Fähigkeit der Leute (people)»* anführt, *«zwischen den verschiedenen Produkten des Kapitalismus zu unterscheiden (discriminate), vor allem zwischen solchen aus dessen Kulturindustrien»* ¹⁰⁶, oder wenn er den von marxistischer Seite oft kritisierten Eskapismus nicht nur als *«Flucht vor etwas»*, sondern auch als *«Flucht hin zu einer präferierten Alternative»* feiert. Zum Beispiel in die Arme eines reichen Bankierssohnes (siehe *«Bianca»* oder andere Telenovelas) oder in die Fankurve eines Fussballstadions. So nötig sein Hinweis ist, dass die *«homogenisierende Kraft der dominanten Ideologie»* nicht alle anderen Gedanken plattzuwalzen vermag, dass sich untergeordnete Gruppen eine *«bemerkenswerte Vielfalt an sozialen Identitäten»* bewahrt und damit den Kapitalismus gezwungen hätten, *«eine vergleichbare Vielfalt von Stimmen zu produzieren»* ¹⁰⁷, so wichtig sein Beharren auf subversiven Lesarten von Texten und damit auf den KonsumentInnen als ProduzentInnen von Bedeutung und Vergnügen ¹⁰⁸ auch ist

– wenn er beziehungsweise Göttlich/Winter das Populäre als ein Feld feiern, *«auf dem der Macht von oben eine Macht von unten gegenübersteht»*¹⁰⁹, droht die von len Ang geortete Gefahr, in der *«Euphorie über die Vitalität der Populärkultur und ihres Publikums»* diese beliebten Repräsentationen plötzlich nur noch als *«Ort des Widerstandes»*¹¹⁰ zu sehen, und die Hegemonie-Frage, wie sie die Frankfurter Schule um Adorno/Horkheimer zu Recht thematisiert hat, ist gefährdet, unter den Tisch zu fallen. Dann wird verschleiert, so Douglas Keller, *«dass diese Kulturform von oben nach unten verläuft und Partizipation allzu oft ausschliesst»*¹¹¹. Auf diesen Punkt hat Stuart Hall selbst 1989 in einem Interview zu seinem 1977 veröffentlichten Grundlagentext *«Kodieren/Dekodieren»* hingewiesen, wenn er sagt, er glaube nicht, *«dass das Publikum in derselben Machtposition ist wie diejenigen, die für es die Welt abbilden»*.¹¹² Hall unterscheidet zwischen der dominant-hegemonialen Lesart, in der RezipientInnen den Text verstehen und die Interpretationen der AutorInnen übernehmen, der ausgehandelten Lesart, in der die RezipientInnen die dominante Position zwar akzeptieren, sie aber in Einzelfällen ihren eigenen Erfahrungen anpassen, und der oppositionellen Lesart, in der die RezipientInnen den Inhalt verstehen, aber ablehnen. Gerade in postmodernen, multikulturellen und pluralistischen Gesellschaften ohne grosse Erzählungen können nur Texte populär werden, die bei einem vielschichtigen Publikum und in unterschiedlichsten Alltagssituationen erfolgreich, das heisst *«für verschiedenartigste Lektüren offen sind»*¹¹³.

Die zuweilen betriebene Stilisierung der LeserInnen als die eigentlichen AutorInnen von Texten aber kippt in der Komplexität von Rezeptionsprozessen von der einen Vereinfachung (LeserInnen als Marionetten) in die andere. Die Vorstellung, das Bild liege letztlich ganz im Auge des Betrachters, blendet die nach wie vor bestehende Bedeutung der dekonstruierten AutorInnen und Texte aus. Sie müssen in eine sinnvolle Medienanalyse reintegriert werden. Ganz abgesehen davon, dass die lesenden Subjekte ihrerseits durch dieselben soziokulturellen Verhältnisse sowie Machtdiskurse mit-konstituiert werden wie die ProduzentInnen und dabei nicht zwingend einen subversiven Blick entwickeln.



Quelle: P. du Gay 1997: 3, in: Andreas Hepp: *Cultural Studies und Medienanalyse*, S. 160

Andreas Hepp stellt in seinem Buch «Cultural Studies und Medienanalyse» Paul du Gay's Konzept des «Kreislaufs der Kultur» ¹¹⁴ vor, das unserer Meinung nach der Komplexität der Herstellung von Bedeutung, zum Beispiel von Geschlecht, in populärkulturellen Äußerungen am ehesten gerecht wird. Das Konzept unterscheidet fünf Prozesse:

- Repräsentation von Bedeutungen in medialen beziehungsweise kulturellen Produkten
- Herstellung von damit verbundenen sozialen Identitäten, zum Beispiel von Geschlechtsidentität
- Produktionsprozesse
- Konsumtionsprozesse
- Prozesse der Regulierung von Distribution und Gebrauch

Diese fünf Aspekte sind in zirkulärer Wechselwirkung miteinander verwoben. Der Konsum wirkt auf die Produktion und damit auf das populärkulturelle Produkt, die Repräsentation, zurück, die wesentlich durch die Produktionsbedingungen formiert wird. TV-Serien beispielsweise müssen kostengünstig sein, bekommen extrem kurze Produktionszeiten zugestanden, werden lieblos abgedreht und können deshalb auch nicht wie ein Film von Ingmar Bergmann daherkommen.

Die Produzierenden haben Vorstellungen von den NutzerInnen ihrer Produkte und deren sozialen, also auch geschlechtlichen Identitäten. Letztere generieren ihrerseits entsprechende Nutzungspraktiken, auch wenn sich die Konsumierenden nicht immer ihren (gegenderten) Zuschreibungen entsprechend verhalten. Fussball-Grossanlässe wie Welt- und Europameisterschaften mit Sponsoring, Werbung, Sonderhymnen, Fanmeilen und -artikeln demonstrieren eindrücklich, welche Bedeutung auch die Organisation von Verteilung und Verkauf hat. Sie macht aus dem bescheidenen Anlass im Stadion einen Mega-Event. *«Es ist egal, an welcher Stelle man in dem Kreislauf beginnt»*, betont du Gay die Interdependenzen der fünf Aspekte, *«da man ihn einmal durchlaufen haben muss, bevor eine Untersuchung abgeschlossen ist. Hinzu kommt, dass jeder Teil des Kreislaufes im nächsten Teil aufgegriffen wird und dort wieder in Erscheinung tritt. Wenn man beispielsweise mit Repräsentation begonnen hat, ist die Frage von Repräsentation auch ein Element des nächsten Teils, in dem Fall der Konstruktion von Identitäten. Und so weiter.»*¹¹⁵ Ohne die anderen Aspekte aus den Augen zu verlieren, konzentrieren wir uns im Wesentlichen auf Repräsentation, Konsumtion und Identität. Analysiert werden mehrdeutige Geschlechter-Repräsentationen, die unterschiedliche Lesarten zulassen beziehungsweise Männern und Frauen widersprüchliche Identifikationsmodelle anbieten.

Sowohl Fussballspiele als auch «Tatort»-Folgen werden für jeweils neunzig Minuten zum populären Tatort der Repräsentation und Herstellung von Geschlecht. Beide Tatorte werden von grossen, ganz unterschiedlichen Publikumsgruppen aufgesucht und müssen, im Interesse von Einschaltquoten und kommerziellem Erfolg, Bedürfnisse sowie Sehnsüchte unterschiedlicher RezipientInnen befriedigen und für widersprüchlichste Lesarten offen, das heisst polysem, bleiben. In diesen populären Diskursen und Bedeutungszusammenhängen schwirren gerade in Bezug auf Geschlechterkonzepte und -realitäten – die in den letzten Jahrzehnten unterschiedlichsten Veränderungsprozessen unterworfen worden sind – divergierendste Weiblichkeiten und Männlichkeiten herum. Da wird munter dekonstruiert, neu konstruiert, «gequeert» und rekonstruiert. Das Überschreiten von Geschlechtergrenzen kann ganz schön bedrohlich sein: *«Die revolutionäre Umkehrung des früheren TV-Hausmütterchenbildes in die engagierte Berufsfrau frisst im wahrsten Sinne des Wortes ihre Kinder»*¹¹⁶, schreiben Arne Birkenstock und Irmela Hannover, der Autor und die Autorin der Studie «Familienbilder im Fernsehen». Wo traditionelle beziehungsweise hegemoniale Männlichkeiten und Weiblichkeiten dekonstruiert, parallel neue, allenfalls ihrerseits hegemonial werdende Geschlechterkonzepte installiert werden, wo solcherart Verunsicherung produziert wird, entsteht auch schon mal die Sehnsucht nach Rekonstruktion, nach Wiedereinsetzung des natürlichen Wesens und Körpers als haltendes Korsett. In Anlehnung an Fiskes These, oberflächlich hegemoniale Konstruktionen in

populären Texten könnten auch «quer gelesen» werden, gehen wir unter anderem der Frage nach, inwieweit die auf den ersten Blick häufig emanzipiert, das heisst dekonstruktiv oder neu konstruierend daherkommenden Texte und anderen kulturellen Repräsentationen gerade deshalb populär, also nicht nur für das kleine Segment von Feministinnen und «neuen Männern» attraktiv sind, weil sie (auch) subversive, in diesem Fall rekonstruierende Lesarten zulassen und damit beruhigenden Halt in der postmodernen Verunsicherung versprechen.



... als ihn die resignierende Grossmutter –
«Du sollst doch auf deinen Vater warten.» – zurück-
zuhalten versucht ... (aus «Tatort Exil»)



... Kollegin Graf, die sich blitzartig aufgerappelt
und den Schwarzen vor sich her getrieben
hat, staunt: «Klasse, Chef.» ... (aus «Tatort Exil»)



... einer Mutter, die ihr Kind wie einen Kuckuck
in das Nest des falschen Vaters legt, ist alles
zuzutrauen ... (aus «Tatort Exil»)



... bringt er die Frau mit einem Kuss zum Schweigen,
als wäre er bei Humphrey Bogart und John Wayne
zur Schule gegangen ... (aus «Tatort Feuerkämpfer»)

Der übersexuelle Vater oder Kommissar Casstorff steht Kopf

«Exil», ausgestrahlt am 28. Oktober 2001, ist Casstorffs erster Fall, und schon nach drei Minuten stellt er seinen Chef, Dr. Kevin Lohmann, auf den Kopf. Symbol dafür, dass beim neuen Kommissar des Norddeutschen Rundfunks (NDR) Hierarchie und Geschlechterordnung auch schon mal durcheinandergeraten können. «Der Hamburger Hauptkommissar mit abgebrochenem Psychologiestudium», schreibt der NDR im Begleittext, «wäre längst im gehobenen Dienst, hätte er nicht seinen Pflichten als allein erziehender Vater den Vorrang gegeben.» Judith Vorbeck, die Mutter des inzwischen fünfzehnjährigen Daniel, hat sich, alle naturgegebenen Muttergefühle mit Füßen tretend, kurz nach der Geburt ihres Kindes «sang- und klanglos nach Amerika» (Originalton Casstorff) verzogen und den Vater mit dem Säugling allein gelassen. Die Frau, die ihr Geschlecht im zentralen Punkt verfehlt und als Negativfolie für den Muttermann Casstorff dient, entschuldigt sich später: «Ich habe die Kurve nicht gekriegt.» All das erfahren wir als ZuschauerInnen nur häppchenweise, wenn es der aktuelle Fall von Kommissar Casstorff zulässt. «Du immer mit deinem japanischen Scheiss», stört Lohmann seinen Untergebenen, der sich im Kopfstand entspannt, und verlangt von ihm, er müsse ein Verhör übernehmen. Casstorff, der mit Stoppelbart ins Männliche inszeniert wird, brummt bissig: «Ich dachte, du kannst es alleine ... Mein Sohn wartet auf mich.» Den lässt er aber – «Was hab' ich dir gesagt, Päde kommt wieder zu spät», sagt Daniel in einem Zwischenschnitt zu Casstorffs Mutter Charlotte – wie so häufig weiter warten, als Lohmann ihn, sichtlich gekränkt, darauf hinweist, der Staatsanwalt und Casstorff-Freund Fröhlicher «wünscht, dass du das machst». Während Casstorff den Chef wieder auf die Füße kommen lässt, die Prioritäten zwischen Haus und Büro wieder in Ordnung bringt, verteidigt Charlotte Casstorff ihren Sohn Jan: «Red' nicht so von deinem Vater, das ist ein zuverlässiger Mann.» «Aber nicht, wenn er mit mir verabredet ist, Oma», stellt der Enkel männliche Realität her. Die Frau zwischen Sohn und Enkel, die offensichtlich einen Grossteil der alltäglichen Arbeiten in dem Männerhaushalt erledigt, gibt sich alle Mühe: «Er hat eben diesen Beruf, da solltest du ...» «Stolz sein?!», nimmt ihr Daniel die Worte aus dem Mund, lässt sie auf den Boden fallen, zertritt sie, «danke», und geht «noch mal für eine Stunde» weg. «Bin ich bei den Zeugen Jehovas», ruft die pubertierende Rotznase zurück, als ihn die resignierende Grossmutter – «Du sollst doch auf deinen Vater warten» – zurückzuhalten versucht.

In einer späteren Folge «kotzt» es ihn richtig an, als ihn der Vater wieder einmal sitzen lässt. Weil es «wirklich wichtig» sei. «Es geht um Mord.» Unterstützt der

Staatsanwalt den Vater. Da ist er auch schon mal bereit, ein Opfer zu bringen oder bringen zu lassen. *«97 Stunden weniger Vater, weniger Mensch ..., aber ich hab's aus Überzeugung gemacht ... Um einen perversen Killer zu fassen.»* Sagt Casstorff in der Folge «Harte Hunde» im Gespräch mit einem Psychotherapeuten zum Thema Überstunden. Dem Jüngling, der in einer Welt aufwächst, in der Leichen und Mörder wichtiger sind als ein lebendes Kind, ist das *«scheissegal»*.

TV-Kommissar Casstorff ist erst sechs Minuten im Dienst, da liefert er bereits den Beweis ab, dass auf ihn, trotz Kind und Doppelbelastung, Verlass ist, dass er uneingeschränkt seinen Mann im Beruf stellt, dass ihn die Vaterschaft nicht wie «Life»-Sänger Ed Kowalczyk *«zum Softie»* ¹¹⁷ macht. Der Verdächtige bricht unter Casstorffs Verhörmethoden zusammen. Der schiebt das Geständnis in Lohmanns weiße Brusttasche: *«Du musst nur noch das Verhörband abtippen lassen.»* Lohmann spürt, dass die Wirklichkeit die formelle Hierarchie zu sabotieren droht: *«Hör mal Jan, ich reite ungern darauf herum, aber ich bin dein Vorgesetzter.»* Der Untergebene dreht sich, schon im Gehen, noch einmal um, zeigt dem Chef definitiv den Meister, *«nicht nötig»*, grantelt er, *«dass du dich bedankst, zum Beispiel so: Danke, Jan, hast zwar Feierabend, und dein Sohn ist wahrscheinlich schon wieder stinksauer auf dich, Mensch, Jan, prima, dass du trotzdem hier geblieben bist und mir aus dieser Situation herausgeholfen hast, in die ich mich mit meiner grossen Klappe wieder gebracht habe.»* Lohmann, ganz zusammengestauchter Schüler, dankt nicht, widerspricht nicht, redet nicht, schweigt. Als ahnte er, dass er Chef von Casstorffs Gnaden ist, dass er es nur geworden ist, weil Casstorff nicht zur Verfügung stand. Casstorff ist der Bessere, muss der Bessere sein – da geht es ihm wie den Frauen –, um dem Vorurteil zu begegnen, wer Verantwortung für Kinder habe, sei beruflich nicht hundertprozentig belastbar.

Casstorff, der Mann, wird über seine berufliche Kompetenz etabliert, bevor er im Privatbereich gezeigt wird; ganz anders als Oberkommissarin Marianne Buchmüller, die 1978 an bisher Männern vorbehaltenen *Tatorten* auftaucht: *«Als sie zum ersten Mal auf dem Bildschirm erscheint»*, schreibt Gabriele Dietze, *«trägt sie ein weisses, dezent dekolletiertes Negligé und wird von ihrem Liebhaber per Telefon geweckt. Die Ermittlerin wird in einer Homestory etabliert; bevor deutlich wird, dass sie eine leitende Beamtin der Mordkommission ist, haben die Zuschauer schon ihr Bad, ihre Küche und den Inhalt ihres Kühlschranks besichtigt.»* ¹¹⁸ Es ist, als traute der Regisseur der Dekonstruktion der Zwangsverbindung Frau/Kind selbst nicht so richtig; nur zögerlich, aus der Vogelperspektive nähert er sich dem Vater und dem Sohn, die sich, eine Nacht zu spät, am Zmorgetisch treffen. Wann immer Casstorff zu Hause auftaucht, sieht es, durch die Brille der gewohnten Geschlechterzuschreibungen, ein wenig so aus, als käme er von aussen. *«Furchtbar gewollt»*, wirke es, wenn sich der Kommissar *«gleichzeitig in der Rolle des alleinerziehenden Vaters zu profilieren sucht»*, schreiben Sichtermann/Kaiser ¹¹⁹, und es ist nicht ganz klar,

ist das der unpathetische Blick auf die Wirklichkeit oder haben sie, haben wir ein gegendertes Brett vor dem Kopf, das uns daran hindert, die Verbindung Vater und Kind als ebenso natürlich beziehungsweise konstruiert zu sehen wie jene zwischen Mutter und Kind?

Die Stimmung zwischen Vater und Sohn ist gespannt, als die Kamera näher herangefahren wird, Casstorff versucht, das Familienoberhaupt zu markieren, will, ohne den Sohnmann anzuschauen, wissen, wo der gestern Abend war. Daniels «weg!» und sein Blick sind von der Art, die gerne als mörderisch beschrieben wird, das duldet ein Kommissar im eigenen Heim nicht, jetzt schaut er dem Sohn ins Gesicht: *«Nicht in dem Ton, Freundchen!»* Der bleibt im Jargon: *«Fällt mir schwer, nachdem ich mich gestern wieder halb tot gewartet habe.»* Casstorff muss innerlich zusammengezuckt sein, der Klang seiner Stimme ändert sich von einer Sekunde auf die andere, er druckt ein *«Sorry, ich ...»* heraus, das Telefon erspart ihm und Daniel weitere schuldbewusste Erklärungen, der Sohn gewinnt die umgehend lancierte Wette – *«Für dich oder für mich?»* –, der Kommissar wird gebraucht. *«Tut mir leid, 'ne Wasserleiche»*, entschuldigt er sich, der Sohn schaut traurig, dann kommt es ihm in den Sinn: *«He, du bist dran mit Wegräumen.»* Aber Casstorff ist schon in bedeutenderen Sphären, zieht noch schnell die Geschlechterlinie: *«Sag Oma, sie soll es bitte machen.»* Der Sohn erinnert den Vater daran, dass die Grossmütter auch nicht mehr sind, was sie einmal waren: *«Die wird mir was pfeifen.»* *«Dann lass alles stehen, ich räume auf, wenn ich wieder da bin»*, und weg ist er. Beim Aufräumen oder Geschirrspülen sieht man und frau ihn allerdings nie. Der Sohn, wieder aus der Vogelperspektive, schaut in eine Küche und murmelt: *«Saustall!»*, draussen, im Auto, entlastet sich Casstorff noch kurz bei Kollege Eduard Holicek, er müsse sich mehr um Daniel kümmern, klagt er, Holicek trocken: *«Das sagst du schon seit zehn Jahren»*, dann gehorcht Casstorff wie immer dem Ruf der Leiche.

Nur einmal entscheidet er sich an der Grenze von öffentlicher und privater Welt anders, befindet auf einer nachtdunklen Strasse: *«Das verschieben wir auf morgen, mir reicht's.»* Und geht nach Hause, obwohl ihm Holicek, noch eine Spur im Kopf, nachruft: *«Ich weiss nicht, ob das eine gute Idee ist.»* Daniels Wunsch, ins «Exil», zum Beispiel mit einem SchülerInnen-Austausch in die Vereinigten Staaten zu gehen, macht Casstorff zu schaffen. *«Ins Exil gehen Menschen, die es da, wo sie herkommen, nicht mehr aushalten»*, reibt er dem Filius unter die Nase. Aber es ist nicht der *«unbewusste Umgang mit dem Wort Exil»*, sondern Daniels Bedürfnis, *«mal richtig Abstand zu kriegen»*, das ihn nach Hause treibt, und die Konkretisierung *«Von dir, und wie du dein Leben führst!»* schmerzt den Vater. Kommissar Casstorff deponiert Lederjacke und Pistole bei der Wohnungstüre, dann geht der Vater ins Zimmer zu Daniel, entschuldigt sich, fast wie ein Sünder vor dem Jüngsten Gericht stehend, das in der Maske eines pubertierenden Jünglings auf dem Bett hängt und

Schulaufgaben erledigt, entschuldigt sich *«für das ganze Chaos hier»*. Der Sohn schliesst das Matheheft, die bedeutungsvolle Stunde erahnend. *«Es ist sicher so»*, beginnt Casstorff seine Rede, *«dass ich dir nicht immer so ein Zuhause bieten kann ...»* Die Inszenierung der Mutter als oberste Betreuerin der Kinder, die immer da ist, wenn die Kleinen und Grossen nach Hause kommen, schürt nicht nur die permanenten Schuldgefühle berufstätiger Mütter, es macht auch den Mann und Vater zum Defizitwesen, das nie bieten kann, was, so Casstorff, *«ein junger Mensch»*, dann korrigiert er sich, *«ein junger Mann dann doch irgendwie zu brauchen scheint»*. Wüsste er schon, was er in späteren Folgen erfahren wird – Daniel ist gar nicht sein eigen Fleisch und Blut, das gerade in unseren Zeiten der Patchworkfamilien gerne hochstilisiert wird –, die Angst, nicht zu genügen, wäre noch grösser. *«Ich kann mich sicher auch nicht so viel um dich kümmern, wie ich's gern täte»*, macht Casstorff weiter und lässt sich vom gerührten Sohn nicht stoppen, setzt sich auf die Bettkante, in der Folge dauernder Wechsel zwischen Intimität schaffenden Grossaufnahmen von Vater beziehungsweise Sohn, die sich kaum je direkt anschauen. *«Aber das heisst nicht, dass ich dich nicht sehr lieb hab', Daniel ...»* Das Beste, was er auf der Welt habe, sagt Casstorff, sei der Sohn, und erinnert an die Politiker oder Top-Shots in der Wirtschaft, die öffentlich betonen, wie wichtig ihnen die Familie sei, privat aber nur ganz selten bei ihr auftauchen. Der Mann ist nicht Herr des eigenen Lebens, wenn er nicht zum Kinderversteher werden, seine Männlichkeit nicht verlieren will. *«Ich hab's nicht so hingekriegt, wie ich wollte, mit dir»*, druckst er heraus, wendet sich dann in einer abrupten Bewegung von Sohn und TV-ZuschauerInnen ab, vermutlich, weil ihm die Tränen kommen, *«aber das ist kein böser Wille.»* Während die Musik schon Unheil ankündigt, beugt sich der Sohn vor, als wollte er dem Vater die Hand auf die Schulter legen: *«He, Alter, jetzt mach dich doch nicht fertig.»* Harter Zwischenschnitt auf eine Leiche. Am anderen Morgen – der Vater hat dem Sohn in der Nacht, bei einem Glas Wein, das Versprechen abgenommen, *«nochmals über den ganzen Quark, Amerika, Exil und so»* nachzudenken – kniet Casstorff wieder einmal neben einer Leiche, und Holicek schweigt vielsagend.

«Was hast du eigentlich?», will Casstorff schliesslich wissen.

Holicek: *«Ein Mensch ist tot.»*

Casstorff: *«Das ist doch nicht deine erste Leiche.»*

Holicek: *«Ne ... ich überlege nur, was passiert wäre, wenn der Herr Hauptkommissar gestern Abend seine Finger nicht so demonstrativ in die Ohren gesteckt hätte.»*

Casstorff: *«Moment, willst du mir etwa die Schuld für diesen Mord in die Schuhe schieben?»*

Holicek: *«Ne ..., ich bin der Depp ..., ich habe mich wieder mal nicht auf mein Gefühl verlassen ..., ich hab's gespürt, ich hätte hinfahren müssen.»*

Casstorff: *«Ach ja, [klatst in die Hände] unser emotionales Medium ist wieder da,*

ruf doch mal bei Gottschalk an: (Ich erahne einen Mord auf fünf Kilometer Entfernung), damit wirst du sicher Wettkönig.»

In dieser Dialogsequenz verweisen beide Männer im Subtext auf die unsichtbare Linie zwischen den Geschlechtern und stellen diese Grenze performativ (wieder) her. Auch wenn es der Mann ohne Privatleben nicht ausspricht – schliesslich hat Casstorff am Abend vorher auch nicht gesagt, weshalb er *«Schluss für heute»* gemacht hat –, es ist klar, was Holicsek meint: Die privaten Probleme Casstorffs sind schuld, dass ein Mensch ermordet wurde, Casstorff hat sich dazu verleiten lassen, sich wie eine Mutter zu verhalten, die Angst vor der Trennung vom Sohn hat ihn beruflich unzuverlässig gemacht. Casstorff – da gelandet, wo sonst berufstätige Frauen sitzen, zwischen allen Stühlen, Schuldgefühle rundherum – wehrt professionelle Versagergefühle mit Sarkasmus ab und zahlt es dem Kollegen, der sich auf (weibliche) Gefühle beruft, mit gleicher Geschlechtermünze heim.

Wenig später wird Hauptkommissar Jan Casstorff von *«Tatort»*-Autor Thomas Bohn als Mann rehabilitiert. Er lässt einen verdächtigen Afrikaner Casstorffs Kollegin Jenny Graf – schwarzer Täter, weisses weibliches Opfer – niederschlagen. Natürlich fahren Holicsek und Casstorff ausgerechnet in dem Moment vor, als der Schwarze aus dem Haus flüchtet. Der gibt auch angesichts von Holicsecs Pistolenlauf nicht auf, rennt weiter, zückt das Messer, als sich Casstorff vor ihm aufbaut, aber der legt ihn mit asiatischen Kampfgriffen auf den Boden und überlässt es Holicsek, den Überwältigten in Handschellen zu legen. Kollegin Graf, die sich blitzartig aufgerappelt und den Schwarzen vor sich hergetrieben hat, staunt: *«Klasse, Chef.»* Am Schluss dieser *«Tatort»*-Folge schickt Casstorff seinen Chef Lohmann ins Bett, er will den Fall – *«Jetzt schalten wir mal von Hirn auf Emotion, wie unser Kollege Holicsek es immer so treffend fordert»* – abschliessen wie ein erwachsener Mann: *«Direkt, böse, illegal»*, und macht definitiv klar: Casstorff, der Alleinerziehende, ist kein Weichei. Er wird als *«Übersexueller»* inszeniert, das heisst *«frei von effeminiertes Verzagtheit, aber dennoch raffiniert, vielschichtig und geheimnisvoll. Kein Beckham-Lackaffe, sondern ein Kerl wie George Clooney, Adrien Brody oder Jude Law»* ¹²⁰ oder eben Jan Casstorff. Bei seinem Anblick riecht mann und frau förmlich den *«Duft des übersexuellen Mannsbildes»* ¹²¹; das ist die Gattung Mann, die gemäss *«Berliner Morgenpost»* die *«Attraktivität traditioneller Männlichkeit auf harmonische Weise mit Eigenschaften und Vorlieben verbindet, die lange Zeit Frauen vorbehalten waren ... Er will nicht (seine weibliche Seite erkunden), aber er verachtet auch all die Zurückgebliebenen, die glauben, es sei unmännlich, zu kochen, Windeln zu wechseln, sich zu pflegen und eine Frau als gleichberechtigte Partnerin anzusehen.»* ¹²² Ein Mann also, der auf dem Hochseil balanciert, das traditionelles Männerland und Frauenland trennt, der gleich dem weltberühmten Stierkämpfer mit umgebundener Küchenschürze beim Geschirrspülen sagen könnte: *«Alles,*

was ich tue, ist männlich» 123, womit er traditionelle Männlichkeit dekonstruiert, aber die Vergeschlechtlichung durch die Hintertür gleich wieder rekonstruiert. Casstorff bietet in seiner Person polyseme Identifikationsmöglichkeiten für unterschiedliche Männer (und Frauen) an, er schafft es immer wieder, die Geschlechterlinie zwischen öffentlichem und privatem Raum, Produktions- und Reproduktionssphäre zu überschreiten, ohne auf die eine oder andere Seite abzustürzen. Dabei hilft ihm der Umstand, dass er seinen Dienst auf der Ebene der Repräsentation erst antritt, als Sohn Daniel schon in der Pubertät ist, nicht mehr gewickelt, am Sandhaufen beaufsichtigt oder betreut werden muss, wenn er von der Schule nach Hause kommt, sonst hätte vermutlich Casstorffs Mutter die Inszenierung des alleinerziehenden Kommissars zerstört. Hätte Casstorff tatsächlich den Frauenweg zum Männerweg gemacht, dem Bub das blutig geschlagene Knie desinfiziert, das Abendessen zubereitet und die verschwitzten Fussballleibchen gewaschen, er hätte es (auch) als männlicher Teilzeitbeschäftigter und Wiedereinsteiger kaum zum Hauptkommissar gebracht, sondern wäre auf die Frauenseite abgestürzt. Das kann nur verhindert werden, indem Männer, die sich in weiblichen Sphären bewegen – anders als Frauen, die sich durch Überanpassung ans Konzept «Mann» auf männlichem Boden halten –, immer wieder mit eindeutig männlich konnotierten Bedeutungen konterkariert werden.

Offensichtlich scheint den ProduzentInnen dieser Balance-Akt von Kommissar Jan Casstorff auf Dauer nicht durchzuhalten, nach und nach werden in den weiteren Folgen die Stolpersteine für den Mann und Kommissar herausinszeniert. Judith Vorbeck – die in «Exil» in den Dunstkreis dunkler Geschäfte geschoben wird (einer Mutter, die ihr Kind wie einen Kuckuck in das Nest des falschen Vaters legt, ist alles zuzutrauen) – und Jan Casstorff versöhnen sich. Sie erkennt, dass sie verpasste Mutterfreuden und -pflichten nicht nachholen kann, und fliegt in die USA zurück. Daniel bleibt, trotz durchtrennter Blutsbande, bei Casstorff. «*Du bist immer noch mein Lieblingsvater*», sagt er in «Mietsache» zu einem strahlenden Jan Casstorff. Mutter Charlotte stirbt, bevor sie Casstorff (aus Altersgründen) nicht mehr zur Hand gehen, sein übersexuelles Erscheinungsbild nicht länger stützen kann, sondern, umgekehrt, auf seine Hilfe – und das würde ihn wieder an den Geschlechterraum bringen – angewiesen wäre. Daniel geht schliesslich doch noch in die USA, «*irgendwann ist ein Kind erwachsen*», erkennt Casstorff, sitzt schliesslich allein an seinem Küchentisch, alle paar Wochen meldet sich der Sohn per Telefon, das Private nimmt immer weniger Platz ein, Casstorff hat alle Zeit für seine Erkundungen im Mordgebiet, stürzt nach Feierabend auch schon mal nach guter alter Männersitte mit Holicek ab, er muss ja nicht mehr nach Hause. Von sämtlichen Vaterschulden und verweiblichenden Attributen befreit, erhält er in der elften Folge erstmals Gelegenheit, sich auch

als erotisches Subjekt und Objekt ins Spiel zu bringen: Als ihm Staatsanwältin Wilhelmi besorgte Vorwürfe wegen seines waghalsigen Alleingangs in der Folge «Feuerkämpfer» macht, bringt er die Frau mit einem Kuss zum Schweigen, als wäre er bei Humphrey Bogart und John Wayne zur Schule gegangen.

James Bond oder Staubsauger – Zur aktuellen Lage an der Haushaltsfront

«Wie viel Mutter braucht das Kind?» Die «durchgegenderte» Frage steht am 25. Februar 2008 fett, «Mutter» rot markiert, auf der Titelseite des deutschen Nachrichtenmagazins «Der Spiegel». Ein zu gross geratenes Kind hat ein geschrunpftes, schuldbewusst zurückblickendes Dämchen im Deux-Pièces, mit Ledermappe und aufgeklapptem Handy, fest im Griff. Die Grössenverhältnisse zwischen der Frau und Mutter auf der einen, dem etwa dreijährigen Kind auf der anderen Seite suggerieren auf den Kopf gestellte Machtverhältnisse – das Kind gibt den Tagesbefehl für die MutteraufdemSprunginsGeschäft aus, und der lautet: Hier geblieben! Mindestens so interessant wie das, was das Bild zeigt, ist das, was auf dem Bild nicht zu sehen ist: ein Vater. Der grosse Abwesende spielt denn auch im «*Glaubenskrieg um das Kind*» – so der Titel des Reports im Innern des Heftes, der die in Deutschland wieder einmal aufgeregt diskutierte Frage «*Krippe oder Kinderzimmer*» aufgreift – keine tragende Rolle. Auch wenn in dem durch DDR- und Nazivergleiche aufgeladenen Streit über Familien- oder Fremdbetreuung immer mal wieder verschämt ein «*oder der Vater*» nachgeschoben wird – «*Klar, sagen die Babypsychologen, auch zu Oma, Tante oder ...*», interessante Reihenfolge, «*... Papa entwickeln Kinder enge Beziehungen*» ¹²⁴ –, wo «*Dein Kind will dich*» ¹²⁵ getitelt wird, ist noch immer in erster Linie die Frau und Mutter gemeint. Als hätte die Geschlechterdebatte vor dem Kinderzimmer Halt gemacht und Jean-Jacques Rousseau noch immer das letzte Wort: «*Am meisten kommt es auf die erste Erziehung an, die unbestreitbar Sache der Frau ist.*» ¹²⁶

Herdprämie versus Fremdbetreuung

Selbst Frauen, denen das feministische Vokabular vertraut ist und die beim Namen Eva Herman – welche die jüngste Karriereweib-versus-Heimchen-am-Herd-Debatte mit ihrem «Cicero»-Artikel «*Ist die Emanzipation ein Irrtum?*» im Mai 2006 mitlanciert hat – angeekelt das Gesicht verziehen, entwickeln, wenn ihr (und eines Mannes) Kind geboren, plötzlich Schuldgefühle, wenn sie es dem Vater überlassen, verraten verschämt, sie hätten Zweifel, ob das Kleine bei ihm auch wirklich gut aufgehoben, und fordern dem Erschöpften am Abend einen minuziösen Kindertagesrapport ab. Der Mythos von der Einmaligkeit der Mutter-Kind-Beziehung – von Elisabeth Badinter in ihrem Buch «*Die Mutterliebe*» als «*spätes <Produkt> der menschlichen Entwicklung*» ¹²⁷ dekonstruiert – wird wie die, menscheitsgeschichtlich gesehen, ebenfalls noch junge Vorstellung der



... Mindestens so interessant wie das, was das Bild zeigt, ist das, was auf dem Bild nicht zu sehen ist: ein Vater ... «Der Spiegel», 25.2.2008

ewigen romantischen Liebe mit dem oder der Richtigen immer wieder und gegen besseres Wissen als überkulturelle, natürliche Grundkonstante menschlichen Lebens beschworen. Der in Feuilletons, Boulevardblättern und Talkshows, aber auch in Parlamenten geführte Diskurs über verhaltensgeschädigte Krippenkinder und reaktionäre Herdprämien gleicht dem kitschigen Melodram – das die Welt mit scharfen Schnitten in Gut und Böse teilt und, vermutlich im Unterschied zum Disput um Mütter und Kinder, am Sonntagabend gegen 22.00 Uhr ausgeht, wie von allen erhofft – und muss seinerseits als populärkulturelle Repräsentation gedeutet werden. Der auf den ersten Blick wirklichkeitsfremde Holzschnitt von Rabenmutter und Hausmütterchen – die reale Organisation des Alltags von (Patchwork-)Familien und Alleinerziehenden ist durch unterschiedlichste und differenzierte, manchmal scheiternde, manchmal gelingende Varianten der Bewältigung der Herausforderung oder Überforderung des Lebens mit Kindern in einer globalisierten, komplexen Welt geprägt – befriedigt und weckt unbewusste, kulturell hervorgebrachte Sehnsüchte nach einfachen Lösungen, klaren Verhältnissen und kleinen Welten, und auf die sind wir alle, selbst beim Verfassen allseitiger Dekonstruktionen, immer wieder ansprechbar, gerade auch vor und nach realen Enttäuschungen.

Wo eigene Kindheitserfahrungen und -traumen, Gendervorurteile und -hoffnungen, Emotionen und Unbewusstheiten so direkt im Spiel sind wie bei der Frage nach der richtigen Liebe, dem richtigen Leben oder der richtigen Erziehung, da dürfen keine sachlich-abgeklärten Diskussionen erwartet werden. *«Bei der Genitalverstümmelung handelt es sich um Körperverletzung»*, zitiert der «Spiegel» die Familienpolitik-Expertin der Partei «Die Linke» und Ehefrau von Oskar Lafontaine Christa Müller im Februar 2008, *«bei der Krippenbetreuung in einigen Fällen um seelische Verletzung – und dies ist manchmal schlimmer als Körperverletzung.»*¹²⁸ Der Seitenhieb der Mutter eines elfjährigen Jungen zielt auf die siebenfache Mutter und CDU-Familienministerin Ursula von der Leyen, die für rund fünf Milliarden Franken 500 000 neue Krippenplätze schaffen will¹²⁹, um jungen Frauen nicht länger die Alternative «Beruf oder Familie» aufzuzwingen beziehungsweise zu verhindern, dass die Gesellschaft für diesen Entscheid einen hohen Preis bezahlt – *«die Kinderlosigkeit»*. Christa Müller wirft der CDU-Politikerin schon in einem früheren «Spiegel»-Gespräch – in dem die den beiden Parteien traditionellerweise zugeschriebenen Geschlechter- beziehungsweise Staatsvorstellungen eigenartig über Kreuz zu liegen scheinen – vor, mit diesem «Überangebot» erzeuge sie einen *«Zwang zur Fremdbetreuung»*¹³⁰. Für das Echo aus der Schweiz sorgt der damalige Präsident der 30-Prozent-Partei SVP, Ueli Maurer: *«Es ist schlecht, wenn Mütter arbeiten und sich der Staat um die Kinder kümmern soll ... Die Devise heisst, Kinder weg, wann immer es geht. Wir haben bald Zustände wie in der DDR.»*¹³¹ Der Augsburger Bischof Walter Mixa – der sich mit der heftige Reaktionen auslösenden Metapher von der Frau als *«Gebärmaschine»* in die weltliche Diskussion einschaltet und ein *«grosszügig bemessenes Erziehungsgeld»* für *«Familien, die auf zwei Gehälter angewiesen sind»*, fordert – bekräftigt seine Position im Februar 2007 in der «Bild-Zeitung»: *«Meine Kritik richtet sich gegen eine Politik, die einseitig fördert, dass junge Mütter ihre kleinen Kinder kurz nach der Geburt in staatliche Fremdbetreuung geben sollen ... Wer den Müttern diesbezüglich keine Wahlfreiheit zugesteht und dennoch politisch mehr Geburten fordert, der degradiert Mütter, drastisch gesprochen, zu «Gebärmaschinen». Dabei bleibe ich!»*¹³²

Das Kind als «Genderkeule»

Vordergründig geht es in diesen Debatten immer nur um das Kindeswohl, das weder in Familien noch Krippen wirklich garantiert ist und dem offensichtlich nicht dasselbe sensible Gewicht zugestanden wurde und wird, solange es nur um die Nachkommen jener gesellschaftlichen Schichten ging und geht, die immer schon auf die Erwerbstätigkeit aller Erwachsenen angewiesen waren und

von der bürgerlichen Einverdienerfamilie nicht einmal träumen konnten und können. Die Heftigkeit, mit der sich die Besorgten «das arme Kind um die Ohren schlagen», erinnert beklemmend an Sorgerechtsprozesse, und in denen geht es, mit Sicherheit, nicht immer in erster Linie um das Recht des Kindes auf Vater, Mutter oder wen auch immer. Wer wie Lili H. – *«Die meisten Kindergärten sind reine Aufbewahrungsanstalten, die Lehrer an unseren Schulen sind absolut überfordert und unterqualifiziert. Die Familie ist die Basis, sozusagen der Mutterboden, aus dem alles wächst»*¹³³ – die Eltern und, so verrät ihr Sprachgebrauch, insbesondere die Mutter (womöglich wegen der gern beschworenen Blutsbande) zur einzigen kinderfreundlichen Umgebung stilisiert, beleidigt nicht nur all die Frauen und Männer, die sich in ganz unterschiedlichen Institutionen und Zusammenhängen mit grösserem und kleinerem Erfolg um ihnen vorerst fremde Kinder sorgen und bemühen, sondern unterschlägt vor allem anderen, dass die im populärkulturellen Kitsch, wider jede Realität, immer wieder als heil inszenierte Familie für viele nicht die ersehnte Insel der Aufgehobenheit in einer unsicheren Welt, sondern der Ursprung traumatischer seelischer Erfahrungen beziehungsweise gar der Ort grösster (physischer und sexueller) Bedrohung ist. Ursula von der Leyen weist, vermutlich zu Recht, darauf hin, dass das von GegnerInnen der so genannten Fremdbetreuung verlangte Kindergeld bei überforderten Familien – die es mindestens so häufig gibt wie überforderte Lehrpersonen – den Teufelskreis verstärke, *«in dem Kinder, die von zu Hause keine Chance auf frühe Bildung, gute Sprache, wenig Fernsehen, viel Bewegung haben, vom Kindergartenbesuch ausgeschlossen werden, weil ihre Eltern mit 150 Euro lieber ihre Haushaltskasse aufbessern»*.¹³⁴ Deshalb möchte sie, wenn schon, das Betreuungsgeld nur in Form von Bildungsgutscheinen auszahlen, womit sie Christa Müller – *«Es gibt nichts, wofür ich mich von meinem Sohn trenne»*¹³⁵ – zur Bemerkung provoziert: *«Was sollen Eltern mit einem Bildungsgutschein, wenn sie sich mit ihrem Kind lieber selbst beschäftigen wollen?»* usw.

Wer nicht Äpfel mit Birnen – das heisst Supermütter (beziehungsweise -väter) mit Horrorkrippen oder, umgekehrt, Spitzenkrippen mit Terroreltern – vergleicht; wer nicht unterschlägt, dass Kinder (auch) ihren Müttern und Vätern zuliebe in Tränen ausbrechen beziehungsweise sie tapfer zurückhalten, wenn sie zu TagesmutterGrossvaterKleinkinderzieherIn gebracht werden; wer nicht verleugnet, dass auch Eltern, die ihre Kinder tageweise zu deren Krippen-Gschpänli bringen, sie nicht 24 Stunden der Fremdbetreuung aussetzen, sondern immer noch den grössten Teil der Erziehungsverantwortung selbst tragen, aber erkennen, dass Sozialkompetenzen leichter in der (betreuten) Peergroup als in der Kleinfamilie oder der (häufigen) Mutter-Kind-Symbiose erworben werden können; wer Vorzüge und Unzulänglichkeiten aller Varianten der Förderung beziehungsweise Zurechtweisung von Kindern gelassen zur Kenntnis nimmt, müsste zum gleichen Schluss

kommen wie der «Spiegel», der am Ende seiner Titelgeschichte *«Wie viel Mutter braucht das Kind?»* doch noch auf die Väter kommt: *«Manchen Kindern geht es in der Kita [Kindertagesstätte] deutlich besser als zu Hause; das kann ihnen helfen, dem Schicksal als lebenslanger Sozialfall zu entgehen. Denjenigen Kleinen, die daheim ohnehin glücklich sind, schadet die Krippe nicht; ihren Müttern und Vätern aber ermöglicht sie echte Wahlfreiheit zwischen Vollzeiterziehung der Kleinen und Berufsleben ...»* ¹³⁶ In der alten und wiederkehrenden Debatte (Stichworte «Schlüsselkinder», «Doppelverdiener») übernehmen neuerdings und pikanterweise vor allem Frauen den Part, den sich in den alten patriarchalen Zeiten Männer, die heute grösstenteils und auffällig schweigen, vorbehalten – den Frauen ihren Platz zuzuweisen. Die Auseinandersetzung wird allerdings längst nicht in allen Ländern (und zu allen Zeiten) so erregt geführt: *«Wenn sich Kinder nur gut entwickeln würden, die in den ersten Jahren an ihrer Mutter kleben, dann wären die Kinder der Hausfrauen in den reichen Industrienationen die ersten und einzigen normalen Menschen auf der Erde»* ¹³⁷, spottet der US-amerikanische Kulturanthropologe und Geografieprofessor Jared Diamond; *«Zur Erziehung eines Kindes braucht man ein ganzes Dorf»* ¹³⁸, lautet ein afrikanisches Sprichwort, und *«in Dänemark ist die Regel, was in Deutschland [und der Schweiz, Jm] die Ausnahme ist: 87 Prozent der Ein- und Zweijährigen werden ausserfamiliär betreut, im Schnitt sieben Stunden täglich. Die Krippe verändert nicht nur den Alltag der Kinder – sie erlaubt komplett andere Familienarrangements.»* ¹³⁹ Hier wird deutlich, dass es in dem Streit um Kinderkrippen und als Herdprämie verspottete Erziehungsgelder um ganz anderes als das Kind geht: zum einen um die auch von Ursula von der Leyen angesprochene tiefe Geburtenrate – *«Unsere europäische Gesellschaft heute blickt geradeaus ins schwarze Loch ihres Aussterbens ...»* ¹⁴⁰, schildert es Beat Kappeler in seinem Buch *«Die Neue Schweizer Familie»* drastisch –, zum anderen um die gegenderte Organisation des Alltags der Erwachsenen.

Wenn die Emanzipation ihre Kinder frisst

Eva Herman macht im Mai 2006 in ihrem «Cicero»-Pamphlet eine direkte, kausale Verbindung zwischen den beiden Punkten. *«Sterben wir am Ende sogar aus»*, fragt sie eher rhetorisch, denn sie kennt die Antwort, *«weil die Frauen vergessen haben, welches Glück und welche Befriedigung es bedeutet, Kinder zu haben?»* Sie instrumentalisiert die, letztlich aus ethnischen, ja rassistischen Motiven, immer wieder beklagte tiefe Geburtenrate in westeuropäischen Staaten und den auch von Kappeler beschriebenen Umstand, dass immer mehr Europäerinnen *«die gleiche Bildung wie die Männer»* haben, deshalb *«begeistert in einen Beruf»* ¹⁴¹

einsteigen und – mangels günstiger staatlicher sowie wirtschaftlicher Rahmenbedingungen (Tagesschulen, Krippen, Tageshorte, Teilzeitarbeit für Männer und Frauen usw.) beziehungsweise weil «*die jungen Männer*» sich «*nicht zur Rollenrevolution bewegen*»¹⁴² lassen – auf Kinder verzichten, um einseitig die Frauen für den Untergang des Abendlandes verantwortlich zu machen. Damit schreibt sie jenen essenzialistischen Vorwurf fort, der Frauen, die – schlimmste Variante: ohne ökonomische Not – auf eigenem Lohn und ausserhäuslicher Anerkennung bestehen, bezichtigt, sie stellten egoistische Selbstverwirklichung über die der Gemeinschaft dienende Berufung als Mutter. Während Kappeler, nicht ganz uneigennützig, männliche Mitwirkung einfordert – «*Nur wenn junge Väter Windeln wechseln, gibt es künftig genügend Rente*»¹⁴³ –, macht Herman die Emanzipation der Frau dafür verantwortlich, dass nach der vaterlosen die mutter- und schliesslich die kinderlose Gesellschaft droht; auch die feministische Revolution, so die Unterstellung, frisst ihre Kinder, im wörtlichsten Sinne. Frauen dürften «*schon lange keine Frauen mehr sein, wenn man den Thesen des Feminismus folgt*»¹⁴⁴, beklagt sie in ihrem im gleichen Jahr erschienenen «Eva-Prinzip» und fordert ihre Geschlechtsgenossinnen auf, wieder ihrer «*Weiblichkeit*» zu folgen¹⁴⁵: «*Wir haben versucht, Natur durch Kultur zu ersetzen*», notiert sie in ihrem neusten Prinzipienbuch, dem «Prinzip Arche Noah», «*Wir wollen alles neu erfinden, was in den natürlichen Gesetzen bereits vorliegt. Deshalb sind wir auch im Begriff, die Familie neu zu erfinden: Mit der beklagenswerten Folge, dass wir sie in Wahrheit zerstören.*»¹⁴⁶ Und die mehrfach Geschiedene weiss, wovon sie redet. Sowohl die vor ihrer Mutterzeit für die Europäische Gemeinschaft tätige Ökonomin Christa Müller als auch die ehemals beliebteste Moderatorin Deutschlands Eva Herman – die früher, nach eigenen Worten, «*immer öfter die Entscheidung für meine Arbeit und gegen mein Privatleben*»¹⁴⁷ traf – haben das für KonvertitInnen typische Bedürfnis, den vorerst ganz privaten Sprung zurück hinter die Geschlechtergrenze öffentlich zu bekennen und zur allgemein gültigen Ideologie zu erweitern. «*Die Gestaltung eines Heims, einer Partnerschaft, in der wir an der Seite eines Mannes segensreich wirken können, das Leben in einer Familie mit Kindern ... – all das ist wichtiger als das quietschende Hamsterrad ...*»¹⁴⁸, propagiert Eva Herman, und auch Christa Müller ist heute «*das Glück meiner Familie einfach wichtiger als ein Job. Meine Familie macht mich glücklich.*»¹⁴⁹ Die, vermutlich, trotzdem nicht in ökonomische Abhängigkeit von einem Mann Geratenen versuchen mit Büchern und Talkshow-Auftritten – die ihnen immer wieder Erholung vom Hausfrauenalltag und mediale Aufmerksamkeit verschaffen – möglichst viele zu bekehren. Dies, obwohl sich die Erfahrung von Christa Müller – «*Mein Mann hat sich in den ersten Jahren ziemlich eingebracht, bis er Finanzminister wurde. Das liess sich dann nicht mehr vereinbaren. Ein guter Bundesfinanzminister und ein guter Vater zu sein, das war nicht möglich.*»¹⁵⁰ – nun wirklich nicht verallgemeinern lässt

und Oskar Lafontaine ja auch nicht allzu lange Mitglied der Regierung Schröder blieb, sich nach seinem Rücktritt von allen Ämtern den Medien mit Söhnchen auf den Achseln zeigte, um dann doch nicht zu den guten Ansätzen (als Vater) zurückzukehren, sondern vorzubereiten, was ihn inzwischen wieder auf die Titelseiten der Nachrichtenmagazine gebracht hat. Aber eben, es gibt nur einen Oskar Lafontaine, und der ist schon vergeben. Geradezu generalpräventiven Charakter hat die Warnung von Eva Herman, Männer zu Hausarbeiten oder Kinderbetreuung zu zwingen: *«Dann verunsichert man sie, sie fühlen sich nicht ernst genommen – das kann zu psychischen Problemen führen. Es gibt in Deutschland nur 5 bis 7 Prozent Hausmänner. Und in 98 Prozent dieser Fälle geht die Ehe kaputt.»*¹⁵¹ Fast scheint es, als seien Schweizer Frauen – aus Angst vor dem zermürbenden Streit um Einkaufskartoffelschälen/Klosettschrubben – ihrem Rat gefolgt, denn *«87 Prozent der Väter, aber nur 15 Prozent der Mütter mit Kindern unter 15 Jahren sind in der Schweiz heute voll erwerbstätig.»*¹⁵²

Realitäten zwischen Gleichheit und Differenz

Die teilweise heftig ausfallenden Gegenreaktionen – die Kulturredaktorin des «Tagess-Anzeigers» Simone Meier beispielsweise hofft, *«dass Eva Herman sich fortan stumm und für die Öffentlichkeit unsichtbar an den Herd stellt und sich treusorgend der Erfüllung der Mutterrolle und der Regeneration ihres Gatten widmet»*¹⁵³ – sind womöglich darauf zurückzuführen, dass die nicht wirklich dem Geschlechterklischee der Hausfrau entsprechenden Verräterinnen, die von da zurückkommen, wo frau gerade hin will, (zu Recht) als Bedrohung der wenigen errungenen Positionen in den Zentren der Macht und den eben erst erweiterten Lebensmöglichkeiten von Frauen empfunden werden. Sonst genügte die gelassene Antwort von Alice Schwarzer: *«Alles in allem jedoch sind die FreundInnen der Hausfrauenehe auf verlorenem Posten, dies scheinen letzte Rückzugsgefechte.»*¹⁵⁴ Eine Ende Februar 2008 im «Spiegel Spezial: Das starke Geschlecht» publizierte Umfrage ergibt, dass immerhin 50 Prozent der deutschen Frauen und 56 Prozent der Männer die gleichberechtigte Aufteilung von Erwerbsarbeit, Kindererziehung und Haushalt für das beste Modell halten, 31 Prozent der Frauen und 27 Prozent der Männer bevorzugen den Hauptnährer Mann, kombiniert mit der teilzeiterwerbstätigen Familienfrau, und nur gerade noch 13 Prozent der Männer beziehungsweise 8 Prozent der Frauen wünschen sich den Mann als Alleinernährer und die Frau, die *«sich voll und ganz Kindern und Haushalt»*¹⁵⁵ widmet. In der Schweiz will laut «Blick»-Schlagzeile vom 27. Juni 2006 jede zweite Frau *«zurück an den Herd ...»*, den sie, auch bei eigener Erwerbstätigkeit, in der Realität noch gar nie verlassen hat. 42 Prozent der Schweizer Bevölkerung (44 Prozent Frauen, 42 Prozent Männer) finden

laut einer wissenschaftlichen Umfrage von ForscherInnen der Uni Genf: *«Frauen sollten sich wieder mehr auf die Rolle als Ehefrau und Mutter besinnen.»* ¹⁵⁶

So weit Wünsche und Meinungen; auf schweizerische Realitäten verweist die «Untersuchung zur Aufteilung von unbezahlter und bezahlter Arbeit in Familie», die das Büro für arbeits- und sozialpolitische Studien BASS 2002 im Auftrag des Eidgenössischen Büros für die Gleichstellung von Frau und Mann vorgelegt hat. Bezahlte und unbezahlte Arbeit sind nach wie vor sehr ungleich auf die beiden Geschlechter verteilt; trotz gestiegener Erwerbstätigkeit der Frauen beteiligen sich die Männer nur unwesentlich stärker an Haushaltsarbeiten – das sind die zentralen Erkenntnisse aus einer Befragung von rund 17 000 Haushalten (beschränkt auf Personen von 18 bis 59 Jahren). *«Der wöchentliche Stundenaufwand»* für Haus- und Familienarbeit, präzisieren die VerfasserInnen, *«beläuft sich für die Frauen auf 34 Stunden und für die Männer auf 18 Stunden»* ¹⁵⁷, wobei zu beachten ist, dass die Verteilung der verschiedenen Hausarbeiten von Putzen über Steuererklärung bis zur Reparatur der Satellitenschüssel ihrerseits tüchtig gegendert ist und, so Christof Arn in seiner Dissertation «HausArbeitsEthik», die Beteiligung von Männern abnimmt, *«je hautnahere Arbeiten werden, je unmittelbarer sie mit elementar-menschlichen Bedürfnissen zusammenhängen.»* ¹⁵⁸ Das bestätigt auch Gisela Notz in ihrem Beitrag «Arbeit: Hausarbeit, Ehrenamt, Erwerbsarbeit»: *«Nach wie vor existiert ein harter Kern von typisch weiblichen Aufgaben (Waschen, Bügeln, Kochen und Säubern), die in 75 bis 90 Prozent der Familien oder Lebensgemeinschaften überwiegend von Frauen erledigt werden. Andere Hausarbeiten (Einkaufen, Geschirrspülen, Behördengänge) werden zunehmend gemeinsam oder im Wechsel zwischen den Partnern erledigt.»* ¹⁵⁹ Trotz der «erstaunlich» hohen Erwerbsquote der Frauen von total 80 Prozent macht das Volumen weiblicher Erwerbstätigkeit, so die BASS-Studie, nur *«rund 57 Prozent der Erwerbsarbeit der Männer»* aus und ist zwischen 1980 und 2000 *«nur geringfügig gestiegen»*. Dies sei darauf zurückzuführen, dass die wachsende Erwerbstätigkeit der Frauen *«mit einer Tendenz zur vermehrten Teilzeitarbeit verknüpft»* sei, *«während die Männer fast durchgehend Vollzeit erwerbstätig bleiben.»* ¹⁶⁰. Den *«Umfang ihrer Haus- und Familienarbeit»* hätten die Männer *«in den letzten 20 Jahren nicht oder nur unwesentlich vergrössert»*, die Frauen leicht verringert – also keine Gefahr, dass es am heimischen Herd und Wickeltisch leer wird. Silvia Strub und Tobias Baur (VerfasserIn der BASS-Studie) registrieren einen *«leichten Trend zu mehr Aufgabenteilung»*, der sich aber auf Verschiebungen im zwei- bis dreiprozentigen Bereich beschränkt; in 80 Prozent der Paarhaushalte haben im Jahr 2000 nach wie vor Frauen die Hauptverantwortung, in siebzehn von hundert Haushalten teilen sich Mann und Frau in Hausarbeit sowie Kinderbetreuung, nach Schätzung der «Fachstelle UND – Familien- und Erwerbsarbeit für Männer und Frauen» teilen sich aber *«nur ein bis zwei Prozent der Schweizer Männer mit ihrer Partnerin partnerschaftlich Hausarbeit und Erwerbsarbeit»*.

Die Zahlen erhärten den Verdacht: Dem noch längst nicht eingelösten Gleichheitsanspruch in der (männlichen) öffentlichen Sphäre – Politik, Wirtschaft, Bildung, Kultur, Militär, Sport – steht im (weiblichen) Privatbereich ein fast unangetasteter Differenzansatz gegenüber; die wachsende Konkurrenz zwischen Mann und Frau um bezahlte Arbeitsplätze spiegelt sich nicht in einem häuslichen Kampf um Staubsauger und Klobürste. Die damit verbundene Mehrfachbelastung von Frauen – die zu einem grossen Teil in schlecht bezahlten Jobs tätig sind und deshalb, so Professor Sandro Cattacin, *«die Arbeitswelt nicht als Bereicherung, sondern vor allem als Belastung»*¹⁶¹ erleben – könnte Sehnsüchte nach der unter anderem von Eva Herman propagierten Rückkehr zu den Differenzen von Mann und Frau wecken. Lucy Kellaway, Kolumnistin der *«Financial Times»*, jedenfalls prophezeit zum Jahreswechsel 2006/07 einen Backlash als Folge der Globalisierung, die härtere und weniger flexible Arbeitsverhältnisse mit sich bringe: *«Opfer dieser Entwicklung werden vorab die Frauen sein ... 2007 werden nicht mehr Frauen als heute Führungspositionen einnehmen: im Gegenteil, die Zahl wird fallen ... Das Bild der jonglierenden Teilzeit-Mutter wird der Vergangenheit angehören. Stattdessen werden vor den Schultoren in wohlhabenden Quartieren in London oder New York frühere Bankerinnen und Anwältinnen stehen, die Kuchen backen, während ihre Gatten das Geld verdienen. Darüber wird man sich ein bisschen empören, doch das bereits im Jahr 2006 wieder gehörte Argument, dass es für Mütter besser ist, zu Hause zu bleiben, wird weiterhin an Boden gewinnen.»*¹⁶²

Rekonstruktion der Geschlechterdifferenz oder Rebellion gegen die Ökonomisierung von allem

Sollen die Frauen aus den männlichen Gefilden – in den Machtzentren der Wirtschaft sind sie ja noch gar nicht wirklich angekommen – wieder vertrieben werden? Oder rennen sie selbst zurück, weil sich die Erwerbssphäre nicht als das erhoffte Paradies entpuppt hat? War und ist die gestiegene Erwerbstätigkeit der Frauen gar keine gewählte, keine Emanzipation, sondern eine ökonomische Notwendigkeit in Zeiten wirtschaftlicher Unsicherheiten und steigender materieller Ansprüche? Steckt hinter dem von Kellaway prognostizierten *«Rückzug»* und den wiederkehrenden Beschwörungen (vermeintlich) längst überwundener Lebensmodelle beziehungsweise (natürlicher) Geschlechterdifferenzen die Sehnsucht nach der Entlastung von der komplizierten Organisation des Alltags in emanzipierten Verhältnissen, nach der Rückkehr zu klaren Geschlechterrollen, nach Sicherheit in unsicheren Zeiten? Aber gerade in prekarierten Verhältnissen sind die von Kellaway skizzierte Differenzvariante – *«frühere Bankerinnen und Anwältinnen ..., die Kuchen backen, während ihre Gatten Geld verdienen»* – und

der 2006 im «Magazin» formulierte Zukunftswunsch der 25-jährigen Wirtschaftsstudentin Ramona nach der bürgerlichen Einverdienerreihe – *«Ich will später nicht arbeiten müssen, weil er zu wenig verdient»*¹⁶³ – nur in *«wohlhabenden Quartieren»* lebbar Wirklichkeit. Die Vision von Gleichheit in Differenz ist selbst in privilegierten Kreisen nur einlösbar, wenn die Nicht-Erwerbstätigen, meist Frauen, sich aus der ökonomischen Abhängigkeit von den Erwerbstätigen, meist Männern, lösen können, das heisst entweder über genügend eigenes Geld verfügen oder vom Staat einen über Erwerbseinkommen finanzierten und bisher Illusion gebliebenen Haushaltslohn erhalten, beziehungsweise den ihnen zustehenden Anteil am Erwerbseinkommen (Stichwort «Errungenschaft») direkt von den ArbeitgeberInnen ausbezahlt bekommen.

Die in der Einführung beschriebene Mehrdeutigkeit populärkultureller Repräsentationen prägt auch die neuste Haus- und Herd-Debatte; sie ist – ähnlich, wie es Wilhelm Reich in den Dreissigerjahren mit Blick auf den emporkommenden Faschismus geschrieben hat – eine Mischung aus *«rebellischen Emotionen und reaktionären sozialen Ideen»*¹⁶⁴. (So gesehen ist es vermutlich kein Zufall, dass Eva Herman über Gedankenlosigkeiten zu Familie, Nationalsozialismus und 68erInnen gestolpert ist.) So wie die Schweizerische Volkspartei sich in einer kruden Mischung aus nationalistischem Gedankengut, neoliberaler Ideologie und anti-etatistischem Gestus gleichzeitig als konservative und oppositionelle Bewegung stilisiert, kann und muss das *«Retour à la nature»* von Mann und Frau auch als Protest gegen die Ökonomisierung von allem gelesen werden. Zum Beispiel im nachstehenden Satz von Eva Herman: *«Unsere materielle und global orientierte Gesellschaft, die kaum noch individuelle Interessen berücksichtigt, hat sich die feministischen Glaubenssätze einverleibt und benutzt sie nun als Alibi, um Frauen aus der Familie zu reissen und sie auf den Arbeitsmarkt zu treiben. Ohne Rücksicht auf Bindungen, Partnerschaften, Kinder.»*¹⁶⁵ Der auch von differenzorientierten Feministinnen gegenüber dem Dekonstruktionsansatz der «Queer»-PolitikerInnen erhobene Vorwurf verweist auf die Gefahr, dass der deregulierte Weltmarkt die Auflösung der Geschlechterdifferenz für ökonomische Interessen instrumentalisiert, das gesamte Leben, auch das der Kinder, dem Rhythmus der Börse, Männer und Frauen im Erwerbsbereich gleichermaßen dem traditionellen Konzept «Mann» unterwirft. Die Flexibilisierung der Arbeitszeit scheint den Bedürfnissen von Familien mit geteilter Haus- und Erwerbsarbeit entgegenzukommen, ermöglicht sie es doch, Arbeits- beziehungsweise Stundenpläne von Mann-FrauKind aufeinander abzustimmen; aber diese Flexibilisierung ist keine einseitige; statt den Markt für die Unberechenbarkeiten von Kindern und Familien fit zu machen, droht sie im (aktuellen) Kräfteverhältnis von Kapital und Arbeit vielmehr die Menschen, vor allem die weniger privilegierten, der totalen Mobilität zu unterwerfen und sie weltweit zur jederzeit abrufbaren Manövriermasse zu

degradieren – wie, zum Beispiel, die chinesischen WanderarbeiterInnen, die ihre Kinder und Frauen beziehungsweise Männer gerade mal drei bis vier Wochen im Jahr sehen. Auf diesem Hintergrund muss die Aussage des bereits zitierten Bischofs Walter Mixa – *«Wir brauchen insgesamt in unserem Land familiengerechte Arbeitsplätze und nicht arbeitsgerechte Familien»* ¹⁶⁶ – schon fast als Kapitalismuskritik gelesen werden. Und in Eva Hermans *«Wer, wenn nicht wir Frauen, soll einen Gegenwurf zu einer Welt des Konkurrenzkampfes, der Lieblosigkeit und der rücksichtslosen Ausbeutung entwickeln»* ¹⁶⁷ schimmert die zugleich traditionelle und subversive Differenzsehnsucht durch, einer durchökonomisierten (männlichen) Welt die Oase des (weiblichen) Hauses entgegenstellen zu können. Auch Iris Radisch – die sich mit ihrem Buch *«Die Schule der Frauen»* in die Geschlechterdebatte einmischt, aber, ganz anders als Herman, *«eine neue Weiblichkeit des Mannes»* ¹⁶⁸ propagiert – beschreibt die Familie als einen *«der letzten Zufluchtsorte», «als Gegenmodell zur Allgewalt der Ökonomie und der Beschleunigung»*. ¹⁶⁹

Wenn Männer zu Hausfrauen werden

Bleibt die Frage, weshalb sich die Männer, mit ganz wenigen Ausnahmen, in dieser öffentlichen Debatte ungewohnt still verhalten, statt *«endlich kollektiv und laut stockbeleidigt»* darüber zu sein, wie es die deutsche TV-Komödiantin Cordula Stratmann von ihnen erwartet, *«dass die Kinderfrage stets nur mit Frauen diskutiert wird. Dass man die Väter für ignorierbar hält, würde mich als Mann 100 Prozent auf die Palme bringen.»* ¹⁷⁰ Und warum – wenn das Haus diese letzte und heile Insel in einer Welt ist, in der alle und alles den Gesetzen des globalisierten Marktes unterworfen wird – sehnen sich nicht auch die Männer, die längst nicht alle einen aufregenden und gut bezahlten Beruf haben, danach, die Last des Hauptnährers ganz oder teilweise abzugeben? So wie der Sohn von Karin W., der es kaum erwarten könne, dass seine Frau *«die ›Brötchen verdient› und er den Hausmann geben darf»*. ¹⁷¹ Warum erobern sie nicht endlich, wie von Radisch eingefordert, die weibliche Hälfte der Welt? Obwohl die wenigsten das Geschlechtercredo des Schweizer Demokraten und Basler Landrats Roland Bächtold unterschreiben würden – *«Ein Mann, der einen Kinderwagen schiebt, ist kein Mann mehr»* ¹⁷² –, protestiert fast nur gerade der Kolumnist des «Migros-Magazins» Bänz Friedli gegen Hermansche Rekonstruktionen. *«Nie in der Menschheitsgeschichte haben die Männer freiwillig Hausarbeiten verrichtet oder Kinder aufgezogen, aufgrund ihrer Veranlagungen sind sie auch nicht dafür vorgesehen»* ¹⁷³, schreibt Eva Herman, und mit dem Satz *«Frauen sind viel eher in der Lage, das Haus heimelig zu machen, schöne Blumen aufzustellen und Ap-*

felkuchen zu backen» ¹⁷⁴ provoziert sie den Schweizer Vorzeige-Hausmann – der sich mit seiner Partnerin in Kinderbetreuung und Hausarbeit teilt – endgültig. «Aber hallo!», wehrt er sich für seinen Apfelkuchen mit Zucker und Zimt, um «Frau Herman» dann eine Lektion für Anfängerinnen zu erteilen: «Haushalt ist nicht *heimelig machen*», *Haushalt ist harte Arbeit. Und die fängt, ist der Kuchen gebacken, erst an. Polieren! ... Männer können das.»* ¹⁷⁵ Obwohl er damit die männliche Haushaltsschwäche als eine erlernte dekonstruiert, vertreibt er selbst den Mann gleich wieder aus der Küche. «Am liebsten würde ich mich ja Hausfrau nennen», notiert er in der ersten Kolumne seines Buches, dem er, vermutlich aus kommerziellen Überlegungen, dann doch den Titel «Der Hausmann» gibt, «Hausfrau ist eine anständige Berufsbezeichnung», fährt er fort, um dann seinerseits in Klischees zu verfallen, «Hausmann hingegen klingt mir zu sehr nach roter Brille mit runden Gläsern, nach gestreifter Latzhose, Birkenstöcken, Liegefahrrad und *«Sch guet, hei mir drüber gredt» [Gut, haben wir darüber gesprochen].»* ¹⁷⁶ Mit der Lächerlichmachung des «Hausmanns» und dem Rückgriff auf die ernst zu nehmende «Hausfrau» bringt Friedli – ähnlich wie der am 2. März 2008 in der Sendung «Anne Will» vorgeführte Vater, der sich aus Trotz gegenüber entsprechenden Sprüchen ein «Mutti»-Shirt überstülpt – den Mann in der häuslichen Sphäre zum Verschwinden, statt ihn sichtbar zu machen. Wie die vereinzelt Informatikerinnen und Winzerinnen – die darauf bestehen, sie seien Informatiker beziehungsweise Winzer, weil sie, als Frauen, Gleiche sein und als Berufsleute ernst genommen werden wollen – unterschlägt er, dass, in einer geschlechterdualen Gesellschaft, mit dieser Strategie nicht die Utopie der Gleichheit eingelöst, sondern die Geschlechterdifferenz ultimativ rekonstruiert wird. Wer als Mann in die Küche geht, kommt als Hausfrau wieder heraus, Computer gehören in die Hand des Informatikers, und wer das Handwerk des Weins beherrscht, ist ein Winzer. Nur nach einer radikalen Dekonstruktion der Geschlechterdifferenz würden wir beim Begriff «Hausfrau» (oder «Hausmann») ganz selbstverständlich an Männer und Frauen denken, tauchten bei den Worten Winzer und Winzerin, Informatiker und Informatikerin VertreterInnen aller Geschlechter vor unserem inneren Auge auf.

Das Modehaus Gucci ¹⁷⁷ eröffnet die Wintersaison 2003 mit einem Beau, der es nicht nötig hat, die gedeckte Kreditkarte zu zücken, um ein paar Zärtlichkeiten oder Heftigeres zu ergattern. Den gut gewachsenen Body in einen Nadelstreifenanzug gesteckt, die Haare nach hinten gegelt, den Hals von einem schwarzen Seidentuch umschlungen, eine dunkle Sonnenbrille auf der Nase, damit ihm niemand in die Karten schauen kann, scheint er bereit für alle Projektionen dieser Welt. Das blutige Kind auf seinem Arm macht ihn, definitiv, zum neuen Mann, der zwischen Karriere und Familie pendelt, als wär's die selbstverständlichste Sache der Welt und die Manager – die sich im gleichen Frühling im Gottlieb-Duttweiler-



... Weint es ob der Zumutung, an eine männlich harte Brust statt an einen weichen Frauenbusen gedrückt zu werden? ... www.gucci.com, 2003

Institut unter eben diesem Titel zum Austausch über Life-Work-Balance treffen ¹⁷⁸ – die letzten Opfer fossiler Wirtschaftsführer. Wenn er auch nur einmal in der Woche zu einem Zeitpunkt nach Hause ginge, der es ihm erlaubte, seine Kinder in wachem Zustand anzutreffen, wäre er weg vom Fenster, meint einer von ihnen. Auch der Skispringer – der, im gleichen Zeitraum, seine Teilnahme an der Skiflug-WM absagt, weil seine Frau krank sei und er niemanden finde, die/der das gemeinsame Kind hüten – hat keinen Gucci-Trainer. Via Medien wird er vom Sprungchef abgekanzelt, ein Spitzensportler müsse wissen, was er zu tun habe. Und die fremde Frau im Tram, die dem Vater – der seine knapp einjährige weinende Tochter zu beruhigen versucht – das Kind abnehmen will, reinszeniert ihrerseits klassische Geschlechterrollen: Nicht Vertrautheit scheint ihr für die Kleine von Bedeutung, sondern das Geschlecht – Hauptsache Frau. Auch das Kindchen, das Fotografin und Stylistin dem Gucci-Mann zugedacht haben, scheint der Veränderung der Geschlechterrollen nicht zu trauen. Während zwei andere Babys, je einem weiblichen Model als Accessoire in die Hand gedrückt, in die Welt hinaus quietschen, als sei die das reinste Freudenhaus, zeigt uns das erste nur den kahlen Hinterkopf, so dass Mann und Frau gefährdet ist, Geschlechtervorurteilen zu erliegen. Schaut der Säugling entgeistert auf das fremde Wesen, das es, ganz

Mann, keines Blicks würdigt, sondern in die grosse weite Welt der Bewährung hinausstart? Weint es ob der Zumutung, an eine männlich harte Brust statt an einen weichen Frauenbusen gedrückt zu werden? Allerdings, den Babys bei den Damen geht es nicht wirklich besser, die zwei Frauen haben, Baby was Handtasche, nur Augen für die Kamera, und vielleicht ist ja alles ganz anders, als es auf den ersten Genderblick aussieht, womöglich strahlt das Kind den Mann aus der versteckten Achselhöhle an und schmiegt sich vertrauensvoll an die glatt rasierte Brust, Schutz vor den zwei Models suchend, die den rechten Arm energisch in die Hüfte stemmen, oder es kann ganz einfach den Fotografen nicht leiden und ist ganz emanzipiert.

In den postmodernen Unübersichtlichkeiten werden die Geschlechtergrenzen zwar nicht mehr so scharf gezogen wie in den Zeiten der ewigen Klarheiten, das Konzept «Mann» allerdings ist nicht gleichermassen erweitert worden wie das Konzept «Frau», und das nicht nur in Bezug auf die Hosen- und Rock-Frage. Der Befreiung der Frau auf das Männliche hin, das heisst hin zum Beruflichen und zum Öffentlichen, steht auf Männerseite keine vergleichbare Entwicklung gegenüber. *«Die Sphäre des Privaten, die Zuständigkeit für die Kinder, Familie oder Beziehungen im allgemeinen – kurz: die Sorge für die praktischen und emotionalen Seiten des Alltags»*, so Vera King und Hans Bosse in der Einleitung zu ihrem Buch *«Männlichkeitsentwürfe»*, *«sind trotz erweiterter Möglichkeiten und expansiver Bestrebungen der Frauen im wesentlichen in ihrer Verantwortung geblieben.»* 179 Die Gründe dafür sind evident: Während Vorstösse der Frauen in traditionelles Männergebiet mit Macht- und Statusgewinn verbunden sind, winkt den Männern in umgekehrter Richtung nur entsprechender Verlust. Da die Hausarbeit *«kein Äquivalent in Geld»* habe, schreibt Pierre Bourdieu in *«Die männliche Herrschaft»*, werde sie (und mit ihr jene, die sie ausüben) entwertet, *«so als ob diese Zeit ohne Marktwert bedeutungslos wäre.»* 180

Als eine Tante den Autor mit einem *«So, bist du heute der Koch?»* begrüsst, zuckt er, wie immer bei diesem Satz, zusammen. Minuten später sagt sie, vermeintlich komplizinnenhaft, zu seiner Freundin: *«Die Männer kochen, und wir können hinterher das Schlachtfeld aufräumen.»* Gegen solche Sätze stösst er, abwechslungsweise mit der Freundin, früher noch den Stieftöchtern, Staubsauger und Schrubber über den Boden, reibt den Badezimmerspiegel mit Putzsprit und Börsenteil der *«Neuen Zürcher Zeitung»* (wegen der Papierkonsistenz besonders gut geeignet) blank, lässt die WC-Ente durchs Klosett flattern, kurvt an HausfrauenRentnerInnenArbeitslosen vorbei durchs Einkaufscenter, steht mindestens so oft wie die Freundin in die Küche, rüstet, kocht, wäscht ab, zieht Seifenschlieren über Glaskeramik, während er aus der offenen Küche an Diskussionen über Köpfe und Welten teilzunehmen versucht. Es hilft nichts, immer wieder dieses überraschte *«So, musst du heute kochen?»* oder die fast schon hinterhältige Frage *«Bist du*

jetzt auch Hausmann?», auf die er immer einigermassen gekränkt reagiert: «Nein, ich mache auch Haushalt, ich bin ...», als ahnte er, dass das Überschreiten der Geschlechtergrenze Richtung Privat- und Reproduktionsbereich gefährlich ist. «Diejenigen, die ihre Geschlechterzugehörigkeit nicht richtig vollziehen», konstatiert Judith Butler in ihrem Beitrag «Performative Akte und Geschlechterkonstitution», würden «regelmässig bestraft»¹⁸¹. Im Klartext: Männern droht bei Einkauf und Frühlingsputz heute noch der Verlust der Männlichkeit, der Absturz in den weiblichen Sumpf. Auch wenn der Satz einer früheren Freundin bestimmt als Kompliment gedacht und nicht aufs Rüeblichälen gemünzt war, die Formulierung hat sich dem Autor nachhaltig und zwiespältig eingepägt: «Du bist die beste Frau, die ich kenne.»

Wenn Unbewusstheiten höhere Gewinne verhindern

Das öffentliche Recht postuliert die Gleichheit aller Bürger – zu denen Frauen (auch) in der Schweiz lange nicht zählten, so dass sie sich die politischen Bürgerinnenrechte gesondert erkämpfen mussten –, auf Verfassungs- und Gesetzesebene werden Geschlechterunterschiede weitgehend dekonstruiert, Artikel 163 des Schweizerischen Zivilgesetzbuches beispielsweise beseitigt de jure die Norm der geschlechterdifferenten Organisation des Alltags und das frühere männliche Machtwort: *«Die Ehegatten sorgen gemeinsam, ein jeder nach seinen Kräften, für den gebührenden Unterhalt der Familie. Sie verständigen sich über den Beitrag, den jeder von ihnen leistet, namentlich durch Geldzahlungen, Besorgen des Haushalts, Betreuen der Kinder oder durch Mithilfe im Beruf oder Gewerbe des anderen.»* Diesem rechtlichen Gleichheitsanspruch – der durch das so genannte Gender Mainstreaming auf sämtlichen Ebenen von Politik und Verwaltung, aber auch in privatwirtschaftlichen Unternehmungen und Institutionen durchgesetzt werden soll – stehen im gesellschaftlichen und individuellen Alltag konkrete Hindernisse, zum Beispiel schlechtere Aufstiegschancen und Löhne für Frauen, fehlende Tagesschulen beziehungsweise Kinderkrippen, und relevante Kräfte gegenüber, welche die traditionelle Geschlechterordnung entlang der Grenze zwischen Produktion und Reproduktion aufrechterhalten oder zumindest als ersehnte Normalität reinszenieren. Dies, obwohl die Öffnung dieser Grenze nicht nur die Lebensmöglichkeiten von FrauenMännernKindern erweitern, sondern sowohl im mikro- als auch im makrosozialen Bereich Synergieeffekte auslösen würde, die sich, um es ökonomisch zu formulieren, auch rechnen. Die Wirtschaftsgemeinschaft «Familie» wird durch mehrere Erwerbseinkommen krisenfester. Betriebsökonomisch gesehen ist Teilzeitarbeit – und auf die sind Familien und Paare angewiesen, wenn sie Haus- und Erwerbsarbeit teilen wollen – ein Wettbewerbs-

vorteil, selbst auf Management- und Kaderstufe, nicht nur, weil es dem Image bei KonsumentInnen beziehungsweise MitarbeiterInnen förderlich ist, sondern weil verschiedene Studien, *«darunter auch eine von McKinsey»*, nachgewiesen haben, *«dass Teilzeitarbeit die Rentabilität und Profitabilität von Unternehmen steigert»*.¹⁸² Für die Wirtschaft insgesamt wäre eine *«egalitäre Rollenteilung zwischen Männern und Frauen»* nach Berechnungen von Tobias Bauer *«mit einem deutlichen volkswirtschaftlichen Gewinn verbunden»*, denn sie sorgt, während Familienphasen, für eine bessere Erhaltung des so genannten «Humankapitals» der Frauen: *«Der entsprechende Gewinn ist in der Grössenordnung von 6 Mrd. Franken jährlich zu beziffern. Dem steht ein Verlust der Männer durch die geringere Nutzung des Humankapitals von schätzungsweise 3 Mrd. Franken gegenüber. Der volkswirtschaftliche Nettogewinn kann auf etwa 3 Mrd. Franken beziffert werden.»*¹⁸³ SozialversicherungsökonomInnen und (künftige) RentnerInnen – die wegen der bereits erwähnten tiefen Geburtenraten zuweilen besorgt die Stirn runzeln – könnten aufatmen. Beat Kappeler – der *«ohne diese Rollenverbindung Beruf/Kinder/Familie durch die jungen Väter»* Europa und die Schweiz aussterben sieht – glaubt, *«dass alles nur besser wird, wenn die jungen Väter und Mütter beide eine berufliche und eine familiäre Rolle übernehmen. Kinder zu bekommen wird dadurch eine geteilte Freude, keine einseitige Last. Karrieren werden – für Männer wie Frauen – reicher, neue Fähigkeiten werden erworben. Die Volkswirtschaft erblüht wieder, der Staat hat weniger Ausgaben, die Sozialversicherungen werden nachhaltig saniert.»*¹⁸⁴ Ja, und dann ist das Pendeln zwischen Herd und Bürotisch beziehungsweise Chemielabor, das heisst die (bisher) für Frauen typischere Rollenvielfalt erst noch viel gesünder als die *«Fixierung auf nur eine oder wenige soziale Rollen, wie sie für Männer in unserem Kulturkreis charakteristisch ist»*.¹⁸⁵ Das hätten verschiedene Studien gezeigt, schreiben Hurrelmann/Kolip in ihrem Sammelband *«Geschlecht, Gesundheit und Krankheit»*. (Schweizer Männer leben denn auch, allerdings nicht nur deswegen, knapp sechs Jahre weniger lang als Frauen, in den Neunzigerjahren des 20. Jahrhunderts war ihre mit Sicherheit gegenderte Lebenserwartung noch sieben Jahre tiefer als jene der Schweizerinnen.)

Aber weder die Hälfte der im Jahre 2000 befragten deutschen Männer und Frauen – die der Meinung sind, *«dass es für alle Beteiligten viel besser sei, wenn der Mann voll im Berufsleben steht und die Frau zu Hause bleibt»*¹⁸⁶ – noch die kühlen RechnerInnen in der Wirtschaft, die nur selten Konsequenzen aus den angesprochenen Untersuchungen über die betriebswirtschaftlichen Chancen von Teilzeitarbeit ziehen, lassen sich von solchen Rationalitäten leiten. Unbewusstheiten spielen offensichtlich nicht nur bei der Produktion und Konsumtion von Hollywood-Schinken und TV-Serien, sondern auch im Bereich der privaten und öffentlichen Ökonomien eine bedeutende Rolle. Selbst die von Alice Schwarzer

zitierten Zahlen – *«95 Prozent aller jungen Frauen wünschen sich ein Leben mit Beruf (laut «Monitor Familienforschung 2005» des Bundesfamilienministeriums), 85 Prozent wollen gleichzeitig Kinder. Nur fünf Prozent träumen noch von einem Leben als Hausfrau»*¹⁸⁷ – ändern nichts am Faktum, dass das reale Verhalten von Individuen und Kollektiven mindestens so stark, wenn nicht sogar stärker von (unbewusst gemachten) Konstruktionen und Rekonstruktionen der Geschlechterdifferenz als von Gleichheitsdiskursen und anderen Vernünftigkeiten beeinflusst wird. Das gilt ganz besonders für das Überschreiten der Geschlechtergrenze von Männern Richtung Nichterwerbsbereich: Vater sein ist, jenseits von ökonomischer Versorgung und Disziplinierung des Nachwuchses, nach wie vor keine wirklich anerkannte Variante männlicher Biografie. *«Nur fünf Prozent aller Männer nehmen Elternzeit»*¹⁸⁸, schreibt Silvana Koch-Mehrin in ihrem 2007 erschienenen Buch *«Schwestern»*. Immerhin: Laut *«Spiegel»* vom 18. Februar 2008 hat sich 2007 *«der Anteil der Männer in Elternzeit mehr als verdreifacht ... 40 971 Väter beantragten bis Ende September des vergangenen Jahres Elterngeld.»*¹⁸⁹ Die restlichen 90 Prozent waren Frauen. Lisa Schmuckli ortet im schweizerischen *«Widerstand gegen den Vaterschaftsurlaub»* eine Tabuisierung der Vorstellung, ein Mann könnte als Vater sein Kind betreuen und im Haushalt Frauenarbeit erledigen, *«und dies freiwillig»*¹⁹⁰. Männer – die weniger verdienen als ihre Frauen oder als Arbeitslose ins Haus verbannt werden, während die Frau ihren Teilzeit zum Vollerwerb ausbaut – sind gefährdet, sich selbst als Versager entwertend, in Depressionen zu fallen oder, zur Rekonstruktion der männlichen Überordnung, zum Zauberstab der Gewalt zu greifen. Das Festklammern an der Verbindung von Mann und Erwerb ist nicht nur das Resultat männlicher Machterhaltungsinteressen, sondern auch die Folge gegenderter Erwartungen von Männern und Frauen an die Grandiosität des eigenen beziehungsweise anderen Geschlechts. Und die lassen den Mann, der (teilzeitlich) zu Hause bleibt, als Deserteur erscheinen, der sich bei Frau und Kind verkriecht, während seine Kameraden in der Schlacht *«phallen»* oder andere *«phällen»*. Oder wie es der Militärhistoriker Martin van Creveld formuliert: *«In der gesamten Geschichte haben Männer die Übernahme weiblicher Rollenmuster als Beleidigung ihrer Männlichkeit empfunden; mitunter wurde dies sogar als Bestrafung für Männer eingesetzt.»*¹⁹¹

«Ein Hausmann ist absolut unsexy»

Männlichkeit, Geschlecht ganz allgemein, halten Nikki Wedgwood und Robert W. Connell in Anlehnung an den australischen Kulturanalytiker Buchbinder fest, sei eine *«Performance ..., die Menschen ständig aktiv betreiben müssen. Dieser Zwang zur ständigen Verkündung des eigenen Geschlechts erzeugt Angst, die bei*



«Sie sind sensibel. Gefühlvoll. Frauenversther und Windelwechsler.
Nur eins sind sie nicht mehr: männlich.» *«Elle France», Nr. 2966, März 2003*

Männern, die der dominanten Männlichkeit angehören möchten, besonders gross ist.» ¹⁹² Es ist die Angst, das Weibliche und das Homosexuelle, diese beiden grossen Bedrohungen von Männlichkeit, nicht in Schach halten zu können. Die Angst vor Sätzen, wie sie in der März-Ausgabe 2003 der Zeitschrift «Elle» neben dem Bild eines ganzseitigen weissen, kuschelweichen, biege- und anschmiegsamen Plüschpenis – der nur dank Hundeleine und Ledergstättli zum Stehen gebracht werden kann – zu lesen sind: *«Sie sind sensibel. Gefühlvoll. Frauenversther und Windelwechsler. Nur eins sind sie nicht mehr: männlich.»* ¹⁹³ Klagt der Autor Kuno Nensel, und der muss es wissen, er hat eine Freundin gefragt, ob *«echte Männer denn wirklich so rar»* seien. *«Klar»*, soll die zur Antwort gegeben haben, *«die ganz jungen geben sich androgyn, dass du der Optik nach nicht mehr zwischen schwul und hetero unterscheiden kannst. Und die zwischen 25 und 35 sind meist nur nett.»* Und das, so Kuno Nensel betrübt, ist nicht nur der SVP Anlass für Häme, denn: *«Nett ist auch nicht sexy ... Frauen wollen <balls>. Die sind zwar noch dran, bei den meisten. Aber irgendwie verkümmert.»* Die Männer hätten es sich *«zu bequem gemacht»*, hätten *«ihre alte Identität (gezwungenermassen) aufgegeben»* und spielten jetzt eine neue Rolle: *«Die Frau mit Schwanz»*. In der «Tatort»-Folge «Todesbrücke» sagt der Mörder: *«Ich war die Frau meiner*

Frau», und das nimmt ein bitteres Ende. Hinter der Angst vor der Dekonstruktion der Geschlechter verbergen sich jene Ängste, die schon die klassischen Männlichkeiten und Weiblichkeiten hervorgebracht haben, das heisst die Angst vor der Frau, der Sexualität, dem Tod, der Ohnmacht. Gegen diese Ängste wurde und wird der Mann erst konstituiert. Allen Männlichkeitskonzepten zugrunde liegt die Urformel: Mann sein heisst, nicht Frau sein. «*Ein Mann putzt nicht und macht auch seine Wäsche nicht selbst. Nichts ist entwürdigender als ein Mann mit einem Putzlappen (Ausnahme: Autopflege) oder einem Bügeleisen in der Hand*» ¹⁹⁴, hämmert Wäis Kiani ihr rekonstruktives Stakkato in verunsicherte Köpfe. Das ist der alte Schrecken vor der Gleichheit, vor dem Verschwinden der Geschlechtergrenze und dem Fall der heteronormativen Schranke, die Angst, am Ende wisse keine und keiner mehr, was Männlein, was Weiblein ist, und dann ist der totale Absturz nicht mehr weit.

«*Ich liebe dich als Hausmann, erotisch finde ich dich in dieser Rolle aber nicht mehr*» ¹⁹⁵, rutscht es der Frau des Mannes irgendwann heraus, der sich im «Magazin» vom 18. März 2006 selbst als «*Hausmann und Vater*» vorstellt. Die zwiespältige Aussage bestätigt radikal männliche Kastrationsängste und erinnert ein wenig an den Männern zugeschriebenen Hure-Madonna-Komplex; sie entscheiden sich für die Heilige und beklagen sich nach der Heirat, dass sie keine Schlampe im Bett haben. Ist die Berufstätige zum «*Macho in Frauengestalt*» mutiert, zu einer dieser von Joachim Bessing in der «NZZ am Sonntag» vom 2. März 2008 (hoffnungsvoll) an die Wand gemalten Frauen, die «*vor allem an einem interessiert sind: nicht an Gefühlen, sondern an Sex*»? Liegt es am Aussehen des armen Mannes? Nur, der sah nie besser aus, hat, vermutlich, mehr Zeit als früher, um den Body zu pflegen, und hat sich, womöglich, bei den Müttern auf dem Kinderspielplatz den einen oder anderen Tipp geholt, wie er sich aufbrezeln kann, damit sich die Frau – wenn sie, erschöpft von der Erwerbsarbeit, nach Hause kommt – auf ihn stürzt. Aber vielleicht ist sie selbst ja auch ganz einfach zu müde, wie viele erwerbstätige Männer, um ihm die Kleider vom Leib zu reissen. Er könne ja verstehen, gibt der Mann zu Protokoll, «*dass ein Mann, der den ganzen Tag Babysprache spricht, in Pantoffeln durch die Wohnung wetzt und nach Kinderkacke riecht, die Libido einer Frau nicht in Wallungen versetzt*» ¹⁹⁶. Ist es die Hausarbeit selbst, die jede erotische Regung erstickt? Eine Frau schreibt dem Autor vor einem öffentlichen Gespräch unter dem Titel «*Ein Hausmann ist absolut unsexy*»: «*Gilt auch für Frauen.*» Fragt sich nur, wo dann die ganzen Generationen von Kindern herkommen, die gezeugt wurden, als es noch mehr Nur-Hausfrauen gab und, so sagen die SexualforscherInnen, deutlich häufiger koitiert wurde als heute. Ganz zu schweigen von den Hausfrauen und Müttern, die in Repräsentationen und Realitäten eigene und fremde Männer zu Ersehntem beziehungsweise Befürchtetem verführen. Ihnen scheint der Spagat zu gelingen, von dem

sich der von Eva Herman als gut aussehend beschriebene junge Mann offensichtlich überfordert fühlt: *«Die Frauen müssen wissen, dass wir nicht tagsüber Windeln wechseln und bügeln und abends den Löwen im Bett geben können.»* ¹⁹⁷

Das Verständnis der Autorin des «Prinzips Arche Noah» ist dem Besucher einer ihrer Lesungen sicher: *«Männer wollen nicht nur in Beziehung und Familie stark auftreten dürfen, sie brauchen darüber hinaus Ventile, um ihre Aggression, ihre Kampfeslust, ihre Männlichkeitsrituale auszuleben. Und das gelingt nun mal nicht, wenn sie Schwarzwälder Kirschtorte backen oder einen Seidenmalkurs belegen.»* ¹⁹⁸

Die australische Bestsellerautorin Kathy Lette allerdings sieht im Kuchenbacken keine zwingend abtunende Angelegenheit: *«Beweist ein Mann in der Küche Kunstfertigkeit im Umgang mit einem Soufflé»,* lockt sie, *«dürfte seine Frau eher geneigt sein, im Bett ihrerseits Kunstfertigkeit unter Beweis zu stellen.»* ¹⁹⁹ Und zu denen – welche die alten Weiblichkeiten und Männlichkeiten zurückfordern – gehört die zitierte Frau, zumindest vordergründig, nicht, denn, so der Mann, *«diese Rollenaufteilung wollten wir beide».* Kopf und Herz haben die Dekonstruktion der Geschlechterdifferenz vollzogen – sie liebt ihn *«als Hausmann»* –, nur die ihrerseits gegenderte Geometrie der Leidenschaft – erotisch findet sie ihn *«in dieser Rolle»* nicht mehr – scheint aus dem Gleichgewicht geraten. Abgesehen von den gemeinen Ermüdungsbrüchen der Ehe und anderer nachhaltiger Verbindungen, welche Tausende von Psychopraxen beschäftigen und eine endlose Ratgeberorgie generieren – womöglich sind die beiden ganz einfach nur auf halbem Weg stecken geblieben, wartet die Frau wie früher darauf, dass er sich, kaum zu Hause, auf sie stürzt, aber er ist ja schon da, und er vertraut noch immer darauf, dass er sich, im Gegensatz zur Frau, nicht als verführerisches Sexualobjekt präsentieren muss, weil er ja anderes, Geld und Macht, zu bieten habe, was er eben gerade nicht mehr hat.

Die 27-jährige Jennifer jedenfalls – die im «Magazin» als *«mit dem Feminismus vertraute Ethnologin, die sonst <typisch Frau> und <typisch Mann> nicht gelten lässt»* eingeführt wird – verlangt, dass ein Mann beim ersten Rendez-vous, noch bevor sie ihrerseits den Geldbeutel zücken kann, erklärt: Das ist meine Sache. *«Wenn er sagen würde, lass uns halbe-halbe machen, wäre das für mich das erste und letzte Date.»* ²⁰⁰ Und fährt fort, als wollte sie die versammelten SoziobiologInnen mit ihren Theorien bestätigen, Frauen seien immer auf der Suche nach den besten Genen und dem potentesten Kindsvater: *«Ich möchte einmal mit Stolz sagen können: Das ist mein Freund. Er ist Banker, Pilot oder Zahnarzt – nicht Käser oder Beck.»* Die 26-jährige Kindergärtnerin und angehende Kulturmanagerin Nathalie ahnt ganz offensichtlich, dass sie auf der einen Ebene rekonstruiert, was sie auf der anderen dekonstruiert. *«Es ist doof, ich weiss»,* schüttelt sie den Kopf über sich selbst, nachdem auch sie den Hausmann für *«absolut unsexy»* erklärt hat, *«höchstens einen Tag»,* scheint ihr das erträglich, obwohl

es eigentlich *«nichts Schöneres»* gebe *«als einen Vater, der Zeit mit seinen Kindern verbringt. Aber man denkt doch einfach: Was ist das nur für ein Mann?»* ²⁰¹ Der real eingelöste Wunsch (*«Ich liebe dich als Hausmann ...»*) wird durch das auf eher unbewussten Ebenen dauernd rekonstruierte Konzept des männlichen Ernährers sabotiert und verkommt zum Erotikkiller (*«... erotisch finde ich dich in dieser Rolle aber nicht mehr»*). Nicht nur Männer haben (die offensichtlich auch berechnete) Angst, beim Überschreiten der Geschlechtergrenze Richtung Nicht-Erwerbssphäre ihre Potenz zu verlieren, auch Frauen scheinen die erotische Attraktivität des Mannes immer wieder, wenn auch nicht mehr ausschliesslich, über Geld und Macht zu (re-)konstruieren, was auch das gemischte Doppel von Macht und Schönheit im französischen Elysée-Palast vordemonstriert. Verliert der Mann ohne Boni seine Männlichkeit? James Bond mit dem Staubsauger in der Hand seine mythische Kraft? Entweder Wilhelm Tell oder Windeln waschen? Beat Kappeler's Versuch jedenfalls, den Mann und Vater als Red Adair der Geburtenrate zu installieren und ihn im weiblichen Haus doch noch zum rettenden Helden einer aussterbenden Spezies zu stilisieren, scheint nicht wirklich zu funktionieren. *«Ich fürchte»*, sagt die Schriftstellerin Thea Dorn in einem Gespräch mit der SP-Nationalrätin Ursula Wyss unter dem programmatischen Titel *«Es geht nur mit den Männern», «das Leitbild vieler junger Frauen besteht darin, einen reichen Mann zu erwischen ... Breites Kreuz, dickes Konto – mit diesem Wunschbild von einem Mann geben immer noch viel zu viele Frauen die Verantwortung für ihr Leben ab.»* ²⁰²

Dekonstruktion von allem

Männlichkeit ist in den dauernd wiederholten (Re-)Konstruktionen der Geschlechterdifferenz ebenso zentral mit ausserhäuslicher Arbeit verbunden wie Weiblichkeit mit Mutterschaft. Die Lockerung der Geschlechtergrenzen gerät nicht nur mit diesen nach wie vor wirkmächtigen Basiskonstruktionen von Männlichkeit und Weiblichkeit, sondern auch mit der heterosexuellen Matrix – Mann mit Frau, Frau mit Mann – in Konflikt, weil sie Gleiche auf Gleiche treffen lässt. Das mag ein Grund sein, weshalb die schon mehrfach zitierte Frau den Hausmann zwar liebt, aber, weil weiblich konnotiert – siehe Mutti-T-Shirt und Bänz Friedlis Wunsch, sich *«Hausfrau»* zu nennen –, sexuell vor dem Wesen in dieser Rolle zurückweicht. Statt aus Angst vor den Unsicherheiten in solch mehrdeutigen Verhältnissen – in denen junge Menschen ihre eigenen privatenberuflichenpolitischen Lebensentwürfe entwickeln und einzulösen versuchen müssen – auf die Rekonstruktion des Traditionellen zurückzugreifen, müsste eine erfolversprechende Dekonstruktion der gegenderten Organisation des Alltags noch einen

oder vielleicht sogar mehrere Schritte weitergehen, hin zu einer Erotik der Vielfalt, jenseits traditioneller Männlichkeits-, Weiblichkeits- und Heteronormativitätsvorstellungen.

Konflikte allerdings werden den Individuen nicht erspart bleiben, die sich in den sich im Grossen und Kleinen dauernd übers Kreuz geratenden Dekonstruktionen und (Re-)Konstruktionen des Geschlechts, womöglich überformt und aufgeladen durch interkulturelle Verwirrungen, ihr eigenes kleines Leben zu bauen versuchen. Durch das Kuddelmuddel neuer Ungewissheiten und alter Zwänge verunsichert beziehungsweise überfordert, ohnmächtig gegenüber den das Private strukturierenden ökonomisch-politischen Makroprozessen, sind die Einzelnen auch heute noch gefährdet, sich ausgerechnet im privaten Schutzraum der Familie in die Haare zu geraten, und das, wie Fälle im Zusammenhang mit Gewaltschutzmassnahmen zeigen, zum Teil leider auch ganz wörtlich oder noch schlimmer. Der Weg in dekonstruierte Realitäten bedeutet dauerndes Verhandeln mit ungewissem Ausgang, und auch das Ausgehandelte – zwischen gleicher Verantwortung für Haushalt beziehungsweise Einkommen und Variationen geschlechterdifferenter Aufteilungen – gilt immer nur auf Zeit. Bei sechs Kindern, meint ein Kollege des Autors, müssten sie zur traditionellen Rollenverteilung übergehen. Seine Tochter hat das ausgeklügelte System der Familie mit zwei teilzeitlich berufstätigen Elternteilen eben gerade an den organisatorischen Rand gebracht. Wenn ein Kind krank sei, klappe es nicht mehr mit der ausserfamiliären Betreuung, erklärt er. Statt die Schwierigkeiten bei der Balance von Haus- und Erwerbsarbeit beziehungsweise das Unbehagen gegenüber einer Arbeitswelt – die einerseits den Privatbereich, insbesondere Eltern und ihre Kinder, den Rhythmen der Ökonomie und andererseits die Erwerbstätigen den Gesetzen des Marktes, der Menschen zu Ware macht, unterwirft – in eine grundlegende Kritik dieser Verhältnisse zu übersetzen, blasen Betroffene, immer vorausgesetzt, dass sie es sich ökonomisch leisten können, zur privaten Rekonstruktion vertrauter Geschlechterkonzepte. So wie wir alle in heiklen oder belastenden Situationen zu Rückgriffen auf Bekanntes neigen. Wenn harte Restrukturierungen notwendig seien, müsse ein Mann her, verriet dem Autor vor Jahren eine Frau und Geschäftsleitungsmitglied eines grossen Schweizer Unternehmens an einem ganz privaten Tisch. Diese Aussage enthält einerseits einen ziemlich vulgären Differenzansatz – Frauen sind weichherziger als Männer, zu weichherzig für ökonomische Realitäten –, andererseits macht sie sichtbar, dass eindimensionale Gleichheit nur um den Preis der Unterwerfung der Frau (in der Erwerbssphäre) beziehungsweise des Mannes (in der Privatsphäre) unter das Vorgefundene und entsprechend Vergeschlechtlichte denkbar erscheint. Vergleichbar mit der schein-emanzipatorischen Übernahme traditionell männlichen Gewalt- beziehungsweise Risikoverhaltens durch Frauen. Eine wirkliche Befreiung der Frauen dürfte nicht im traditionell Männlichen, die

Emanzipation des Mannes nicht im traditionell Weiblichen landen, das von Alice Schwarzer in einem Interview mit dem «SonntagsBlick» formulierte *«echte Teilen: die Hälfte der Welt für die Frauen, die Hälfte des Hauses für die Männer»* ²⁰³ setzt nicht nur eine konsequente Dekonstruktion der Geschlechterdifferenz, weg von der Dualität, hin zur Vielfalt, sondern, darüber hinaus, auch eine Dekonstruktion der gegenderten Strukturen und Normen des Erwerbs- beziehungsweise Nicht-Erwerbsbereichs sowie eine Unterwerfung des Ökonomischen unter die Bedürfnisse des Menschen voraus. Das heisst, statt wirtschaftliche Risiken einseitig auf den flexiblen Menschen ²⁰⁴ abzuwälzen und ihm, je nach Konjunkturlage, Dekonstruktionen oder Rekonstruktionen von Männlichkeit beziehungsweise Weiblichkeit sowie den Abschluss oder die Preisgabe verbindlicher Beziehungen abzuverlangen, müsste, umgekehrt, mehr Flexibilität von privaten Unternehmen und öffentlicher Verwaltung eingefordert werden, das heisst Anpassung von Arbeitsprozessen an die Unwägbarkeiten menschlichen Lebens mit und ohne Kinder, mit und ohne lebenslange Lieben. Das wäre der wirkliche *«Gegenentwurf zu einer Welt des Konkurrenzkampfes, der Lieblosigkeit und der rücksichtlosen Ausbeutung»* ²⁰⁵, aber eben nicht eingekapselt (wie bei Eva Herman) in die kleine (weibliche) Oase der privaten vier Wände, sondern erweitert auf die (männliche) Sphäre des Öffentlichen.

Das gibt, selbstverständlich, Ärger, nicht nur den kleinen des Autors, der wegen der Besprechung mit einem Vater – der kurzfristig seine Tochter zum Arzt bringen muss – morgens um halb sechs aufsteht und vergebens nach Wädenswil fährt, wo er sonst an diesem Tag gar nichts verloren hat; nein, es drohen handlungsunfähige Regierungen, nicht unterzeichnete Firmenfusionen, verpasste Aktieneinkäufe beziehungsweise -verkäufe, verschobene Friedenskonferenzen und abgesagte Armee-Einmärsche – nur weil die entscheidende Person ein Kind über den ersten Liebeskummer hinwegtröstet oder ihm Essigwickel macht. Um die Handlungsfähigkeit des politisch-ökonomischen Sektors aufrechtzuerhalten, müsste die fast schon irrationale Fixierung grosser und kleiner Organisationen auf Führungsfiguren – die schon in der Sprache verräterische Inszenierung des Einen zeigt sich im Zusammenhang mit der schweren Krise der grössten Schweizer Bank UBS in den Jahren 2007 und 2008 unter der Leitung des (schliesslich doch noch zurückgetretenen) Verwaltungsratspräsidenten Marcel Ospel in geradezu grotesker Weise – aufgegeben werden. Die Dekonstruktion der Geschlechter, hin zur Teilung der Verantwortung für Haus und Existenzsicherung, zöge eine Verteilung von Handlungskompetenzen und eine Enthierarchisierung von Macht im öffentlichen Bereich nach sich, die es möglich machte, dass wirtschaftliche und politische Gremien beziehungsweise Institutionen flexibler auf die Unwägbarkeiten des Lebens reagieren könnten, so dass es nicht mehr zwingend den Chief Executive Officer (CEO) brauchte, um ungedeckte Kredite abzuschreiben, den

Präsidenten, um den Rückzug der Armee zu beschliessen, oder den Bundesrat, um die OLMA ²⁰⁶ zu eröffnen. Die mit der Dekonstruktion der Geschlechterdifferenz verbundene Flexibilisierung des privaten Alltags würde so nicht länger als günstige Rahmenbedingung des deregulierten Weltmarktes instrumentalisiert, sondern umgekehrt würde der öffentlichen Sphäre mehr Beweglichkeit abgerungen, was eine Voraussetzung für die wirkliche Gleichheit (der Geschlechter) wäre; womöglich ist die Debatte um KinderKrippenKochtöpfe so emotional, weil es um sehr viel mehr geht als um die Frage, wer morgen am Herd steht, aber am Ende winkt ein unerwarteter Lohn: *«Häusliche Männer sind sexy»*, schreibt der *«Tages-Anzeiger»* am 8. März 2008, *«im Haushalt helfende Männer haben einer US-Studie zufolge ein besseres Sexualeben.»* ²⁰⁷ Wenn die zitierte Untersuchung – die einen *«direkten Zusammenhang zwischen dem Anteil an der Hausarbeit und der Häufigkeit von Sex»* registriert – leidenschaftliche Realitäten beschreibt, erweist sich der Potenz- und Erotikkiller Haushalt als gegenderte Kopfgeburt und der *«Magazin»*-Mann hat schlicht und einfach die falsche Frau. Ihnen, gibt Psychologe Joshua Coleman an, verrieten die Frauen, *«sie fühlten sich sexuell mehr von ihren Männern angezogen, wenn diese sich an der Hausarbeit beteiligen»*. Fragt sich nur, was die Forschenden als Helfen im Haushalt durchgehen liessen, vielleicht genügte es ja, wenn die Männer ihre herumliegenden Socken-SlipsHemden wegräumten, während die Freundin oder Gattin das Geschirr spülte, so dass sie noch nicht (vor dem Fernseher) schliefen, als sich die Frau, weil früher mit den Hausarbeiten durch, zum Manne legte.



... *«Du bist mein bester und einziger Freund»*, gesteht Ritter in *«Filmriss»* und drückt Stark auch schon mal so an sich, dass Lernende des Autors *«schwul»* rufen würden ... (*«Tatort Berliner Bärchen»*)



... Sogar das Kindermädchen, das er ... zur Begutachtung aufs Revier bestellt, hat nur Augen für Ritter ... (*«Tatort Todesbrücke»*)



... und ist ganz froh, als ihn der Partner per Telefon aus der Männerwelt vom weiblichen Alltagskram befreit ... (*«Tatort Todesbrücke»*)



... wie ein Ehepaar, das nach einem Streit die Versöhnung sucht. *«Ein bisschen entgegenkommen musst du mir auch»*, haucht Stark. (*«Tatort Todesbrücke»*)

«Ich war die Frau meiner Frau» oder Ein unmögliches Paar – Ritter und Stark

Auch bei ihnen ist es, wie bei vielen grossen Filmpaaren, nicht Liebe auf den ersten Blick. Im Gegenteil – das erste Zusammentreffen im «Tatort: Berliner Bärchen» artet in einen wüsten Streit aus und endet damit, dass Till Ritter mit Handschellen am eigenen Dachträger hängt. Aber eigentlich sind sie das ideale Paar, halten einander die Treue, wenn sonst niemand mehr an sie glaubt, und wenn nötig wäscht der eine die fleckigen Hemden des anderen mit oder holt die vergilbte Schachtel mit der Autorennbahn aus Kindertagen vom Estrich, um den Buben des Ersten zu hüten. Nach einem ernsthaften Streit treffen sie sich, von Schuldgefühlen und Verlustängsten geplagt, ohne Handy-Absprache, an ihrem vertrauten Plätzchen wieder. Sie sind Partner, wie die Liebenden, die ihre Beziehung auf eine verbindliche Geschäftsgrundlage stellen, aber nicht heiraten wollen. Sie öffnen sich ihre innersten Gefühle: «*Du bist mein bester und einziger Freund*», gesteht Ritter in «Filmriss» und drückt Stark auch schon mal so an sich, dass Lernende des Autors «*schwul*» rufen würden. Aber sie können und dürfen nicht zueinander kommen, denn Ritter und Stark sind keine Geschlechter verschleiern den Nicknames, sondern die, vermutlich, mit Bedacht gewählten Namen zweier Fernsehkommissare, und unter denen haben Hannover/Birkenstock nur gerade einen einzigen Homosexuellen gefunden, ein ebenso rares Exemplar wie die alleinerziehende Kommissarin.²⁰⁸ Während Letzteres einigermassen realitätsfremd ist, hält sich die Repräsentation bezüglich homosexueller Neigungen an gesellschaftliche Officialitäten. Der Fernsehkrimi als «Prime-time»-Format bricht, trotz neuerdings sogar durch den Wilden Westen reitender schwuler Cowboys, nicht mit der von Riki Wilchins als Regel Nummer eins in Sachen Geschlecht definierten Heteronormativität: «*Frauen haben Sex mit Männern und Männer haben Sex mit Frauen.*»²⁰⁹ Aber sie schwingt immer mit, bei Ritter und Stark, die von Andreas Krass in seinem Text «Männerfreundschaft, Bündnis und Begehren in Michel de Montaignes Essay De l'amitié» beschriebene «*Utopie einer Freundschaft zwischen Männern ..., die Liebe ist, ein Bündnis, das Seele und Körper zugleich erfasst*». ²¹⁰ Stark lächelt in einer Mischung von Beglückung und Verlegenheit vor sich hin, lässt sein Handy klingeln. «*Ja, ist das alles, was du dazu zu sagen hast*», will Ritter, ungeduldig wie alle, die ihre Liebe erklärt haben, wissen. «*Ja, soll ich jetzt ein paar Stehgeiger bestellen*», frotzelt Stark, beendet das Geklingel, steht, allzeit im Dienst, auf und marschiert, «*Ja, wir kommen*», davon. Ritter, hilflos mit den Armen in die Nacht greifend, hinterher: «*Was soll das eigentlich, ich erzähle dir, was in meinem Innersten vorgeht, und du bringst 'nen blöden*

Spruch, Stehgeiger, dass ich nicht spinne.» Stark dreht sich um, beginnt wie ein Kind herumzuhüpfen: «Ich dachte, du machst 'nen Spruch, jetzt werd' mal nicht so pathetisch.» Ritter hängt immer noch dem «Stehgeiger» nach: «Sehr lustig, weisst du, was du nicht ertragen kannst ...» Strassenlärm und Schlussmusik walzen den Rest des Satzes nieder. Will er «Nähe» sagen? Bevor das Schlussignet kommt, wehren die beiden die Bedrohung mit Männergerangel zmittst im nächtlichen Berliner Grossstadtverkehr definitiv ab.

Die Gefahr, vom schmalen Grat der Männlichkeit abzustürzen, lauert überall. Vor allem Felix Stark, der beflissene Vater, bewegt sich nahe am Abgrund: Auf der einen Seite droht das homoerotische Verhältnis zu Till Ritter, auf der anderen Seite, durch das dauernde Überschreiten der Geschlechtergrenze zwischen Produktions- und Reproduktionssphäre, der Absturz ins Weibliche. An diesen Grenzen wird Männlichkeit konstruiert beziehungsweise rekonstruiert. «Das Männliche», schreiben Wedgwood/Connell, «ist nicht weiblich, und es ist nicht homosexuell ... Indem das Weibliche und das Homosexuelle als Kategorien in Schach gehalten und zugleich für minderwertig erklärt und zurückgewiesen werden, kann das Männliche weiter als normal, natürlich und unangreifbar erscheinen.»²¹¹ Die Namen der beiden Protagonisten, Ritter und Stark, sind doppeldeutig: Zum einen markieren sie ihre Träger mit dem ganzen performativen und symbolischen Gewicht als Männer, zum anderen ironisieren und dekonstruieren sie genau diese Männlichkeit, denn ihre Verknüpfung mit den beiden Kommissaren ist so kontingent und brüchig wie jede Verbindung von Zeichen und Bezeichnetem.

Bevor ihm Stark – der aufgrund der äusseren Erscheinung schon fast als Ritters Kind durchginge und ihm in einer Folge auch tatsächlich in die Arme springt wie der kleine Bub dem Vater, wenn der nach Hause kommt – als neuer Kollege vorgestellt wird, bezeichnet ihn Ritter als Gartenzwerg. Der vom Sender als «weicher, sensibler Typ» ins Weibliche charakterisierte Stark darf nur wenige Minuten nach seinem Einstand demonstrieren, dass er nicht nur ein kleiner «Terrier» ist, «der unerwartet zuschnappt und sich dann hinter dem breiten Rücken seines Partners Till versteckt»²¹², sondern auch richtig zulangen kann, was der grosse Ritter am eigenen Leib erfährt. Dem bleibt nichts anderes übrig, als den Gepäckträger abzumontieren und an diesen gekettet ins Büro zu trampeln, wo er sich mit einem Schlüssel von Handschellen und Dachträger befreien kann. Da ist die Assoziation Laurel und Hardy, Dick und Doof kaum zu unterdrücken – Ritter und Stark, Kurz und Lang.

Frauen spielen im Leben der beiden keine tragende Rolle, haben fast ausschliesslich die Funktion, den beiden «über den Ausschluss der Homosexualität»²¹³ männliche Geschlechtsidentität zu verschaffen. Starks Frau, schreiben die Sendeverantwortlichen ihm oft beklagtes Männerelend auf den Leib und bedienen sich dabei der Terminologie von Nutztierhaltern, ist eineinhalb Jahre vor seinem

Dienstbeginn im «Tatort» *«mit einem Dirigenten durchgebrannt»*. Seither dreht sich das ganze Privatleben des *«Familientiers»* ²¹⁴ um den kleinen Sebastian; so hören wir ihn bei der Anfahrt zum ersten Dienst das offensichtlich kranke Söhnchen trösten: *«Ach, komm, das wird schon wieder, geh schnell ins Bettchen, wickle dich ein und nimm deinen Teddy.»* Auch vom Bettchen redet im Gegenschnitt *«lonesome Cowboy»* ²¹⁵ Ritter: *«Hallo Süsse ... der Urlaub ist gebongt ... halt bis heute Abend das Bettchen schön warm»*, und installiert in einem Satz das Machtverhältnis zwischen dem Mann und dem im Bettchen zum Kind verniedlichten Objekt Frau, so scharf gezeichnet, dass das Bild, je nach BetrachterIn, zur satirischen Dekonstruktion oder beruhigenden Rekonstruktion wird.

Wäre er eine Comic-Figur, Ritters Augen gerieten beim Anblick weiblich konnotierter Attribute ins Rotieren wie die Borsten einer elektrischen Zahnbürste. Der Mann, der sich für ein Date ins Rüschenhemd stürzen kann, ohne unter Schwulenverdacht zu geraten, droht über den *«eigenen Schwanz zu stolpern»* ²¹⁶, wie es Hauptkommissar Thanner seinem berühmteren Kollegen Horst Schimanski einst prophezeite. In *«Filmriss»* trampelt Ritter mit kalkulierter Sicherheit in eine Art Venusfalle, die ihm ein des Mordes angeklagter Mann stellt, den Ritter bei der Verhaftung angeschossen hat; wie ein läufiges Hündchen folgt er einer Unbekannten, die ihm schmeichelt *«Du bist mein schöner Fremder ..., mein Abenteuer ..., mein Fest ...»* und ihm eine lange Nacht verspricht. Bedingung: keine Namen, keine Ortsangaben. Am anderen Morgen liegt sie tot im Bett, Ritter mit *«Filmriss»* im Strassengraben. Ohne Stark würde er wegen zweifachen Mordes verurteilt oder beim Showdown erschossen. Vielleicht erinnert er sich in der nächsten Folge *«Die Liebe und ihr Preis»* daran: Erst lässt er Stark mit traurigen Augen stehen, der mit ihm nach gelöstem Fall noch eins trinken gehen will, *«Tut mir leid, ich hab' was Besseres vor»*, grinst Ritter, lässt sich von einer Schönen in schnittigem Cabrio entführen, aber schon nach wenigen Metern stoppt der Wagen, Ritter steigt aus, ruft *«Na komm»*, Stark schwingt sich auf den Rücksitz und freut sich wie ein Kind, das mit Mama und Papa ausfahren darf. Oder hat sich die Dame einen Dreier gewünscht? Lange wird auch sie die Rolle des heterosexuellen Alibis in Ritters Leben nicht spielen, seit er mit Stark zusammen ist, hat seine *«längste Beziehung»*, so sein Partner, *«nur zwei Nächte gedauert»*.

Was bei Casstorff, dem *«Übersexuellen»*, in einer Person vereinigt wird, verschiedene männliche Identifikationsangebote, zerfällt bei Ritter und Stark in unterschiedliche Männlichkeitskonstruktionen, vergleichbar der klassischen Spaltung der Frau in Hure und Heilige. Während Ritter ein *«lockeres Privatleben»* ²¹⁷ eingeschrieben wird, erleidet Stark das Schicksal des Vaters und Hausmanns, nie scheinen Frauen in seiner Gegenwart auf erotische Gedanken zu kommen. Sogar das Kindermädchen, das er in der Folge *«Todesbrücke»* am 13. Mai 2005 zur Begutachtung aufs Revier bestellt, hat nur Augen für Ritter, der auf ihre

Beine seinerseits mit dem bekannten Rammlerblick reagiert; als Ritter das Missverständnis klärt und ihr Stark vorstellt, schiesst Enttäuschung in ihr Gesicht, und Stark verzichtet darauf, sie als Kindermädchen zu engagieren. «Es» hat sich als Frau entpuppt, die so inszeniert wird – Hure, nicht Madonna –, als sei auf eine Frau mit kurzem Rock beim Kinderhüten kein Verlass. Ein Kindermädchen sucht er, weil seine Mutter in den Ferien ist, normalerweise garantiert sie dem auf der Website www.daserste.de/tatort als «alleinerziehender Vater eines Sohnes und ... Held des Alltags» präsentierten Hauptkommissar das Image des «starke[n] Organisator[s], der ... Prioritäten zu setzen» weiss, aber in der Folge «Todesbrücke» gerät die Life-Work-Balance von Stark gründlich durcheinander. Ausgerechnet jetzt – Grossmutter im Urlaub, zwei neue Mordfälle – frage sich seine Ex-Frau plötzlich, klagt er Partner Ritter, «was mein Sohn eigentlich macht, wenn ich arbeite. Ich meine, das hat sie in den letzten Jahren nicht interessiert ... Ich sag dir was – sie will mir meinen Sohn wegnehmen.» Ritter, der dauernd von seinem Frühstück schwafelt – «Ich stelle mir ... so einen getoasteten Bagel vor, mit Frischkäse, Frühlingzwiebelchen, Lachs ...» –, reagiert wie ein geschulter Mediator: «Euren, euren Sohn.» Aber Stark ist nicht zu stoppen, entwickelt angesichts des Umstands, dass die Ex-Frau den Bub für sechs Wochen in die Sommerferien mitnehmen will – «mit ihrem Neuen!» –, klassische Mutterängste, redet ohne Unterbruch auf den Junggesellen ein, der sich inzwischen an seinem Bagel gütlich tut: «Weisst du, was ich überhaupt nicht will – dass sie mit ihm heile Welt spielt, und mir bleibt dann nur die Hetze und die Schulaufgaben und der Alltag ..., ich komme mir schon vor wie der Hausdrache, Felix, der Hausdrache, komm, zieh das an, lass das, mach das, ich kann gar nichts mehr Liebes mit dem Kind.» In der traditionellen Organisation des Alltags, wie sie sich jeden Tag in Einkaufszentren und auf Kinderspielplätzen rekonstruiert, sind es, gerade umgekehrt als in dieser Repräsentation, vor allem die Frauen, die für das Alltägliche besorgt sind, während sich die Mehrheit der (neuen) Väter auf den Action-Teil an Wochenende und in den Ferien konzentriert. Ähnlich wie bei Casstorff wird eine Frau als Rabenmutter konstruiert, die sich erst ihrer Selbstverwirklichung, hier offensichtlich der privaten, hingibt und sich hinterher an ihr Kind erinnert, das sie vertrauensvoll Ex-Mann (und Schwiegermutter) überlassen hat – damit wird im Subtext das traditionelle Mutterideal rekonstruiert. Stark gerät im Spannungsfeld von Beruf und Kind zunehmend in die «Doublebind»-Falle der erwerbstätigen Mütter (und Väter): Wo immer er ist, er hat Gefühle von Schuld und Sehnsucht, weil er nicht auf der anderen Seite der Grenze ist. «Wenn ich im Job bin, denke ich an ihn (Sebastian), und wenn ich zu Hause bin, denke ich an den Job.» Als er sich eines Abends die prall gefüllten Einkaufstüten greift und abmarschieren will, kommt sein Chef herein: «Wo wollen Sie denn hin, wir haben eine Mordserie, und Sie kutschieren Ihre Einkäufe durch die Gegend.» Im Klartext: Bei Mord wird nicht mehr gegessen, Herr Kommissar. Aber da kommt

er bei Stark an den Falschen, der zieht seinen Mantel an, schickt einen Jungen – der mit anderen gefüllte Wasserbeutel von einer Autobahnbrücke geschmissen hat, den er auf dem Heimweg zu seinen Eltern bringen will – schon mal vor und verkündet dem verdutzten Chef: *«Ich möchte jetzt meinen Sohn abholen, den ich seit vierzehn Stunden nicht gesehen habe, und mich um ihn kümmern, damit er nicht irgendwann auf einer Brücke steht und Unfug macht. Und sollten Sie etwas dagegen haben, sagen Sie's ruhig, ändern wird's nichts»*, schnappt sich Ritters schmutzige Wäsche und macht den Abgang. Am andern Tag hantiert er mit der Wäsche herum, während Ritter die beiden aktuellen Mordfälle auf der Autobahn nachstellt, und ist ganz froh, als ihn der Partner per Telefon aus der Männerwelt vom weiblichen Alltagskram befreit: *«Ich dreh' hier gleich durch.»*

Als Stark sich nächstes Mal den Mantel schnappt, ist der Single Ritter mit seinem Verständnis für den Kollegen Vater aber definitiv am Ende, *«Herr Stark hat Feierabend»*, lästert er: *«Musst du einkaufen gehen, Hausputz machen, Abendbrot für den Kleinen ... Du solltest langsam mal deine privaten Probleme in den Griff kriegen, sonst kannst du dich gleich in den Nebendienst versetzen lassen, die haben feste Arbeitszeiten.»* Jetzt wird die normalerweise am kleinen biologischen Unterschied festgemachte Geschlechterdifferenz zwischen die beiden Männer getrieben, prallt die (männliche) Sphäre des Öffentlichen auf das (weibliche) Haus: Stark verliert die Fassung, wird zum hysterischen Weib, oder anders gelesen, zu einer neuen Variante Mann, die emotional wird und die Kontrolle verliert, er brüllt, schreit und ist den Tränen nahe. *«Sag mal, du kapiert doch gar nichts! Das ist doch hier nicht die Welt, Mann, was machen wir denn hier! Wir kriegen irgendwelche Leute, und morgen fangen wir wieder von vorne an ... Das ist doch kein Leben!»* Er beginnt, Akten um sich zu schmeissen, und stürzt schliesslich in jene Konstruktion von Weiblichkeit ab, in der das Kind zum Sinnstifter gemacht wird: *«Mein Junge ist es, wofür ich lebe! Verstehst du! Und den will ich nicht verlieren, und wenn's mich hier diesen Job kostet.»* Ritter, ganz Mann, reagiert betont cool, als wollte er das emotionale Weib Stark nicht noch mehr provozieren, aber der Sarkasmus ist nicht zu überhören: *«Super, bin ich wieder das Arschloch, wie immer. Ich hab dir schon hundert Mal Hilfe angeboten, aber du hast ja alles im Griff»*, und dann zutiefst gekränkt: *«Du brauchst mich ja nicht ... Du brauchst mich ja höchstens als abschreckendes Beispiel dafür, wie du nicht sein willst.»* So wie männliche Zuschauer Ritter – der allerdings auch schon mal ganz einfühlsam Witwen tröstet und danach ritterlich auf der Couch im Wohnzimmer übernachtet – als lächerlichen Macho lesen können, gegen den sie sich selbst als Überwinder patriarchaler Männlichkeiten konstruieren. Ritter hat aber auch Identifikationspotenzial für Männer, die vom Haushalt- und Kinder-Genörgel ihrer Frauen, für die sie sich im Beruf abrackern, genug haben und sich von ihnen nicht zum *«Softie»*, *«Frauenverstehher»* oder *«Metrosexuellen»* *«züchten»* lassen wollen. **218** Stark übergeht die verbalen und nonverbalen Warnsignale

Ritters, bestätigt dessen selbstmitleidigen Sprüche bissig: *«Ja, wahrscheinlich.»* Da packt Ritter, der eben noch arbeiten wollte, seine Lederjacke und schmettert die Tür mit einem *«Such dir doch 'nen neuen Partner!»* hinter sich zu. Scheidungsszene. Stark, als wollte er seine Männlichkeit zurückgewinnen, versucht, die Akten zu studieren, die er eben noch herumgeworfen hat.

Kurze Zeit später: Ritter sitzt, trübsinnig in die Nacht hinausstierend, in einem Café, Stark schlurft, die Hände in den Hosentaschen, herein, setzt sich neben ihn, sie starren gemeinsam in parallele Welten, wie ein Ehepaar, das nach einem Streit die Versöhnung sucht. *«Ein bisschen entgegenkommen musst du mir auch»,* haucht Stark. Ritter macht mit der Hand eine Bewegung – für einen Moment denkt der Autor, jetzt streichelt er Starks Hand, aber dann wischt er doch nur die Tischplatte ab. Die Krise bringt die beiden noch näher zusammen. Stark gesteht: *«Ich meine, es ist okay, wenn er seine Mama lieb hat, aber ich hab so eine Angst, ihn zu verlieren.»* Ritter coacht den Partner: *«Ihr müsst mal miteinander reden, und du musst ihr klar machen: Wenn's hart aufhart kommt, dann wirst du kämpfen»,* heute noch solle er mit seiner Frau reden. Jetzt bekommt Stark, ganz Mann, Angst vor privaten Gefühlen und erinnert sich an ihren Fall, aber Ritter blockt ab, Seitenwechsel, da sei heute Nacht eh nichts mehr zu machen, und nimmt dem Partner auch die letzte Ausflucht – *«Ich hab Sebastian»* –, brummt, als wüsste er, dass ihm das keiner so richtig zutraut: *«Das kann ich ja übernehmen.»* Stark lässt sich noch ein paar Minuten von melancholischer Musik berieseln, erinnert sich womöglich an die Zeiten der Liebe mit seiner Ex, gibt sich einen Ruck, kehrt, Wiederherstellung von Männlichkeit, in die Welt zurück, die er eben noch kleineredet hat, übernimmt, ganz grosszügiger Hauptkommissar, den Nachtdienst der Kollegen, die das Haus eines Verdächtigen überwachen.

Am anderen Morgen – Stark trifft Partner und Söhnchen im Wohnzimmer an, zmittst in Ritters alter Autorennbahn schlafend – haben die beiden den Fall unabhängig voneinander gelöst. Das Ergebnis konfrontiert Stark noch einmal mit seinen eigenen Verwerfungen: Der Mann, der (gezielt) seine Frau und (versehentlich) einen ihrer Arbeitskollegen umbringt, ist ein Mann, wie ihn sich Frauen – die, wie die Mutter seiner Kinder, berufliche Ziele haben, *«Karriere machen wollen»,* wie er es formuliert – erträumen: *«Ich habe dafür mein Ingenieurbüro auf Sparflamme laufen lassen und mich hauptsächlich um die Kinder und den Haushalt gekümmert.»* Das *«Queering»* endet in einer definitiven Dekonstruktion von Männlichkeit: *«Ich war die Frau meiner Frau»,* wird ihm in den Mund gelegt. Damit nimmt die TV-Repräsentation den Diskurs auf, der die Utopie der Gleichheit, das heisst die Angleichung beziehungsweise Dekonstruktion der Geschlechter, als leidenschaftslose Ödnis verwirft und die digitale Heteronormativität als einzige Variante leidenschaftlicher Anziehung postuliert. Nicht in der individuellen Einzigartigkeit liegt die erotische Ausstrahlung, sondern im banalen *«Du*

Mann, ich Frau». *«Bye-bye Sexappeal»*, setzt das *«Magazin»* vom 18. März 2006 als Zwischentitel, bevor es die Guillotine für Andreas, den Mann – der *«wickelt, badet, wiegt, kocht, wäscht, putzt, kauft ein [einkauft], bemuttert und tröstet»* – fallen lässt und dessen Frau mit dem bereits zitierten Satz *«Ich liebe dich als Hausmann, erotisch finde ich dich in dieser Rolle aber nicht mehr»* ins Spiel bringt, obwohl sie, vermutlich, nicht zu jenen Frauen gehört, die kreischend davonrennen, wenn ihre Männer werden wie erträumt, und *«Wir wollen Machos!»* ²¹⁹ rufen. Dem Mann im *«Tatort Todesbrücke»* geht es gleich wie Hauptkommissar Stark: Er wird verlassen. *«Warum?»*, will Stark wissen. *«So richtig habe ich das nie begriffen»*, vertraut er dem Kommissar an und, als ahnte er die Fantasie des Leidensgenossen, schiebt er nach: *«Jedenfalls hatte sie keinen anderen, falls Sie das meinen.»* Stark, der zwischen Verhör und eigener Lage pendelt, weiss noch nicht, dass ihn ein Mörder zum Essen einlädt, mit vermutlich flauem Gefühl im Magen registriert er die vielen Aktenordner mit der Aufschrift *«Kinder»*, Zeugnis dafür, dass auch bei dieser Scheidung die Kinder zum Austragungsort elterlicher Konflikte geworden sind. *«Sie hat sie bekommen»*, klagt der Mann, der nur noch alles regeln und dann mit den Kindern weggehen will. In dem Haus, in das er nach dem Tod seiner Frau zurückgekehrt ist, habe er jede Steckdose selber angebracht, alles vertraut und trotzdem fremd, sagt der gekränkte Mann und fährt fort: *«Weil sie eine Frau ist, und die Richter immer noch denken, die Kinder gehören zu ihrer Mutter.»* Damit nehmen Autorin und Regisseurin der *«Tatort»*-Folge *«Todesbrücke»* die heikle und zum Teil verbissen geführte Debatte über die Frage des Sorgerechts im Scheidungsfall auf, da werden, so und so, traditionelle Geschlechterkonstruktionen verfestigt und Kinder als Geiseln benutzt. *«Am Schluss durfte ich sie gar nicht mehr sehen»*, Stark zuckt zusammen und schaut betroffen, *«obwohl das Jugendamt der Meinung ist, dass ich ein guter Vater bin und die Bindung meiner Kinder stark. Aber meine Frau behauptet, dass ich depressiv sei und meine Kinder belästigen würde.»* Der Film klärt nicht, ob die Vorwürfe – wie sie Gerichte täglich zu beurteilen haben – berechtigt sind, er zeigt nur den Vater – der von der Lehrerin weggeschickt wird, als er seinem Sohn ein Paar Turnschuhe auf die Tartanbahn legt – und weckt Verständnis für den Mann, dem die ehemals Liebste nimmt, was ihm von dieser Liebe geblieben: die Kinder.

«Wahnsinn, der bringt seine Frau um, um an die Kinder zu kommen», erkennt Stark an dem Morgen, als er mit Ritter – *«Ich mach' Basti noch 'ne Stulle, dann gehen wir los»* – einen zweifachen Mörder oder Totschläger abholen will. Das Überschreiten der Geschlechtergrenzen, suggeriert das Szenario dieser *«Tatort»*-Folge, endet in der Katastrophe. Der Mann – der ins Weibliche abstürzt, zur Frau seiner Frau wird, die in der klassischen Geschlechterkonstruktion ihrerseits als Mann ihres Mannes erscheint – greift zu dem Zauberstab, der Rekonstruktion von Macht verspricht, der noch immer Männer und Schlagzeilen macht: der Gewalt, und

will sich, von Ritter und Stark verfolgt, mit seinen Kindern vom Dach stürzen. Stark, der ahnen muss, wie nahe der eigene Absturz ist – als ihn seine Frau verliess, schlug er *«alles kurz und klein»* –, macht sich im Showdown die Erfahrungen eines Grenzüberschreitenden zunutze, verknüpft private Emotionen und professionelle Interventionskompetenzen: *«Sie sind ein guter Vater»*, ruft er dem Mann zu, der sich über Strassenschluchten an seine Kinder klammert, *«Ihnen ist genau wie mir Unrecht geschehen ... Aber das ist Ihr Kind, das hat Sie lieb! ... Das können Sie da jetzt nicht runterschmeissen!»* Als die Kinder in Sicherheit sind – Ritter hält sich im Hintergrund, spürt, das ist so ein Moment, in dem Stark seinem Namen alle Ehre macht –, provoziert er sein Spiegelbild und brüllt den Mann an, der nicht als Mörder ihrer Mutter vor seine Kinder stehen will: *«Aus Selbstmitleid machen Sie alles ... Aus Selbstmitleid haben Sie Ihre Frau umgebracht ... Ihre eigene Frau ... Aus Selbstmitleid haben Sie den Nachbarn umgebracht.»* Die Frau, die wieder zum Mann geworden ist, stürzt sich auf den *«Scheissbull»*, der sieht, überwältigt von Emotionen widersprüchlichster Art, mit scharfem Blick und wässrigen Augen durch Mörderaugen in eigene Abgründe, dann führt Ritter den Täter ab.

Als die Schlacht geschlagen ist, macht Ritter seinem Partner über den Strassen von Berlin eine seiner Liebeserklärungen: *«Also, Sebastian ist ein richtig cooler Typ, der kommt ganz nach seinem Vater, genau so 'nen Dickkopf.»* Stark grinst verlegen, zieht die heterosexuelle Schutzwand auf und will wissen, ob Ritter denn jetzt mal dieser Mandy – die er als Kindermädchen aus der engeren Wahl hat fallen lassen – angerufen habe. *«Ich habe ja die Nummer nicht, du rückst ja die Nummer nicht raus»*, beklagt sich Ritter, und auch wenn Stark jetzt nach dem entsprechenden Zettelchen in seinen Taschen kramt, wir ahnen es – *«Casablanca»* lässt grüssen –, die beiden werden sich auch im nächsten *«Tatort»* treu bleiben.

Zum Beispiel «Tatort» privat oder Die Gefahren beim Überschreiten der Geschlechtergrenzen

Der Autor liest viel und sieht viel fern, das eine macht ihn zum Intellektuellen, das andere zum Junkie, denn im Allgemeinen fragt keine und keiner nach, was er denn lese, Comics oder Gedichte, was er sich im Fernsehen anschau – philosophische Sternstunden oder Telenovelas. Studierende einer Fachhochschule im Sozialbereich drohten ihm schon vor Jahren augenzwinkernd, sie würden ihm künftig nichts mehr glauben, nachdem er ihnen erzählt hatte, er schreibe seine Referate, während amerikanische Serien über den Bildschirm flimmerten. Und seine Stieftochter war jeweils ganz neidisch, dass er sich so ziemlich alles – «Tagesschau» und «Wetten dass», Talk- und Gerichtsshows, Krimis und Liebesfilme, Serien und Telenovelas – reinziehen konnte, während sie immer mal wieder ein Stirnrunzeln kassierte, wenn sie zu MTV oder «Gute Zeiten, schlechte Zeiten» Schulaufgaben machte beziehungsweise Letztere verhängte. *«Du schaust sicher manchmal auch zu deinem Vergnügen»*, wehrte sie sich, was er – noch vor den Zeiten des Fun erwachsen geworden – meist verneinte oder nur zähneknirschend einräumte, zumal es kaum eine Situation gibt, in der er seine Aufmerksamkeit ganz auf das Geschehen in der magischen Kiste richtet. Seit Jahren hat er nur noch eine TV-Karte im Computer, so dass in einer Ecke des Bildschirms Morde aufgeklärt oder die Revision der Invalidenversicherung beziehungsweise das Kampfhundeverbot diskutiert werden, während er Essays schreibt, Prüfungen korrigiert, Einzahlungen macht, putzt oder kocht. Damit überschreitet er offensichtlich eine dieser unsichtbaren Geschlechtergrenzen, denn zum einen schauen die Frauen, so Barbara Sichtermann und Andrea Kaiser in ihrem Buch *«Frauen sehen besser aus – Frauen und Fernsehen»*, *«mehr fern als Männer. 2004 wurde eine durchschnittliche Sehdauer von täglich 237 Minuten für Frauen und von 212 Minuten für Männer gemessen»* ²²⁰, zum anderen haben *«Parallelaktionen»* bei den Männern seltener *«Arbeitscharakter wie bei Frauen»*. Sie würden zwar auch schon mal *«reden, Karten spielen oder telefonieren»*, aber meist wollten sie *«die Behaglichkeit des Dasitzens und Guckens»* als *«Feierabendfreude und -entspannung auskosten»*, während Frauen sich regelmässig ablenken liessen beziehungsweise *«Hausarbeit wie Bügeln, Nähen, Gemüseputzen oder Fotos ordnen nebenbei»* erledigten. Die Sehdauer, so folgern die beiden Autorinnen, sage nicht zwingend etwas über die Bedeutung aus, die das Fernsehen für die entsprechenden KonsumentInnen hat, vielmehr spiegeln sich im *«Fernsehverhalten der Geschlechter ... auch soziale und familiäre Rollen»* ²²¹, und diese Konsumtionsbedingungen wirken sich zum einen auf die Rezeption, zum anderen auf die Produktion der Medieninhalte aus. ²²²

Trotz der (in der Schweiz) über fünfzigjährigen Erfolgsgeschichte ist das Fernsehen immer noch ein Schmuttelkind. Oder gerade deswegen. Wo immer ein neues Medium das Wissen und Vergnügen alter Eliten der breiten Bevölkerung zugänglich macht, wird es verächtlich als Massenmedium bezeichnet. Als wäre die Demokratisierung nicht zum höchsten Wert moderner Gesellschaften erklärt worden. Dass das Fernsehen in den reichen Dienstleistungsstaaten inzwischen sogar zum existenziellen Grundbedarf gehört, der nicht gepfändet werden darf, und selbst auf den Hütten der Ärmsten dieser Welt als erstes eine TV-Antenne montiert wird, erhebt das Fernsehen einerseits zu *dem* völkerverbindenden Medium, entwertet es andererseits zu einer Veranstaltung für das tumbe Volk, und an der nimmt, wer etwas auf sich gibt, nur inkognito teil – wie an Gruppenreisen nach Mallorca.

Schmuttelkind Fernsehen

Die Bewertung beziehungsweise Entwertung eines Mediums erfolgt, wie bei Drogen und Konsumgütern aller Art, aufgrund der sozialen Lage seiner KonsumentInnen – das von Untergeordneten Verwendete wird entwertet und verstärkt in diesem interdependenten Verhältnis umgekehrt deren Subordination entlang von Klassen- und Geschlechterverwerfungen. *«Die Abwertung der Medien, die Frauen in besonderem Masse als Zielgruppen ansprechen und deren Rezeption vielen Frauen offensichtlich auch Vergnügen bereitet, liefert ein Beispiel dafür, wie gesellschaftliche Hierarchien immer wieder (re-)produziert werden»* ²²³, schreibt Elisabeth Klaus in ihrem Text *«Verschränkungen: Zum Verhältnis von Cultural Studies und Gender Studies»*. Die meisten geben nur ungern zu, dass sie mehr als eine Stunde pro Tag mit Fernsehen verbringen, erzählen eher geniert, sie hätten mit dem oder der Geliebten ferngesehen. Als hätten sie, und wahrscheinlich nicht zu Unrecht, Angst vor dem mitleidigen Blick, der sagt: *«Seid ihr jetzt auch so weit, sitzt vor dem Fernseher wie ein altes Ehepaar, und im Bett läuft gar nichts mehr.»* Ähnliches ist nicht zu befürchten, wenn jemand berichten kann, sie oder er hätte dem *«Gspusi»* aus *«Montauk»* von Max Frisch oder *«Spieltrieb»* von Julie Zeh vorgelesen. Wer täglich stundenlang liest, entwickelt kaum Schuldgefühle, sondern trägt den entsprechenden Wert stolz in die neusten Untersuchungen über das Freizeitverhalten der Bevölkerung ein, Eltern freuen sich, wenn ihre Sprösslinge bei schönstem Sommerwetter lesen und in der Stube hocken, aber wenn ihre Nachkommen vor dem Fernseher hängen, machen sie sich Sorgen um deren berufliche Zukunft und ihre eigenen Renten.

Das Lesen wird als aktive geistige (und deshalb männlich konnotierte) Tätigkeit gesehen, Fernsehen als passives körperliches (= weibliches) Konsumieren ver-

worfen. «Die Populärkultur», schreibt Lawrence Grossberg in seinem Beitrag «Zur Verortung der Populärkultur», «*arbeitet an der Schnittstelle von Körper und Gefühl...*»²²⁴ Beide, Körper und Gefühl, werden in der traditionellen Geschlechterkonstruktion der Frau ein- beziehungsweise zugeschrieben. Lesen wird als bewusstseinsweiternde, Fernsehen als bewusstseinsstrübende Tätigkeit fantasiert. Dies, obwohl Bücher und Fernsehsendungen gleichermaßen Welt repräsentieren oder aber (Frei-)Räume für Eskapismen eröffnen können. Wer verabschiedet sich beim Lesen von Romanen nicht schon mal von Alltagsrealitäten? Der Autor hat sich als Kind mit offenem Buch an den Tisch gesetzt, um mit Hilfe von Winnetou und Old Shatterhand den Fragen der Mutter – der Vater verhielt sich (geschlechtsadäquat) weniger neugierig – zu entgehen, und wenn im Hintergrund «Verliebt in Berlin» läuft, geht gerne unter, was am Familientisch auch noch hätte angesprochen werden müssen.

John Fiske wertet in seinem Text «Die populäre Ökonomie»²²⁵ den Eskapismus, den er auch Fantasie nennt, gegenüber der «*Repräsentation von Welt*» zur «*ebenso gewichtigen soziopolitischen Dimension*» auf. Traditionellerweise werde die Fantasie – «*wie dies auch für die meisten Erfahrungen der Untergeordneten gilt*»²²⁶ – verweiblicht, das heisst «*für ein Zeichen von weiblicher Schwäche gehalten, die angeblich aus der Unfähigkeit der Frau resultiert, mit der (männlichen) Realität zurande zu kommen. Eine Art von Tagträumerei also, die es Frauen oder Kindern ermöglicht, ihre Wünsche so zu verwirklichen, wie dies in der <realen> Welt niemals möglich wäre, eine kompensatorische Domäne, die aus ihrem <realen> Mangel an Macht resultiert und diesen verschleiert.*»²²⁷ Die männlich konnotierte Repräsentation demgegenüber werde als «*Mittel der Machtausübung*» gedacht, mit dem die Welt nicht geflohen, sondern auf sie eingewirkt werde. Die Kritik Fiskes an der Position, die nur die Repräsentation von widerständigen Bedeutungen als «*Ort des Kampfes um Macht*» sieht, «*Phantasie hingegen nicht*»²²⁸, richtet sich direkt gegen jene Art von aufklärerischem beziehungsweise sozialistischem «*Predigerrealismus*»²²⁹, der banale Vergnügungen gering schätzt und die Auseinandersetzung mit bedrückenden Realitäten zur obersten Aufgabe von Kultur erklärt, als Beitrag des Überbaus zur Befreiung von der unterdrückerischen Basis. Der von Horkheimer und Adorno formulierten Position «*Vergnügtsein heisst Einverständnis*»²³⁰ – die dem Eskapismus die Auslöschung jedes Gedankens an Widerstand unterstellt – hält er entgegen: «*Es kann keinen sozialen oder kollektiven Widerstand geben, der unabhängig von einem <inneren> Widerstand existiert, auch wenn dieser abwertend als <Phantasie> bezeichnet wird.*»²³¹ Menschen, aus hoffnungslosen Situationen, zum Beispiel Konzentrationslagern, zurückgekommen, berichten oftmals, sie hätten nur dank Fantasiereisen in andere Welten überlebt. Die populären Massenmedien entwickeln, je nach Lesart, ihre paradoxen Wirkungen zwischen verengten und erweiterten Welten, in den dialektischen Span-

nungsfeldern zwischen aufgeklärtem Widerstand und vergnügter Trägheit, entmutigender Klarheit und subversiver Zerstreuung, perspektivenloser Entspannung, stärkender Einsicht und eskapistischem Müsiggang, der die KonsumentInnen für den nächsten Tag und Grösseres stärkt. Wie Günter Anders' *«Massen-Eremit»* sitzt der Autor mit Millionen anderen, *«jeder vom anderen abgeschnitten, dennoch dem anderen gleich, einsiedlerisch im Gehäus»* ²³², und schiebt Krimis oder Melodramen als Filter zwischen sich und seine Umgebung, um sich besser auf die Auseinandersetzung mit komplexen (Geschlechter-)Realitäten konzentrieren, die Belastungen des eigenen Lebens mit dem Elend der täglichen Nachrichten verdrängen zu können oder ganz einfach nur wach zu halten.

Geschlechtsspezifische Konsumgewohnheiten und vielfältige Unbewusstheiten

Es ist offensichtlich, dass die Wirklichkeit die simple Geschlechterdualität – Männer lesen, Frauen sehen fern – nicht nachvollzieht, zumal das (Fern-)Sehen in anderer Lesart ausgesprochen männlich konnotiert ist – männliche Subjekte sehen, weibliche (Sexual-)Objekte werden gesehen. Diese blickorientierte Geschlechterkonstruktion ist, insbesondere beim Bildmedium Fernsehen, auch heute noch äusserst wirkmächtig. *«Dass die Fernsehhierarchen Frauen inzwischen so gerne an die Moderations- und Plauderfront schicken»*, schreiben Sichertmann/Kaiser, *«ist kein Wunder. Seit Einführung des Privatfernsehens, also unter Konkurrenzbedingungen, konnten sich auch öffentlich-rechtliche Sender einer elementaren Erkenntnis nicht länger verschliessen: Fernsehen ist ein optisches Medium.»* ²³³ Natürlich lesen auch Frauen, und auch Männer geben sich dem (weiblichen) Fernsehkonsum hin, allerdings mit unterschiedlichen Vorlieben.

In ihrem Beitrag *«Fernsehen und Geschlecht»* zählen Elisabeth Klaus und Jutta Röser aufgrund einer repräsentativen Befragung aus dem Jahre 1995 als Frauen-Genres, das heisst von deutlich mehr Frauen als Männern gesehen, auf: Liebesfilme, Liebeskomödien, Filmreihen wie *«Schicksalshafte Begegnungen»*, Familien- und Alltagsserien, Krankenhaus- und Ärzteserien, Talkshows zu allgemein-menschlichen Themen; Männervorlieben sind: Sportübertragungen, Western-, Science-Fiction- und Actionfilme beziehungsweise -Serien, Psychothriller, Horror- und Sexfilme, politische Magazine. Keine wesentlichen Unterschiede zwischen Männern und Frauen gibt es bei Krimis, Comedy-Serien, Nachrichtensendungen, Talkshows zu politischen Themen, Reality-TV, Unterhaltungs- und Spielshows, Magazinen über Sexualität ²³⁴. Zusammenfassend stellen die beiden Autorinnen fest, dass die Konsumgewohnheiten von Männern und Frauen vor allem im fiktionalen Bereich deutlich differieren: *«Nur das Interesse am Genre Krimi vereinigt gleich[er]massen eine Mehrheit des weiblichen und männ-*

lichen Publikums.»²³⁵ Die für den deutschen Sprachraum geradezu archetypische und von uns als exemplarisches Beispiel gewählte Krimi-Reihe «Tatort» erweist sich damit als, zumindest bezüglich des Geschlechts, äusserst populäre Repräsentation.

Was John Fiske für das Fernsehen ganz allgemein formuliert – «Damit das Fernsehen populär sein kann, muss es eine enorme Vielfalt an Publika ansprechen, und damit es von diesen aufgenommen werden kann, muss es ein «offener» Text (Eco 1987) sein»²³⁶ – und Esther Wenger mit Blick auf die Geschlechter festhält – «Um massenattraktiv zu sein, müssen Programme Anknüpfungspunkte für beide Geschlechter bieten ...»²³⁷ –, macht deutlich, wie sehr massenmediale Konsumtion und Produktion durch die marktrelevante Quote beziehungsweise Auflage miteinander verbunden und in interdependente Abhängigkeiten verwickelt sind. Für Frauen und Männer beziehungsweise unterschiedliche soziale Schichten sowie kulturelle Gruppierungen gilt im dualen TV-System (Kombination öffentlich-rechtlicher und privater Sendeanstalten): Einerseits speist uns die globalisierte Medienindustrie, wie in anderen Bereichen des sich internationalisierenden Marktes, immer mehr mit Einheitsware ab – «Sendungen, die für den internationalen Markt produziert werden», schreibt Esther Wenger, «beschränken sich auf Inhalte, die in allen Ländern kulturübergreifend rezipiert werden können. Dies sind beispielsweise emotionale Beziehungen und primäre Gefühlserlebnisse wie Liebe, Angst, Bedrohung, Sehnsucht und Glück.»²³⁸ So werden die Repräsentationen von Geschlecht im europäischen Fernsehen durch eine Art kostengünstiges «Recycling» US-amerikanischer Konserven von teilweise fast zehnjährigen Serien oder über zwanzig Jahre alten Spielfilmen (mit)geprägt.²³⁹ Andererseits wirken Bedürfnisse, Sehnsüchte und Konsumgewohnheiten der Zuschauenden in die Produktionssphäre zurück, bedingen die postmodern zerfasernden Werte-, Sinn- und Fun-Kulturen ein immer stärker an Zielgruppen orientiertes, polyseme Bedeutungen verbreitendes Mediensystem. Die von VertreterInnen der «Cultural Studies» zuweilen in etwas gar subversive Höhen gehobene Mehrdeutigkeit populärer Texte ist also in erster Linie das Resultat der Kommerzialisierung von Bedeutung, die den Markt zum neuen Papst der Wertegenerierung gemacht hat. Wir schieben nun die Bereiche Konsum, Produktion und Regulierung aus dem du Gay'schen (fünfeckigen) «Kreislauf von Kultur»²⁴⁰ etwas zur Seite und konzentrieren uns auf den Bereich der Repräsentation beziehungsweise auf die damit verknüpften Identifikations- und Gegenidentifikationspotenziale. Die Vermittlung zwischen Repräsentation und Identifikation geschieht wesentlich durch die von Fiske rehabilitierte Fantasie, wenn auch nicht immer durch eine subversive, die hegemoniale Repräsentation in Frage stellende.

So wenig die Bedeutung eines Mediums, zum Beispiel des Fernsehens, das ist, «was es physisch ist», ein flimmernde Kiste, sondern das, was durch das Medium

zum Ausdruck gebracht wird ²⁴¹ – Information, Erkenntnis, Sehnsucht –, so wenig ist das, was durch dieses Medium zum Ausdruck gebracht, repräsentiert wird, die Wirklichkeit. Was in der Politik ganz offensichtlich scheint – dass das Repräsentierte, das Volk, nicht identisch ist mit den Repräsentierenden, den PolitikerInnen –, ist uns als MedienkonsumentInnen häufig nicht bewusst, deshalb der Schock, wenn SängerInnen versehentlich (oder auch absichtlich) die Playback-Situation enthüllen. Die «Tagesschau» ist nicht die Realität, sie verweist nur auf etwas Abwesendes, auf etwas, was nicht oder nicht mehr da ist beziehungsweise so gar nie dagewesen ist. Die Repräsentation bringt also nicht die Wirklichkeit ins Bild beziehungsweise in den Text, sondern nur die Vorstellung von der Wirklichkeit beziehungsweise die Vorstellung, die das mediale Produkt in den BetrachterInnen auslöst, die nicht mit der Vorstellung derer übereinstimmen muss, die es geschaffen beziehungsweise mit Bedeutung abgefüllt haben, denn es gibt kein *«unschuldiges Auge»* und natürlich auch keine unschuldigen Ohren sowie Nasen. *«Das Auge»*, schreibt Nelson Goodman in seinem Text *«Repräsentation, Ähnlichkeit, Symbol»*, *«beginnt immer schon erfahren seine Arbeit, es wird von seiner eigenen Vergangenheit und von alten und neuen Einflüsterungen des Ohrs, der Nase, der Zunge, der Finger, des Herzens und des Gehirns beherrscht ... Nicht nur wie, sondern auch was es sieht, wird durch Bedürfnis und Vorurteil reguliert. Es wählt aus, verwirft, organisiert, unterscheidet, assoziiert, klassifiziert, konstruiert. Eher erfasst und erzeugt es, als dass es etwas widerspiegelt.»* ²⁴² Schon bei Goodman schimmert durch, dass diese Auswahl beziehungsweise Konstruktion von Texten durch die LeserInnen – die Fiske in seinem Essay *«Die populäre Ökonomie»* zu den eigentlichen ProduzentInnen von Bedeutung stilisiert ²⁴³ – kein (ausschliesslich) bewusster beziehungsweise vernünftiger Prozess ist; explizit macht das Vance Packard in seinem Klassiker *«Die geheimen Verführer»*, wenn er den Motivforscher Louis Cheskin zitiert: *«Beim Kaufvorgang ist es tatsächlich so, dass der Verbraucher vor allem gefühlsmässig und zwangsläufig handelt, unbewusst auf im Unterbewusstsein mit dem Produkt verknüpfte Bilder oder Zeichen reagierend.»* ²⁴⁴ In ähnlicher Weise werden Bedeutungen und Subtexte kultureller Repräsentationen am Bewusstsein vorbei ins Unbewusste geschleust, so dass wir zuweilen leicht verlegen zugeben müssen, dass uns bei irgendeinem billigen Hollywood-Schinken, *«Traumhochzeit»* oder inszenierten Familienversöhnungen in einer Talkshow die Tränen gekommen sind.

Was die Vernunft zurückweist, scheint das Unbewusste besonders gierig aufzusaugen. Das zeigt die Nachhaltigkeit von rassistischen und sexistischen Klischees ebenso eindrücklich wie der anhaltende Erfolg von Werbekampagnen für den unbestritten unvernünftigen Konsum von als tödlich markierten Tabakwaren beziehungsweise der äusserst beschränkte Erfolg von sachlichen Aufklärungskampagnen aller Art oder auch der Umstand, dass wir in mittleren Jahren, allenfalls

selbst Eltern geworden, plötzlich irritiert Eigenschaften und Verhaltensweisen an uns registrieren, die wir bei unseren Müttern und Vätern immer heftig kritisiert haben. Noch heute müsste der Autor bei seinem Geschichtslehrer zerknirscht Abbitte leisten, der ihm und seinen Klassenkollegen vor rund vierzig Jahren die Eselsbrücke *«Drei, drei, drei – bei Issos gab's 'ne Keilerei»* baute, die der Autor mit dem spöttischen Ersetzen von Issos durch Adliswil oder Gümligen zu zertrümmern suchte, was ihn nicht davor bewahrt hat, den lächerlichen Spruch heute noch wiedergeben zu können. Wo Bedürfnisse und Vorurteile (Goodman) im Spiel sind, mischen die von der Tiefenpsychologie beschriebenen Unbewusstheiten kräftig mit. So wenig die ProduzentInnen von Filmen, TV-Sendungen, Literatur, bildender Kunst usw., Text eben, die KonsumentInnen nach Lust und Gesinnung zu manipulieren vermögen, so wenig sind LeserInnen und AutorInnen bei der Herstellung von Bedeutung «Herr im eigenen Haus». An der Nahtstelle Text treffen nicht einfach die gezielte Botschaft der AutorInnen und das erkennende Auge der BetrachterInnen, sondern äusserst komplexe (Un-)Bewusstheiten der verschiedenen AkteurInnen aufeinander. Als Schreibende stossen wir selbst, beim Korrigieren oder (Wieder-)Lesen unserer Texte immer wieder auf (manchmal verräterische oder peinliche) Spuren eigener Neurosen, Vorurteile und Sehnsüchte, die wir, so nicht geplant, niedergeschrieben haben, und für PsychoanalytikerInnen sind Filme, Bilder, Songs, Romane und Essays über den offiziellen Inhalt hinaus bestimmt ähnliche Fundgruben wie unsere Träume. Auch als VerfasserInnen einer eher theoretischen Arbeit vermögen wir uns nicht an den eigenen Haaren aus diesem Sumpf zu ziehen, nicht einmal durch Offenlegung und Reflexion persönlicher Emotionen; eine Nach-Lektüre zu einem späteren Zeitpunkt in anderer Lebenssituation würde und wird uns einiges über uns verraten, was quer Lesende womöglich jetzt schon erkennen.

Der Text beziehungsweise seine Lektüre verraten sowohl AutorIn als auch LeserIn. Kulturelle Repräsentationen sind nicht nur Marktplätze von Meinungen, auf denen *«umgeschlagen wird, was eine Gesellschaft beschäftigt»* ²⁴⁵, sondern vor allem auch Schnittstellen zwischen bewussten und unbewussten Identifikationen beziehungsweise Projektionen von AutorInnen sowie LeserInnen. Hier, im Überbau, wird die performative Herstellung, zum Beispiel von Geschlecht – wie sie im gesellschaftlichen Alltag an der sozioökonomischen Basis als «doing gender» praktiziert wird – fort- beziehungsweise vor-geschrieben. Das gilt insbesondere für das Fernsehen, das weltweit zu einem zentralen Ort *«der symbolischen Verständigung der Gesellschaft über sich selbst»* ²⁴⁶ geworden ist. Da wird das, was wir unter Weiblichkeit und Männlichkeit zu verstehen gelernt haben, in sozio-performativen Akten immer wieder (neu) konstruiert, dekonstruiert und rekonstruiert: *«Gender», schreibt Esther Wenger, «durchdringt – in hyperritualisierter Form – die Massenmedien.»* ²⁴⁷ Das Medium ist nicht nur *«Symptom und Agens,*

Ausdruck und treibende Kraft» ²⁴⁸ gesellschaftlicher Verhältnisse zugleich, es wirkt auch, so Sichtermann/Kaiser, in unterschiedlichste Richtungen: *«Es kann der Realität vorauslaufen und hinterherlaufen, sie spiegeln oder verzerren oder den Boden der Tatsachen völlig verlassen. Es kann seinen Zuschauern eine Flucht aus dem Alltag anbieten oder sie mit ihm konfrontieren.»* ²⁴⁹ Es trägt nicht nur durch *«Darstellung alltäglicher Geschlechterrituale»* ²⁵⁰ zu sich selbst erfüllenden Stereotypisierungen bei, sondern es ist auch *«Ausdruck des sozialen Wandels»* zum einen, *«andererseits treibt es als gesellschaftliches Kommunikationsmedium diesen Wandel voran.»* ²⁵¹ Das hat unter anderem mit den eingangs beschriebenen widersprüchlichen Interessen und Sehnsüchten in der Produktions- und Konsumtionssphäre zu tun.

Geschlecht und Fernsehen

Wie wird Geschlecht im Fernsehen konstruiert, dekonstruiert beziehungsweise rekonstruiert? Esther Wenger kommt in ihrer im Jahre 1999 abgeschlossenen Dissertation *«Wie im richtigen Fernsehen: Die Inszenierung der Geschlechter in der Fernsehfiktion»* zum Schluss, das Fernsehen verfestige durch seine Konstruktionen traditionelle Geschlechterklischees und stärke das Machtgefälle zwischen Mann und Frau. ²⁵² Ihre Sichtung von Forschungsergebnissen ²⁵³ ergibt für das deutsche Fernsehen eine quantitative Unterrepräsentanz von weiblichen gegenüber männlichen Charakteren im Verhältnis von 1:3. Beide Geschlechter werden *«auf traditionelle Rollenklischees festgelegt»*. Das heisst für Frauen, sie werden vor allem als jung, schön und unabhängig oder als Mutter und Hausfrau inszeniert. Während es für Männer bezüglich der äusseren Erscheinung *«kein durchgängiges Attraktivitätskonzept»* gibt, wird beruflicher Erfolg *«für weibliche Charaktere als nicht erstrebenswert erachtet. Sie werden als weniger intelligent und weniger gut ausgebildet inszeniert als ihre männlichen Partner und lassen sich fast durchwegs in statusniedrigen Berufen verorten. Sind sie erfolgreich im Beruf, dann sind sie gleichzeitig unglücklich in der Ehe. «Karrierefrauen» haben ein Negativimage oder sind als «bedrohlich» inszeniert.»* ²⁵⁴ Wengers eigene inhaltsanalytische Untersuchung des gesamten fiktionalen Angebotes von ARD, ZDF, RTL und SAT1 am Stichtag 22. Januar 1994 (total 48 Programmstunden) bestätigt alle ihre Ausgangsthesen, so unter anderem: Frauen sind in den *«inszenierten Unterhaltungsprogrammen»* der genannten Sender immer noch *«quantitativ unterrepräsentiert»*, und vor allem: *«Weibliche Figuren werden auf traditionelle Rollen und Leitbilder festgelegt. Den Geschlechtern werden ungleiche Handlungsspielräume und Entfaltungsmöglichkeiten zugestanden. Weibliche Rollen agieren hauptsächlich im privaten, männliche Rollen im öffentlichen Bereich.»* ²⁵⁵ Das heisst, in den

fiktionalen Repräsentationen des Fernsehens wird Geschlecht durch die klassische Organisation des Alltags hergestellt: Die Männer in die Produktions-, die Frauen in die Reproduktionssphäre. Interessant ist, dass Wenger ihre Ausgangshypothese zu den Geschlechterungleichheiten in der Zusammenfassung verkürzt auf *«Die Inszenierung weiblicher Figuren entspricht bzw. reflektiert traditionelle[n] Rollen bzw. Leitbilder[n]»* ²⁵⁶, ein Indiz dafür, dass Geschlechterforschung und Genderstudien immer wieder gefährdet sind, an ihre Wurzeln, Frauenforschung und Feminismus, zurückzukehren und die Männerperspektive auszublenden.

Zu einem anderen Fazit kommen die AutorInnen der 2004/2005 durchgeführten Studie *«Familienbilder im Fernsehen»* des deutschen Adolf-Grimme-Instituts: Während frühere Untersuchungen noch gezeigt hätten, *«dass die Darstellung der Geschlechter und Familienleitbilder den realen gesellschaftlichen Verhältnissen hinterherhinken, also konservativer waren als die Realität, so muss man heute den Leitbildern eher ein ebenso unrealistisches Vorseilen vorhalten ...»* ²⁵⁷ Eine genauere Lektüre zeigt allerdings, dass sich die Welt des Fernsehens innerhalb von zehn Jahren nicht gänzlich verändert hat, das *«Vorseilen»* der Geschlechter-Repräsentationen bezieht sich vor allem auf zwei Punkte: auf die Erwerbstätigkeit der Frauen und das Familienmodell. Das Fernsehen zeige in erster Linie eine *«kinderlose, individualisierte Gesellschaft»* ²⁵⁸, schreiben die AutorInnen in den Schlussfolgerungen. Insbesondere die Teilstudie *«Fernsehfilme»* – eine qualitative Inhaltsanalyse der repräsentativen Auswahl von vierzehn deutschen, im Jahre 2004 in ARD, ZDF, SAT1, ProSieben, Kabel 1, RTL, RTLII oder VOX erstmals ausgestrahlten Fernsehfilmen – zeigt eine deutliche Diskrepanz zwischen Repräsentation und gesellschaftlicher Realität: Letztere sei nach wie vor geprägt *«durch die klassische verheiratete Familie mit meist zwei Kindern. Die vorherrschende Lebensform im Film sind hingegen die allein stehenden Singles, die fast die Hälfte aller Protagonisten ausmachen und damit doppelt so häufig vorkommen wie im wahren Leben.»* ²⁵⁹

Die in der Öffentlichkeit seit einiger Zeit beschworene demografische Falle – immer mehr (Alters-)RentenbezügerInnen, immer weniger Kinder und damit potenzielle Erwerbstätige – wird auf dem Bildschirm mit 0,48 Kindern pro Frau und 0,6 Kindern pro Mann *«ins geradezu Apokalyptische»* gesteigert. (In der Schweiz sind es im Moment 1,42 Kinder pro Familie. ²⁶⁰) *«Die revolutionäre Umkehrung des früheren TV-Hausmütterchenbildes in die engagierte Berufsfrau frisst im wahrsten Sinne des Wortes ihre Kinder.»* ²⁶¹ Fast schon Gleichstellung erreichen die Frauen in deutschen Filmen bezüglich Erwerbstätigkeit, nur unwesentlich weniger Frauen als Männer sind berufstätig, nämlich 76,1 Prozent. Das ist mehr als in Norwegen, das mit 73,5 Prozent *«die weltweit höchste Quote»* erwerbstätiger Frauen aufweist. Im real existierenden Deutschland sind es nur 56,9 Prozent. ²⁶² Auch für die Schweiz bestätigen Silvia Strub und Tobias Bauer ²⁶³ eine nach wie vor sehr

ungleiche Verteilung von bezahlter und unbezahlter Arbeit zwischen Männern und Frauen. *«Noch eklatanter wird der Unterschied bei den Müttern»*, schreiben Hannover/Birkenstock: *«Während im Film 72,7% der Mütter berufstätig sind, sind dies bei den realen Müttern in Paarhaushalten nur 51,4% und bei allein Erziehenden sogar nur 49,7%. Die wiederum arbeiten im Film fast zu 90%!»* ²⁶⁴ In der genauen Analyse finden auch Hannover/Birkenstock ein realistischeres Abbild der Geschlechterverhältnisse im Erwerbsleben: *«Die Hälfte aller Männer ist selbständig, bei den Frauen ist es nur ein Viertel. Über Dreiviertel aller männlichen Filmprotagonisten sind beruflich in einer leitenden Position, bei den Frauen sind das nur ein Drittel»* – eine allerdings ziemlich realitätsfremde Darstellung männlicher Berufssituationen. Realitätsfern auch die Bedeutung der Hausarbeit in der Fernsehfiktion. Zwar ist meistens die Frau für die Hausarbeit verantwortlich, was der Realität einigermaßen entspricht, aber, und das ist echte Fiktion, sie kommt im Film faktisch nicht vor, weshalb Hannover/Birkenstock erstaunt feststellen, seit der deutschen Ur-Untersuchung der Darstellung der Frau im Fernsehen im Jahre 1975 habe sich in diesem Punkt nichts verändert, und deshalb deren Verfasser, Erich Küchenhoff, zitieren: *«Generell kann festgestellt werden, dass die Fernsehfrau von Hausarbeit kaum belastet ist und weder physisch noch psychisch durch die Beschäftigung mit Kindern nennenswert gestört wird. Diese Unbeschwertheit steht in klarem Gegensatz zur realen, durch familiäre und berufliche Zwänge geprägten Situation vieler Frauen.»* ²⁶⁵ Dafür haben Sichtermann/Kaiser nur ein spöttisches *«Was wollen die Leute denn sehen? Etwa Hausfrauen bei der Arbeit am Küchenboden?»* ²⁶⁶ übrig. Sie bestätigen ihrerseits, dass sich gerade im letzten Jahrzehnt das Frauenbild im Fernsehen deutlich verändert habe: *«Frauen haben sich in sämtliche Formate und Genres vorgearbeitet, sie scheinen weitaus mehr Hauptrollen zu spielen als noch vor einer Dekade und sind in vielerlei sozialen Funktionen und Berufen anzutreffen»* ²⁶⁷, allerdings werde die berufstätige Frau nach wie vor in *«Männerwelten»* eingeordnet, und auch *«wenn sie sich beruflich sehr weit von der bodenschrubbenden Hausfrau wegbewegt haben»*, für Managerinnen beziehungsweise Schulleiterinnen gelte nach wie vor: *«Ihre Welt ist ... das Privatleben.»* ²⁶⁸ Auch die AutorInnen der Grimme-Studie stellen ernüchtert fest, dass da, wo es im Film dann doch mal konkret wird, das heisst Haushalt besorgt und Kinder betreut werden, die traditionellen Rollenmodelle über den Bildschirm flimmern. Insgesamt aber ziehen sie eine positive Bilanz, das Familienbild im heutigen Fernsehen sei geprägt *«von patenten, starken, berufstätigen und wohl-situierten allein erziehenden Frauen»*. ²⁶⁹ Dass die AutorInnen dieses männerfreie und damit klassische Männerängste schürende Bild als *«modernes und positives Familienmodell»* vorführen, verrät, dass auch sie nicht frei von der Gefahr sind, immer wieder den Genderfokus zugunsten eines reinen Frauenfokus zu ver-las-sen, zumal die Teilstudie über ErmittlerInnen in diesem Punkt pikanterweise ein

völlig anderes Bild ergibt: Von neun Alleinerziehenden sind acht Männer. Ende 2007 kündigt sich weibliche Verstärkung an: LKA-Hauptkommissarin Charlotte Lindholm wird in der Folge «Wem Ehre gebührt» mit gerundetem Bäuchlein, weil im fünften Monat schwanger, in den Innendienst versetzt.

Die teilweise gegensätzlichen Resultate dieser beiden (und anderer) Untersuchungen der Repräsentation von Geschlecht im deutschen Fernsehen haben verschiedene Ursachen: Da ist einmal das Jahrzehnt, das zwischen ihnen liegt (Wenger: 1994, Hannover/Birkenstock: 2004/05), wesentlicher ist die unterschiedliche Auswahl. Während Wenger alle, also auch die ausländischen, von deutschen Fernsehanstalten ausgestrahlten Fernsehspiele, Spiel-, Serien-, Trick-, Animations-, Kurz- und Stummfilme in die Analyse einbezieht, beschränken sich Hannover/Birkenstock auf deutsche, 2004/05 erstmals ausgestrahlte Fernsehfilme beziehungsweise eine Untersuchung deutscher FernsehermittlerInnen, die in 2004 zum ersten Mal gesendeten Krimifolgen auftreten. Hannover/Birkenstock berücksichtigen also nur die aktuelle deutsche Fernsehfiktion, das Sample von Wenger besteht, gemäss eigenen Angaben, zu einem Viertel aus Sendungen, die zum Erhebungszeitpunkt zwölf, zu einem Zehntel sogar über zwanzig Jahre alt waren. «*Entsprechend antiquiert*», so Wenger, sei ihr Material in Bezug auf die Geschlechterfrage; sie schränkt diesen Verzerrungseffekt allerdings ein, indem sie darauf hinweist, «*dass insbesondere im Bereich Zeichentrick, der deutlich auf die sehr jungen bis jugendlichen RezipientInnen abzielt, weniger eine Abflachung gängiger Klischees als vielmehr eine Verschärfung beobachtet werden konnte*». ²⁷⁰ Die Untersuchung von Hannover/Birkenstock spiegelt im Wesentlichen die Geschlechter-Repräsentationen der gegenwärtigen deutschen Fernsehkrimi-Produktion, die Untersuchung von Wenger beschreibt tendenziell die Gesamtheit der Männlichkeits- und Weiblichkeitskonstruktionen, die deutsche FernsehzuschauerInnen in fiktionalen Sendungen zu sehen bekommen.

Das Resultat einer Untersuchung ist wesentlich von ihren Referenzpunkten abhängig. Wer sich am Ideal «Gleichheit» orientiert, kommt zu einem anderen Ergebnis als jene, welche die aktuelle Geschlechterdarstellung mit früheren Repräsentationen beziehungsweise der gesellschaftlichen Wirklichkeit vergleichen. Letztere werden im modernen Fernsehkrimi eine bedeutende Zahl weiblicher Hauptkommissarinnen, Erstere bloss ein paar «*Einsprengsel*» ²⁷¹ in einer ansonsten unveränderten Männerwelt finden. In diesem Punkt sind die AutorInnen der Grimme-Studie gleicher Meinung wie Esther Wenger; während Sichtermann/Kaiser wegen der «*vielen Kommissarinnen*» im Fernsehen, ganz anders als in der Polizei-Realität, schon eine «*Bildschirm-Kulisse weiblicher Stärke*» ²⁷² aufscheinen sehen, machen Hannover/Birkenstock klar, dass nur im Vergleich mit den Siebzigerjahren von einem Boom weiblicher Kommissarinnen gesprochen werden könne, als es «*nicht eine weibliche Ermittlerin im deutschen Fernsehen gab*» ²⁷³,

die erste «Tatort»-Kommissarin tritt ihren Dienst 1978 an. Die von Wenger zitierte Christiane Peitz interpretiert die neuen starken Frauen in ihrem Buch «Marilyns starke Schwestern, Frauenbilder im Gegenwartskino» allerdings als «Doppelagentinnen für die Gegenpartei. Sie geben sich emanzipiert, aber zwischen den Zeilen dementieren sie ihre vermeintliche Gleichberechtigung.»²⁷⁴ Hier zeigt sich, was VertreterInnen der «Cultural Studies», wenn auch eher in umgekehrter Richtung, postulieren: Nicht nur der Text, sondern auch die Art, wie er gelesen wird, generiert Bedeutung. Der neue Fernsehkrimi erweist sich als mehrdeutig, neben beziehungsweise unter der dominanten Bedeutung – die allerdings nicht identisch ist mit den hegemonialen Männlichkeits- und Weiblichkeitskonstruktionen in der gesellschaftlichen Wirklichkeit – gibt es offensichtlich noch andere, in Bezug auf den Text subversive Bedeutungspotenziale. Diese sabotieren die dominante Lesart und machen den Text – der auf den ersten Blick gängige Geschlechterkonzepte dekonstruiert und damit zu einem Spartenprogramm für Feministinnen sowie ein paar neue Männer zu werden droht – auf diesem rekonstruierenden Umweg doch noch zu einem populären, der auch jenen Frauen und Männern Identifikationsmöglichkeiten eröffnet, die durch die Dekonstruktion verunsichert und abgeschreckt würden.

Gleichheits-, Differenz- und Dekonstruktionsansätze bringen nicht nur unterschiedliche Utopien hervor, sie beeinflussen, so Elisabeth Klaus in ihrem Beitrag «Ein Zimmer mit Ausblick?»²⁷⁵, auch die Forschungsperspektiven in den Medienwissenschaften und sind mitverantwortlich für deren unterschiedliche Resultate, zum Beispiel bezüglich der Repräsentation der Geschlechter im Fernsehen. Der Gleichheitsansatz misst die medialen Darstellungen von Geschlecht am Massstab der Gleichberechtigung und verweist deshalb auf das noch nicht Eingelöste, auf die bestehenden und immer wieder (performativ) hervorgebrachten Ungleichheiten und Diskriminierungen. Differenzansätze sind auf die Unterschiede zwischen Männern und Frauen, Weiblichkeiten und Männlichkeiten ausgerichtet, ohne sie zwingend und immer in einem Über- beziehungsweise Unterordnungsverhältnis zu sehen. Der Differenzansatz, argumentiert Klaus, mache Veränderungen deutlicher sichtbar: «Seine Bedeutung beruht darin, dass er die leisen Ausdrucksformen eines vom Status quo abweichenden Medienhandelns von Frauen empathisch beschreiben, damit Beispiele exemplarischen Lebens und Agierens liefern und Möglichkeiten partiell widerständigen Handelns lokalisieren kann.»²⁷⁶ Während Gleichheits- und insbesondere Differenzansatz einen essenzialistischen Kern von Geschlecht bewahren und durch Fokussierung auf Ungleichheiten beziehungsweise Unterschiede zwischen Mann und Frau gefährdet sind, «die Geschlechterdifferenz und damit auch das Machtgefälle zwischen den Geschlechtern zu reproduzieren und aufrechtzuerhalten (Scott 1990)»²⁷⁷, geht es bei Dekonstruktionsansätzen nicht mehr um Aufdeckung von Unterordnung

beziehungsweise Ungleichheit oder Beschreibung von Differenzen, sondern darum, aufzuzeigen, wie Geschlechter(polaritäten) konstruiert, Geschlechterunterschiede, unter anderem im Kreislauf der Kultur, verstärkt beziehungsweise hergestellt werden. Heikle Punkte des Dekonstruktivismus sind nach Klaus zum einen das Dilemma, dass er erst voraussetzt, was er hinterher dekonstruiert ²⁷⁸, zum anderen, dass die Vorstellung des Geschlechts als Konstrukt die Gefahr enthält, dass *«das Geschlechterverhältnis als lediglich diskursives und nicht mehr auch als soziales Machtverhältnis erscheint, in dem Männer die dominanten, Frauen die untergeordneten Positionen einnehmen. Insofern dienen Gleichheits- und Differenzansatz zur Kontrolle auch der dekonstruktivistischen Geschlechterforschung.»* Ein ganzheitlicher Dekonstruktionansatz sieht allerdings auch das sozioökonomische Machtverhältnis als Teil der Geschlechterkonstruktion.

Dies alles ist mitzu(be)denken, wenn wir uns bei der Analyse verschiedener «Tatort»-Folgen auf Dekonstruktionen und Rekonstruktionen von Geschlecht, vor allem von Männlichkeit, auf der Ebene der Repräsentation (und Identifikation) konzentrieren. Es geht dabei um eine Perspektive, welche, so Klaus, sich auf die Soziologin Carol Hagemann-White beziehend, die Geschlechterdifferenz zugleich *«erst nimmt und ausser Kraft setzt»*, darum, sich auf die Analyse von Geschlechterdifferenzen einzulassen, aber *«gleichzeitig alles geschlechtstypisch Erscheinende als Konstruktion, als Mittel der Herstellung, Fortschreibung und persönlichen Darbietung von Geschlechterpolarität»* ²⁷⁹ zu entlarven, das heisst, es gibt in der momentanen gesellschaftlichen Realität und der kulturellen Repräsentation zwei Geschlechter, die analysiert und dekonstruiert werden können, aber es könnte auch ganz anders sein. Die Unübersichtlichkeit der Weiblichkeits- und Männlichkeitskonzepte, das Gerangel um das hegemoniale Geschlechterkonstrukt setzt sich auch im Kreislauf der Kultur fort beziehungsweise wirkt von dort in die sozioökonomische Basis hinein. Welches Männlichkeits- oder Weiblichkeitskonzept im Massenmedium Fernsehen als dominant erscheint, hängt von Sender, Format (fiktional oder nonfiktional), Genre, aber auch von der einzelnen Sendung, das heisst dem konkreten Text ab, welcher der hegemonialen Repräsentation innerhalb des Genres durchaus widersprechen kann.

Drei ausgewählte «Tatorte» oder Die Gefahren beim Überschreiten der Geschlechtergrenzen

Krimis gehören, neben Liebesfilmen, Diskussionen, Talkshows und Serien aller Art, zu den bevorzugtesten Sendungen des Autors. Hunderte von Leichen sind schon in seiner Monitorecke seziiert oder in Blechsärgen abtransportiert worden. Am Sonntagabend flimmert regelmässig das «Tatort»-Signet über den 19-Zoll-

Schirm, die von verschiedenen Länderstudios produzierte Krimireihe hat er fast immer gesehen, wenn auch nicht ganz von Anfang an. Als am 29. November 1970 die erste Folge («Taxi nach Leipzig») ausgestrahlt wurde, bestimmten noch seine Eltern – die sich ihren ersten (Schwarzweiss-)Fernseher in dem November kauften, in dem John F. Kennedy ermordet wurde – das Programm und er hatte noch ein Jahr bis zur Matur vor sich. Erzählen allerdings, wer der Mörder oder, seltener, die Mörderin war, könnte er in den wenigsten Fällen; immer häufiger passiert es ihm, dass er ausgerechnet die entscheidenden Momente verpasst, so dass er dieselbe Folge mehrmals und bis zum Schluss einigermaßen ahnungslos anschauen kann. Schuld daran ist der vor dem Fernseher harmlose Sekundenschlaf, die Arbeit, die ihn absorbiert, oder das ewig-gleiche Muster von Mord – Aufklärung – Verhaftung, das ihn mehr und mehr zu langweilen beginnt.

Über die privaten Verhältnisse der KommissarInnen beziehungsweise die entsprechenden Geschlechterinszenierungen dagegen könnte er sich stundenlang auslassen. Sie sind es, die ihn, gleich einem Cliffhanger, an das jeweilige Format binden, schliesslich möchte er wissen, ob Daniel Casstorff, der Sohn von Hauptkommissar Jan Casstorff, tatsächlich in die USA verreist, wie Hauptkommissarin Charlotte Lindholm nach dem Tod ihres Geliebten und, später, als werdende Mutter weiterlebt. Aber was auf den ersten Blick als individueller *«semiotischer Exzess»* erscheint, wie John Fiske *«jene potenziellen Bedeutungen»* nennt, *«die sich der Kontrolle der Produzenten der dominanten Kultur entziehen»* ²⁸⁰, stellt sich als kalkulierter Trend heraus, welcher der Reihe Seriencharakter verpasst: *«In modernen Fernsehkrimis, auch in vielen <Tatort>-Folgen, hat das Private und das Gefühlsleben einen hohen Stellenwert errungen»* ²⁸¹, schreibt Christiane Hartmann in ihrem Buch *«Von <Stahlnetz> zu <Tatort>»*. Und Doris J. Heinz, Leiterin Fernsehspiel beim Norddeutschen Rundfunk, bestätigt, früher sei es spannender gewesen, *«die Fälle quasi <gemeinsam> zu lösen»*, jetzt werde es immer wichtiger, *«dass die Zuschauer sich mit den Kommissaren identifizieren können»*. ²⁸² Deshalb entdeckt der Autor erst im Nachhinein, dass bei den für dieses Buch ausgewählten Folgen (Übersicht im Quellenverzeichnis) überdurchschnittlich viele Frauen als Autorinnen beziehungsweise Regisseurinnen beteiligt sind. Die getroffene Auswahl orientiert sich ebenso an den ProtagonistInnen wie die Projektionen der ZuschauerInnen. Identifikation und Vertrautheit wird nicht über die kaum bekannten und häufig wechselnden AutorInnen beziehungsweise RegisseurInnen hergestellt, sondern über die Hauptfiguren, die durch ihre Konstanz ins Intimleben der ZuschauerInnen hineinwachsen.

Hauptkommissar Jan Casstorff (alleinerziehender Vater); die Hauptkommissare Till Ritter (*«lonesome Cowboy»*, wie der Sender Freies Berlin ihn charakterisiert) und Felix Stark (der mit Sohn Sebastian bei seiner Mutter wohnt und in Trennung von seiner Frau lebt); Martin Felser (Mitbewohner von LKA-Haupt-

kommissarin Charlotte Lindholm und Krimi-Autor) sowie deren Geliebter Tobias Endrich (Staatssekretär): Das ist das Personal des Untersuchungsmaterials. Aus jeweils sechs bis sieben nachvisionierten Folgen ist je eine Ausgabe für die detailliertere Analyse ausgewählt worden. Diese vor der vertieften theoretischen Lektüre getroffene Auswahl sowie der Entscheid, sich auf die Rahmenerzählung, das heisst, auf das Privatleben der ausgewählten ProtagonistInnen zu beschränken, erweist sich im Nachhinein als glücklicher, wenn auch nicht nur gezielter Griff, denn: «*Kriminalfilme gehören seit Jahrzehnten konstant zu den beliebtesten Angeboten im deutschen Fernsehen.*» ²⁸³ Der «Tatort» ist Deutschlands «*beliebteste Krimireihe*» ²⁸⁴ und hat am Sonntagabend regelmässig eine sehr hohe Einschaltquote. Die in diesem Buch vorgestellten Folgen brachten es auf 25 bis 27,8 Prozent, das sind 9,2 bis 10,4 Millionen ZuschauerInnen. Im Vergleich dazu die Samstagabendshow «Wetten dass» vom 13. Januar 2006: 13,7 Millionen ZuschauerInnen, das heisst, Einschaltquote von 41,6 Prozent. Und die damals erfolgreichste Politsendung der ARD, «Sabine Christiansen», versammelte im Jahre 2005, meist direkt nach dem «Tatort» um 21.45 Uhr, durchschnittlich 4,36 Millionen ZuschauerInnen vor dem Bildschirm – das sind 13,2 Prozent, rund die Hälfte des «Tatort»-Publikums. ²⁸⁵

Das Krimiformat ist bei Frauen und Männern gleichermaßen beliebt ²⁸⁶ und gehört vermutlich in allen sozialen Schichten beziehungsweise Altersgruppen zu den am häufigsten gesehenen Sendungen, kein Spartenprogramm, sondern veritaibler Mainstream. «*Angestrebt wird ein breites Publikum*», erklärt die Produzentin Martina Mouchout mit Blick auf den «Tatort» und verweist auf den «*prominenten Sendeplatz*» am Sonntagabend um 20.15 Uhr. ²⁸⁷ Eike Wenzel, der Herausgeber des Sammelbandes «Ermittlungen in Sachen Tatort», sieht die seit mehr als dreissig Jahren ausgestrahlte Krimireihe als «*unbewusste Geschichtsschreibung der Bundesrepublik*», als «*populäres Gedächtnis unserer Gegenwartskultur*», ja er vermutet, «*dass es wahrscheinlich kein zuverlässigeres Archiv gibt, das die Gegenwartsgeschichte der Bundesrepublik begleitet hat, als den TATORT*». ²⁸⁸ Der «*primus inter pares*» ²⁸⁹ am Sonntagabend ist eine populärkulturelle Repräsentation von Wirklichkeiten und Sehnsüchten par excellence: «*Wie immer, wenn man die Atmosphäre einer Zeit durchdringen will*», schreibt Helmut Böttiger in seinem Beitrag «Die heile Welt der Sozialliberalen», «*sind die Zeugnisse der Populärkultur dafür am geeignetsten. Und zwar nicht deswegen, weil das ihre Absicht gewesen wäre. Sie sind eher wider Willen untrüglich ...*» ²⁹⁰ Das gilt ganz besonders für die Repräsentation von Geschlecht in der Rahmenerzählung des «Tatort»; da, gewissermassen im Schatten des eigentlichen Geschehens, jenseits der primären Aufmerksamkeit der ProduzentInnen und KonsumentInnen – die hauptsächlich mit der intellektuellen Durchdringung des aktuellen Falls beschäftigt sind –, werden, mehr unbewusst als bewusst, Männlichkeiten und Weiblichkeiten hergestellt.

In der früheren Männerzone «Fernsehkrimi» haben Frauen in den letzten Jahren gleich reihenweise – und ganz anders als in der gesellschaftlichen Wirklichkeit – an den Pulten von (Haupt-)Kommissarinnen Platz genommen, knapp 30 Prozent Frauen zählen die VerfasserInnen der Teilstudie «Demographische Daten deutscher Fernsehmittler» ²⁹¹. Dieses Überschreiten traditioneller Geschlechtergrenzen sei im TV-Krimi «*Programm*», notieren Lena Lindhoff und Catherine Bralant in ihrem Text «Aktuelle Weiblichkeitsdarstellungen im deutschen Fernsehen am Beispiel von Fernsehkrimis mit weiblichen Hauptfiguren»: «*Als Kommissarin verstösst die Frau gleich in mehrfacher Hinsicht gegen traditionelle Weiblichkeitsmuster: Sie bewegt und behauptet sich in einer ›harten‹, männlichen Sphäre. Sie hat Macht: Sie nimmt in dieser Sphäre eine ranghohe Stellung ein und hat oft Befehlsgewalt über einen ganzen Stab männlicher Mitarbeiter.*» ²⁹² An ihrer beruflichen und privaten Situation würden «*Geschlechterkonflikte verhandelt*». Mit dem Eintritt in traditionelle Männerwelten übernimmt die Frau das männliche Lebenskonzept und spitzt es zum Teil noch zu, in einer Art Überanpassung, wie sie aus kulturellen Integrationsprozessen bekannt ist. So ergibt die bereits erwähnte Teilstudie über ErmittlerInnen im deutschen Fernsehen, dass nur rund ein Fünftel der Kommissarinnen Kinder haben, während es bei ihren männlichen Kollegen immerhin 32 Prozent sind ²⁹³, bei den Alleinerziehenden ist die «*Verdrehung gesellschaftlicher Realitäten*» ²⁹⁴ in der Repräsentation des TV-Krimis noch krasser: «*Alleinerziehende gibt es insgesamt 9, davon sind 8 Männer.*» ²⁹⁵ Kommissarinnen werden tendenziell als hypermännliche, alleinstehende, kinderlose, im Beruf aufgehende Karrieristinnen dargestellt, das heisst, in die Mordkommission gelangen sie nur, wenn sie das Konzept «Mann» perfekt imitieren und das Überschreiten der Geschlechtergrenze mit Einsamkeit beziehungsweise Kinderlosigkeit bezahlen. Am Ende werden die Frauen, die sich, gut ausgebildet und ganz Mann, für den Beruf entscheiden, für die sinkende Geburtenrate in den reichen Industrie- und Dienstleistungsgesellschaften verantwortlich gemacht.

Ist der Vormarsch der Kommissarinnen ein Zeichen für die fortschreitende Dekonstruktion der Geschlechter? Barbara Sichtermann und Andrea Kaiser orten im vordergründigen Verstoss gegen «*traditionelle Weiblichkeitsvorstellungen*» durch bewaffnete Kommissarinnen auch rekonstruktive Elemente: «*Neben der Fremdheit dieser Frauenrolle*» gebe es auch Vertrautes, überall in der Gesellschaft übernehmen Frauen die Rolle der «*Hüterinnen von Recht und Ordnung ... Mütter entdecken, untersuchen und bestrafen die Missetaten ihrer Sprösslinge. Werden wir grösser, kriegen wir es mit Kindergärtnerinnen und Grundschullehrerinnen zu tun, die uns ›verhören‹ und ›verhaften‹, wenn wir anderen Kindern die Sandschaukel auf den Kopf hauen oder das Federmäppchen wegnehmen.*» ²⁹⁶ In dieser Optik «*erfüllt die TV-Kommissarin eine der traditionellsten Frauenrollen überhaupt*» ²⁹⁷,

sie wird zur Mutter, zur Mutter ohne Kind, zur Mutter aller, zur Übermutter, die in der Welt von Mord und Totschlag Frieden, Gerechtigkeit und Ordnung zu schaffen versucht. So wird die Kommissarin – der Lindhoff/Bralant *«eine zentrale Stelle in unserem modernen Mythenschatz»* ²⁹⁸ zuweisen – zu einer offenen Figur mit widersprüchlichsten Identifikationspotenzialen für ganz unterschiedliche Frauen (und Männer). Wird die Frau, die sich aufs Männliche hin emanzipiert, durch (bezogen auf den konkreten Text) subversive, weil der dominanten widersprechende Lesarten für klassische Weiblichkeits- und Mutterinszenierungen zurückgewonnen? Oder lesen Sichter/Kaiser diese rekonstruktive Bedeutung in den Fernsehkrimi hinein, der, unabhängig vom Geschlecht der KommissarInnen, Beruhigung in einer von VerbrecherInnen bedrohten Welt und Verständnis für menschliche Abgründe zu verbreiten sucht?

Und die Männer, die, trotz medialer Aufblähung (allein)erziehender Kommissare, sowohl im gesellschaftlichen Alltag als auch auf der Ebene der Repräsentation immer noch äusserst selten die Geschlechtergrenze Richtung Privat- und Reproduktionssphäre überschreiten? Müssen sie als Väter Mütter werden? *«Prinzipiell soll sich der ideale Vater entsprechend dieser Konzepte weitestgehend an der weiblichen Elternrolle orientieren»* ²⁹⁹, hält Wolfgang Walter in seinen Ausführungen zum «Verschwinden und Wiederauftauchen des Vaters» mit Blick auf die Literatur zur neuen Väterlichkeit beziehungsweise auf die in den Achtzigerjahren entstandene zahlenmässig kleine Vaterbewegung fest. Geht die *«Veränderung zu Gunsten der Frauen»*, wie es Christiane Hartmann formuliert, *«zu Lasten der Männer»?* ³⁰⁰ Werden sie den *«übertrieben starken und irgendwie männlich gewirkten Kommissarinnen-Figuren»* als *«weiblich gebrochene Kommissare»* ³⁰¹ entgegengesetzt? Stehen TV-Männer *«kaum noch ihren Mann»* ³⁰², wie Klaudia Brunst in ihrem Text «Weibsbilder und Televisionen» beklagt? Sind die Männer, wie es Sichter/Kaiser sehen, zwar *«nicht den Fakten nach, doch ideologisch ... in die Defensive geraten»?* ³⁰³ Die ausgewählten «Tatort»-ProtagonistInnen beziehungsweise die in diesem Buch analysierten Folgen sind nicht repräsentativ für den aktuellen Fernsehkrimi, in dem nach wie vor die überwiegende Mehrheit der KommissarInnen männliche Singles sind. ³⁰⁴ Der dominante Diskurs dieser Texte widerspricht sowohl den hegemonialen Repräsentationen als auch den vorherrschenden Geschlechterverhältnissen im gesellschaftlichen Alltag. So wie das Vergrößerungsglas ein farbiges Detail sichtbar macht und gleichzeitig das graue Ganze verschwimmen lässt, soll anhand der Fokussierung auf die wenigen männlichen Beispiele der Frage nachgegangen werden, was mit dem Mann in einer populärkulturellen Repräsentation wie der Krimireihe «Tatort» beim Überschreiten der Geschlechtergrenze zwischen dem öffentlichen Bereich der Produktion und dem privaten Bereich der Reproduktion passiert, wenn die performative Wiederholung der Norm – die Menschen entlang dieser Linie in Männer und

Frauen teilt – unterlaufen, wenn sie *«verfehlt, verändert und <falsch> zitiert»* ³⁰⁵ wird. Wird der Mann, zur Erhaltung hegemonialer Männlichkeitsnormen, bestraft, ausgegrenzt, entmännlicht, lächerlich oder zur Frau gemacht? Wird das normative Spektrum von Männlichkeit erweitert oder die Geschlechtergrenze gar dekonstruiert? Oder werden die scheinbar dekonstruktiven Ansätze an der Oberfläche unterschwellig sabotiert, durch rekonstruktive Identifikationsangebote beziehungsweise Lesarten von ihrem Verunsicherungs- und Bedrohungspotenzial gereinigt, wodurch der populäre Text für das Main-Stream-Publikum am Sonntagabend gerettet wird?

Männer? Frauen? Geschlechter? Alles dekonstruiert und rekonstruiert?

Auch wenn die ausgewählten Beispiele nicht repräsentativ für die gesellschaftlichen Verhältnisse und die Darstellungen im Fernsehen sind – sie verweisen auf denkbar Gewordenes und damit auf ansatzweise Erweiterungen gesellschaftlicher Normen beziehungsweise Aufweichung der Geschlechtergrenzen. Es ist neu, wenn in einer populärkulturellen Repräsentation wie einem Sonntagskrimi ein Kommissar (Casstorff) von seinem Chef verlangt, er solle sich bei ihm bedanken, weil er nach Feierabend noch ein Verhör geführt habe, statt nach Hause zu seinem Sohn zu gehen; wenn ein anderer Kommissar (Stark) die in der alltäglichen Realität überwiegend Frauen betreffende Doppelbelastung, den Konflikt zwischen Produktions- und Reproduktionssphäre, thematisiert und, entgegen der hegemonialen Konstruktion, seinem Arbeitskollegen entgegenschreit: *«Das ist doch hier nicht die Welt!»*, und es ist auch neu, dass eine Kommissarin (Lindholm) zu Hause einen Mann (Felser) hat, der ihr den Bereich der Reproduktion weitgehend abnimmt.

Trotzdem bleibt das Überschreiten der Geschlechtergrenze und der heteronormativen Schranke auch in unübersichtlichen Zeiten – in denen herrschende Normen nicht mehr so stabil sind wie vor der Postmoderne – verunsichernd und bedrohlich. Das gilt insbesondere für die Erweiterung des Männlichen auf das Weibliche hin, denn, so Riki Wilchins: *«Aus dem gleichen Grund, aus dem wir einen Mann im Kleid mehr fürchten als eine Frau im Anzug, gibt es mehr beleidigende Bezeichnungen für feminine Männer: seine Überschreitung stellt einen grösseren Affront gegen die Gender-Politik dar und wird deshalb als bedrohlicher wahrgenommen.»* ³⁰⁶ Das zeigt auch die vehemente Reaktion des SVP-Nationalrats Toni Bortoluzzi auf das im Jahre 2006 veröffentlichte *«Männerpapier der CVP»* ³⁰⁷, in dem unter dem Motto *«Aufbruch Mann!»* eine *«egalitäre Rollenverteilung»* gefordert wird. *«Wir brauchen Männer, die noch Männer sind, und keine Weicheier»*, lässt er sich im *«Blick»* zitieren und hat dieser populistischen Aussage wegen bei den Wahlen 2007 bestimmt keine

Stimmen verloren, im Gegenteil. Wo «*Emotionen freier Lauf*»³⁰⁸ gelassen wird und Unbewusstheiten an die Oberfläche gespült werden, wie beispielsweise bei der Meisterfeier des FC Zürich im Jahre 2006, da werden schnell einmal Geschlechtergrenzen und Heteronormativität (re)konstruiert: «*Ali Basler sind schwul*», singen die Spieler des FC Zürich nach ihrem denkwürdigen Sieg in allerletzter Minute.

Die in den ausgewählten «Tatort»-Folgen mehrfach missachteten Geschlechtergrenzen werden sowohl in der sozioökonomischen Wirklichkeit als auch in der allgemeinen TV-Repräsentation weniger überschritten, als es Gleichheitsartikel und Gender-Mainstreaming-Programme vorsehen. Damit diese Texte nicht als radikale Kunstform³⁰⁹ für ein kleines Spartenpublikum enden, sondern für die «Prime-time»-ZuschauerInnen populär bleiben, wie es das «Tatort»-Format insgesamt ist, werden sie für polyseme Bedeutungen geöffnet, indem die in diesen Texten dominante Verfehlung der performativen Wiederholung der Geschlechternormen entweder sanktioniert (Lächerlichmachung von Felser, Bestrafung von Lindholm durch den Tod von Endres), durch andere Personen (Ritter/Stark, Endres/Felser) oder in derselben Person (Casstorff) konterkariert, das heisst mit rekonstruktiven Elementen versetzt oder unterlaufen wird. So übernimmt beispielsweise sowohl bei Casstorff als auch bei Stark die Mutter im Hintergrund den Hauptteil der offiziell vom Mann wahrgenommenen reproduktiven Aufgaben. Der am weitesten ins Weibliche inszenierte Martin Felser ist eine äusserst mehrdeutige Figur. Auf den ersten Blick wird an ihm die Verweiblichung des Mannes brutal abgestraft, er wird (auch von uns) als lächerliche Figur wahrgenommen, obwohl er den Haushalt von sich und Lindholm schmeisst sowie erfolgreich Kriminalromane schreibt. Damit allerdings ermöglicht er es dem Mann vor dem Fernseher, die persönliche Männlichkeit durch Gegenidentifikation und Abwehr eigener Unsicherheiten beziehungsweise Hilflosigkeiten zu stabilisieren, was letztlich der klassischen Konstruktion «Mann sein heisst, nicht Frau sein» entspricht. Felser ist der einzige Protagonist, der ausschliesslich im (weiblichen) Privatbereich gezeigt wird, da, wo immer schon die Schwächen der starken Männer sichtbar wurden; er hat, im Gegensatz zu den anderen Männerfiguren, keine Möglichkeit, die mit dem Überschreiten der Geschlechtergrenze Richtung Reproduktion verbundene Gefahr des Absturzes ins Weibliche durch (vermännlichende) Aktionen in der Produktionssphäre zu kompensieren. Die Figur Felser ist aber, gerade in der geschützten Rezeptionssituation des Fernsehens, auch ein Identifikationsangebot für jene Männer, die vom Allmachts- und Heldenkonstrukt Mann überfordert sind beziehungsweise genug davon haben und sich der Feigheit als realistischerem (Über-)Lebenskonzept hingeben möchten.

Die ausgewählten «Tatort»-Folgen konstruieren eine oberflächliche Wirklichkeit, die nicht den sozioökonomischen Realitäten beziehungsweise den allgemeinen TV-Repräsentationen entspricht. Die Dekonstruktion der hegemonialen Geschlech-

terordnung auf der Ebene der Repräsentation ist zum einen visionärer Verweis auf ein denkbare Noch-Nicht, zum anderen eine Verschleierung der real existierenden Geschlechterverhältnisse im Sinne eines Präventivschlags gegen (feministische) Kritik an der Organisation des Alltags von Männern und Frauen. Was soll das ewige Genörgel, wenn sogar «Tatort»-Kommissare die Socken und T-Shirts ihrer Kids waschen? Die rekonstruktiven Elemente in diesen TV-Texten können als Indizien für einen Backlash gelesen werden, der dem postmodern verunsicherten Publikum neue Sicherheiten mit alten Geschlechterkonzepten verspricht; sie können aber in gewissen Figuren auch als beruhigende Unterstützung der Dekonstruktion gedeutet werden. Man kann besorgter Vater und trotzdem Mann sein (Casstorff), toughe Kommissarin und doch Frau (Lindholm), backen und trotzdem Held (Endres), mit seinem Buben Karten spielen und erfolgreich Mörder jagen (Stark). In allen Fällen werden die traditionellen Geschlechterkonzepte am Ende weitgehend erhalten – entweder werden die oberflächlichen Dekonstruktionen als buntes Accessoire in eine letztlich unerschütterte Weiblichkeit oder Männlichkeit integriert, oder das Überschreiten der Geschlechtergrenze wird für den Mann zum Absturz ins Weibliche, er verkommt zur Frau, allenfalls zur Frau seiner Frau. Das heisst, der Versuch, einer Tätigkeit allein dadurch eine (auch) männliche Bedeutung zu verschaffen, dass ein Mann sie ausübt, misslingt, vielmehr macht, umgekehrt, eine weiblich konnotierte Tätigkeit den Mann zur Frau (Felser, Mörder in «Todesbrücke»).

Es wäre eine menschenverachtende Banalisierung, die mediale Wirkung solcher Texte auf die Unterwerfung der ZuschauerInnen unter hegemoniale Geschlechterkonzepte zu reduzieren. Die Mehrdeutigkeit der populären TV-Repräsentationen zeigt sich insbesondere auch da, wo das Überschreiten der Geschlechtergrenze sanktioniert wird oder in die Katastrophe führt. Wenn die Autorinnen der Folge «Todesbrücke» den Mörder den rekonstruktiven Satz *«Ich war die Frau meiner Frau»* sagen lassen, machen sie gleichzeitig deutlich, dass Frau sein eine Konstruktion ist, die erst durch den performativen Akt des Kochens und Windelnwaschens hervorgebracht wird. Auch wenn traditionelle Geschlechterkonzepte nicht wirklich überwunden werden: Die Folgen und Sanktionen, denen Männer und Frauen beim Überschreiten der Geschlechtergrenze unterworfen werden, machen – und das ist der erste Schritt der Dekonstruktion – sichtbar, dass die Fantasie, dass es auch ganz anders sein könnte, immer präsent ist und performative Verfehlungen nur mit schwerem Geschütz verhindert werden können. Wo die Überschreitung der Norm lächerlich gemacht, abgestraft beziehungsweise mit Gewalt rückgängig gemacht werden muss, erweist sich diese Norm als äusserst brüchig und keinesfalls als selbstverständliche Vorgegebenheit, sondern als kontingentes Konstrukt.

Am Ende bleiben wir in nachhaltigen Gender-Paradoxien gefangen: Alle Dekonstruktionen, nicht nur diejenigen in den analysierten «Tatort»-Folgen, sind auch Rekonstruktionen; die Beschreibung beziehungsweise Sichtbarmachung der Ge-

schlechterkonstruktion stellt das Geschlecht in der Vorstellung gleichzeitig wieder her; wenn wir sagen: «Das ist männlich, das ist weiblich konnotiert», verstärken und dekonstruieren wir diese Bedeutungen zugleich. Solange sich die Dekonstruktion der Terminologie der Geschlechterdifferenz bedient (und bedienen muss), folgt ihr die Rekonstruktion auf dem Fuss; solange wir «Mann» und «Frau», «männlich» und «weiblich» sagen, konstruieren wir Männlichkeiten und Weiblichkeiten. Konsequenterweise liessen sich die Geschlechter nur, wenn wir die entsprechenden Begrifflichkeiten nicht weiter verwenden würden, dann aber fehlten uns die Instrumente, um die Wirklichkeit zu beschreiben, die durch diese Instrumente mitkonstituiert wird, und in letzter Konsequenz würden wir den sozialen Tod sterben – wie der alte Mann in Peter Bichsels Text «Ein Tisch ist ein Tisch», welcher der Zeitung Bett sagt: *«Er schwieg, sprach nur noch mit sich selbst, grüsste nicht einmal mehr.»* ³¹⁰



... schauen mit dem bekannten Parallelblick in die Kamera, auf den Bildschirm ... («Tatort Atemnot»)



... wird dem Auge des Zuschauers immer wieder, auch durch entsprechende Kameraeinstellungen, als Objekt angeboten ... («Tatort Atemnot»)



... stürzt sich, ganz Ritter, vor die Frau und in den letzten Schuss des Mörders – obwohl doch Lindholm der Profi ist ... («Tatort Atemnot»)



... dann wird das Paar zu einer Pietà-Ikone stilisiert, Charlotte Lindholm wird zur Mutter, Tobias Endres, auch er, zu ihrem Kind ... («Tatort Atemnot»)

«Ich werd' kochen für dich, versprochen» oder Die zwei Männer von Kommissarin Lindholm

Charlotte Lindholm ist eine der wenigen Kommissarinnen mit Kind; ihres sei schon «aus dem Größten raus», sagt die LKA-Hauptkommissarin ³¹¹ zu ihrer Kollegin Belinda Uzman. Kurze Zeit später ruft sie ihr Mitbewohner Martin Felser an; der Mann, der eigentlich für eine Gastdozentur nach China fliegen wollte, hat einen Herzanfall: «Charlotte, ich kann nicht allein nach Hause, du musst mich abholen ... Und wenn du nicht herkommen kannst, lasse ich mich einfach einweisen.» Sie heilt den Hypochonder mit Flugangst mit der Bitte, ihr Informationen für ihren neusten Fall zu beschaffen: «Du kannst mich jetzt nicht hängen lassen ... Du wirst sehen, dann geht's dir gleich wieder besser.» «Ihr Kind?», erkennt die Kollegin, Lindholm lacht: «Ein schwieriges Alter.» ³⁹ ist der Mann, den der Norddeutsche Rundfunk im Begleittext als sympathisch und skurril charakterisiert. Mit ihm, dem «Mann fürs Leben», teilt sie nur die Wohnung, «aber nicht das Bett». Er wird als einer jener «infantilisierten» Männer gezeichnet, die Sichtermann/Kaiser in verschiedenen aktuellen TV-Repräsentationen aufgespürt haben: «Einfältig, kindisch – und dabei oft anrührend in ihrer Hilfsbedürftigkeit», schreiben sie, «ihnen gegenüber stehen lauter Frauen mit geradezu mütterlicher Rundumkompetenz, die dauernd vernünftig sein müssen.» ³¹² Bei Felser und Lindholm ist allerdings nicht ganz klar, wer eigentlich wen bemuttert, denn in Haushalts- und Alltagsangelegenheiten stellt Lindholm alles andere als ihre Frau; nebst ihrer Mutter ist vor allem Martin Felser damit beschäftigt, «Ordnung in ihr Chaos zu bringen» ³¹³, und wenn sie ausnahmsweise mal ein paar Rühreier in Mutters Küche zubereitet, muss die hinterher die verkohlte Pfanne entsorgen.

Felser ist unter den ausgewählten «Tatort»-Protagonisten der am konsequentesten über die Geschlechtergrenze hinaus inszenierte und der Lächerlichkeit preisgegebene Mann, dem allerdings durch den Namen, Felser, eine klassisch-männliche Rekonstruktion eingeschrieben wird: ein Fels - er. Er, der Fels, wird weit in die (weibliche) Reproduktionssphäre hinein platziert, er ist für Lindholm das, was in der klassischen Rollenverteilung der Frau zugeschoben wurde und wird: die Bodenmannschaft. Er «putzt die Wohnung, kauft ein, kocht gern» ³¹⁴, trägt ihr Notizbücher und eigene Leintücher in die Landgasthöfe nach, in denen sie wegen irgendwelcher Ermittlungen übernachtet. Felsers eigene berufliche Tätigkeit – er ist ein erfolgreicher Krimi-Autor – wird zwar am Rande hie und da erwähnt, aber immer derjenigen von Lindholm untergeordnet; die Kommissarin ist der an der Front Handelnde, der Schriftsteller die im sicheren Haus Schreibende; liest er ihr aus seinem neuen Buch vor, schläft sie nach wenigen Minuten ein, und als er am 23. Oktober 2006 in der Folge «Atemnot» von sich selbst

begeistert nach Hause kommt – *«Charlotte, heute Nacht ist ein neuer Star geboren, dreihundertfünfzig begeisterte Fans, einhundertfünfzig signierte Bücher ..., hier kommt Martin Felser, der neue Raymond Chandler»* –, sitzt sie verzweifelt am Tisch. Er wird umgehend von der öffentlichen in die private Sphäre gerissen, vergisst den eigenen Erfolg, kümmert sich, ganz selbstlose Frau und Mutter, nur noch um die private Not, in die Kommissarin Lindholm die liebende Charlotte gestürzt hat. Dies obwohl Tobias Endres – und um den drehen sich Lindholms Emotionen – sein eigenes Zusammenleben mit Charlotte gefährdet. Die beiden sind, wie der NDR im Begleittext schreibt, *«seit über einem Jahr [sind sie] ein Paar, die Liebe ist gross und sie wollen endlich zusammenziehen. Einziges Problem: Charlotte hat sich noch nicht getraut, ihren Mitbewohner Martin Felser in die Pläne einzuweihen.»*

In *«Atemnot»* ist es dann so weit: Die Bauarbeiten für ein gemeinsames Haus sind schon weit fortgeschritten, Endres und Lindholm müssen sich bereits für die Farbe der Fliesen im Bad entscheiden, jetzt muss sie es ihrem Martin sagen. Bald bietet sich eine günstige Gelegenheit: Wie ein altes Ehepaar sitzen die zwei auf dem Sofa vor dem Fernseher, Lindholm mit zusammengebundenen Haaren und Strickjacke, schauen mit dem bekannten Parallelblick in die Kamera, auf den Bildschirm. Mit dieser Einstellung wird innerhalb des TV-Krimis die Situation der Zuschauenden zu Hause vor dem Fernseher gespiegelt. Als im Kasten zur Welt die Informationen über einen Lebensmittelskandal – der in Lindholms neuestem Fall eine zentrale Rolle spielt – konkreter werden, eine Spaghettisauce hat schwere Vergiftungen verursacht, stellt Felser den Teller, natürlich mit Spaghetti, weg und entrüstet sich: *«Das ist die Gier, diese Menschen kriegen den Hals nicht voll, es ist ihnen vollkommen egal, was mit den Leuten passiert.»* Lindholm versucht, die Emotionen zu glätten: *«Martin, hör' auf, immer alles auf dich zu beziehen»*, aber der beginnt schon zu hyperventilieren, *«Die Welt ist schlecht, okay, das wissen wir, aber davon leben wir ..., und wir versuchen ja auch, etwas dagegen zu tun»*, versucht Lindholm nochmals, die Lage unter Kontrolle zu bekommen, dann gibt sie auf, greift zum rettenden Plastiksack: *«Hier, schön ruhig ein- und ausatmen»*, packt die günstige Gelegenheit und eröffnet dem Wehrlosen, sein Händchen haltend: *«Ich wollte dir sowieso sagen ... Schön weiter atmen, also, ich, also wir, Tobias und ich ...»*

Damit bewirkt sie eine Spontanheilung des ganz auf hysterisches Weib zugespitzten Felser. Diese *«überwiegend Frauen zugeschriebene Neurose»*, heisst es im Text der Ausstellung *«PSYCHOanalyse. Sigmund Freud zum 150. Geburtstag»* ³¹⁵, produziere aufgrund verdrängter sexueller Wünsche körperliche Symptome, und als hätten sie Martin Felser vor Augen, notieren sie: *«Als Erwachsene stellt sie oftmals die Wünsche des Geliebten in den Vordergrund.»* Als Felser Tobias Endres in *«Märchenwald»* zum ersten Mal trifft, denkt er nicht an sich, sondern ermahnt ihn nur: *«Charlotte hat viele Verletzungen hinter sich.»* Seit Lindholm, so der NDR, von einem

mit achtzehn geheirateten *«angegrauten Professor»* nach nur zwei Jahren Ehe geschieden sei, habe sie *«in Sachen Partnerschaft kein glückliches Händchen gehabt»* 316. Jetzt aber – und das ist die einzig richtige Therapie für Hysterikerinnen 317 – erinnert sich Felser seiner eigenen Bedürfnisse und verschafft sich Luft: *«Wann genau möchtest du ausziehen? Ich habe mich schon die ganze Zeit gefragt, wann du endlich damit rausrückst!»* So wie Frauen beim Wegräumen der Anzüge ihrer Männer auf verräterische Spuren von Geliebten stossen, findet Felser beim Aufräumen – *«Ich habe nicht gewählt, Charlotte, ich habe aufgeräumt, wieder einmal aufgeräumt, aber diese Zeiten sind ja jetzt auch vorbei, ich hoffe nur, dass sich dein Tobias nicht zu fein dazu ist»* – Bauzeichnungen und Fliesenproben; er weiss, *«Ich bin ja nicht blöd!»*, schon länger von Lindholms Plänen, gekränkt steht er auf und stürzt aus dem Haus – *«So spät, du gehst nie so spät aus dem Haus, du könntest dich verlaufen»*, ruft ihm Charlotte Lindholm, ihn bereits vermissend, nach –, um sich die Zeitung *«mit dem Wohnungsmarkt»* zu holen, kreuzt gerade noch Tobias Endres, der mit feinem Lächeln registriert, dass die Würfel gefallen sind. Lindholm, die Felser hinterherläuft, schaut an sich herunter, geht zwei Schritte zurück und zieht – während Endres die Türe hinter dem davoneilenden Felser schliesst – ihre Strickjacke aus, streift ein Lächeln übers Gesicht, dann ist sie bereit für den Mann in ihrem Leben, den die AutorInnen mit Bedacht einen Beruf ausüben lassen, der ihn ein paar Hierarchiestufen über sie stellt: Er ist Staatssekretär. In seiner Nähe wird die Kommissarin, die wie ein blonder Engel durch den Sumpf des Verbrechens stiefelt und den Genderdiskurs beherrscht – *«Wie sieht denn eine aus, die sich mit Autos auskennt?»*, kontert sie den Satz eines Portiers, der eine Verdächtige als eine beschreibt, die nicht aussehe wie eine, *«die sich mit Autos auskennt»* – zum Weibchen. Lindholm, die ganz dem von Wenger beschriebenen Frauenbild in fiktionalen TV-Sendungen entspricht – *«Weibliche Figuren sind überwiegend hübsch, schlank, blond und langhaarig und gut aufgemacht»* 318 –, wird dem Auge des Zuschauers immer wieder, auch durch entsprechende Kameraeinstellungen, als Objekt angeboten, vermutlich, um die Polysemie der Kommissarin – die als Einzelkämpferin kaum je Hilfe beansprucht und durchaus von ihrer Pistole Gebrauch machen kann – zu erhalten und ihr ein Stück Bedrohlichkeit zu nehmen. Die Sexualisierung erhält der Karrierefrau die Weiblichkeit, was auch so rezipiert wird; eine Online-Umfrage des Männer-Lifestylemagazins *«Men's Health»* macht Maria Furtwängler, die Charlotte Lindholm spielt, zu *«Deutschlands erotischste[r] Ermittlerin»* 319. Beim ersten Rendez-vous mit Tobias Endres wird sie von der Regie vor dem Spiegel so lange mit Aufbrezeln beschäftigt, dass sie schliesslich vor seiner verschlossenen Hotelzimmertür steht, aber das stoppt eine Kommissarin nicht, sie bringt die Verliebte, über den Balkon kletternd, doch noch ans Ziel ihrer Träume, und als der eingeschlafene Endres aufwacht, zeigt er, dass er ein Mann ist, der die Sehnsüchte starker Frauen zu befriedigen vermag.

«Sie lieben die tiefen Stimmen, sie lieben die kräftigen Körper und den Geruch unter Männerachseln. Sie lieben behaarte Brüste und kratzige Wangen. Zwischen ihren Beinen wohnt die Gier nach dem männlichen Etwas, das sie empfangen und umschliessen möchten» ³²⁰, schreibt die Psychologin Maja Storch in ihrem Buch «Die Sehnsucht der starken Frau nach dem starken Mann». Lindholm, die Frau, die nicht weiss, «ob sie einen Sklaven oder einen Despoten zum Mann» ³²¹ will, erinnert ein wenig an Polly Peachum in Bertolt Brechts «Dreigroschenoper», die Nein sagt, wenn der Mann kommt, der weiss, «was sich bei einer Dame schickt» – Martin Felser schläft neben ihr im Hotelbett, ohne sich zu rühren –, aber «... eines Tags, und der Tag war blau / Kam einer, der mich nicht bat / Und er hängte seinen Hut an den Nagel in meiner Kammer [...] / Und als er nicht wusste, was sich bei einer Dame schickt / Zu ihm sagte ich nicht «Nein» [...] / Ja, da muss man sich doch einfach hinlegen / Ja, da kann man doch nicht kalt und herzlos sein.» ³²² Tobias Endres ist ein Mann, der keine Fragen stellt, bevor er die Frau küsst, die er will. Er liebe sie «trotzdem», lächelt er, als sie seine Platzierung in der künftigen Küche – «Das wird der Ort, wo du deine wahren Talente austoben darfst» – mit einem maliziösen «Ich fürchte, du wirst deine Socken in Zukunft selber stopfen müssen» zurückweist, aber er macht immer wieder klar, dass er kein zweiter Felser wird, der ihr die Hausfrau macht, und das scheint der Frau, die im Beruf ihren Mann stellen muss, auch ganz recht zu sein. Die Gefahr, dass auch Endres als neuer Mann, der sogar die Backhandschuhe überstreift, ins Weibliche abstürzt, wird paradoxerweise gerade durch das, was die Kommissarin misstrauisch macht, gebannt: Endres gerät in «Atemnot» zunehmend in die Grauzone männlich konnotierter Kriminalität und Gewalt. Der Mann, der die Eifersucht Charlotte Lindholms provoziert, hatte früher einmal eine Affäre mit einem Mordopfer und war in der Anwaltskanzlei tätig, welche die Firma mit der vergifteten Spaghettisauce vor Gericht vertrat. Vernunft und Emotion stürzen Kommissarin Lindholm und die liebende Charlotte in tiefen Zwiespalt. «Zu viele Zufälle», vermutet Kommissarin Belinda Uzmann. «Ich bin Polizistin geworden, weil der Job so schön klar ist – Indizien, Fakten, Beweislage», verrät Lindholm. «Und am Schluss die Festnahme», schliesst Uzmann das Krimimuster ab, dann weist sie Charlotte den Frauenweg: «Das ist kein Fall, das ist deine Liebesbeziehung. Geh doch mal in dich, was ist mit deiner Intuition? Glaubst du wirklich, dass Tobias sowas tun könnte?» Die Liebende schüttelt den Kopf, aber als sie überraschend Tobias statt Martin in ihrer Küche vorfindet – «Martin hat mir aufgemacht, er hat sich offenbar in sein Schicksal ergeben, wir dürfen jetzt ganz offiziell zu zweit alleine sein» –, verwandelt sich das Messer, mit dem der Staatssekretär seine «erste Quiche Lorraine» schneiden will, in Lindholms Kopf in ein Mordinstrument. Es ist nicht nur die misstrauische Kommissarin – die den Mann da nicht einfach als Mann sehen kann, der ihr das Nachtessen zubereitet –, es ist vermutlich ebenso die Frau, die den Geliebten nicht zum Heimchen am Herd verkommen lassen möchte, einen

richtigen Mann will, dem sie – wer alte Liebschaften verheimlicht, lügt auch in aktuellen Mordfällen – alles zutraut: lieber einen Mörder im Bett als einen Schlappschwanz.

Zu spät erkennt die Kommissarin, dass sie vom tatsächlichen Täter auf eine falsche Spur geführt worden ist und im Finale in eine Falle gelockt wird. Der Mann, den sie eben noch als Hauptverdächtigen gesehen, stürzt sich, ganz Ritter, vor die Frau und in den letzten Schuss des Mörders, obwohl doch Lindholm der Profi ist, aber die Geschlechterkonstruktion will es anders. Mit letzter Kraft stösst er heraus: *«Es tut mir leid, ich hätte dir alles sagen sollen.»* *«Liebster»*, schluchzt Charlotte Lindholm dem zusammengebrochenen Mann in ihren Armen entgegen, *«es tut mir so leid, ich hätte dir vertrauen müssen. Süsser, bleib bei mir, bitte.»* Und als würde sie in diesem Moment erkennen, dass ihr – die sich noch angesichts des Todes der Männersprache, *«Süsser»*, bedient – die Strafe der *«hartgesottene[n] Aufsteigerin, die alles ihrer Karriere unterordnet»*, der *«Verlust ihres Mannes/Verlobten/Geliebten/Kindes/Elternhauses»* ³²³ droht, versucht sie, sich und den Geliebten mit einem Sprung auf die andere Seite der Geschlechtergrenze doch noch zu retten: *«Ich werd' kochen für dich, versprochen ...»* Aber der traut ihren kulinarischen Künsten – *«Du und kochen, dass ich nicht lache»* –, traut ihrem Kniefall vor dem Tod nicht, befürchtet offensichtlich, sie könnte ihm, wenn er sich von dieser Geschlechterrekonstruktion ins Leben zurücklocken liesse, ein *«April, April»* zurufen, und am Ende müsste er doch wieder selbst an die Kochtöpfe. Das aus seinem Mund strömende Blut macht den sich zwischen einer Kommissarin und einem Staatssekretär abzeichnenden Auseinandersetzungen um die Organisation des Alltags ein Ende, dann wird das Paar zu einer Pietà-Ikone stilisiert, Charlotte Lindholm wird zur Mutter, Tobias Endres, auch er, zu ihrem Kind, die Kamera wechselt in einer regelrechten Auffahrt in die Vogelperspektive. Eine Frau weint um ihren Mann, und sie weint, weil sie weiss, die Kommissarin ist der Liebenden in die Quere gekommen, das (unweibliche) Misstrauen gegenüber dem Geliebten wird mit seinem Tod bestraft.

Damit wird die Mythologie des Männlichkeit konstituierenden Todes aufgenommen, wie im Hollywood-Märchen *«Titanic»*: Rose, die Frau, überlebt die Katastrophe, träumt ein Leben lang von ihrer grossen Liebe, heiratet irgendeine farblose Figur und wird steinalt. Cal, der aufgeblasene rücksichtslose Verlobte, kauft sich einen Platz in den für Frauen und Kinder reservierten Rettungsbooten und kommt davon. Jack, der Held, Rose's grosse Liebe, stirbt. Auf einer Holztüre im Eiswasser treibend, führen Jack und Rose einen Dialog, der ins patriarchale Lehrbuch gehört: *«Hör zu, Rose»*, stammelt Jack, schon leicht unterkühlt, *«du wirst gerettet! Du wirst weiterleben. Und du wirst später einen Haufen Babys kriegen. Du wirst als alte Frau friedlich in deinem Bett sterben. Nicht hier! Nicht heute Nacht! Hast du das verstanden? Du musst mir versprechen, dass du überleben wirst. Dass du nicht aufgeben*

wirst! Und vergiss dieses Versprechen niemals!» Rose verspricht mit letzter Kraft: «Ich werde es nie vergessen, Jack.» Das ist das Stichwort für ihn – er lässt sich entkräftet ins nachtschwarze Meer fallen und ertrinkt. Jack, der Mann und Held, gibt auf und stirbt. Rose aber, die Frau, macht neue Kräfte frei, greift nach einer Trillerpfeife – die sie bisher, aus unerfindlichen Gründen, nicht benutzt hat –, macht die InsassInnen eines zwischen Toten und Ertrinkenden herumpaddelnden Rettungsbootes auf sich aufmerksam und wird aus dem Wasser gefischt. Wieso hat sie die Pfeife nicht früher benutzt und so auch ihren geliebten Jack vor dem Tod bewahrt? Wieso kann sich Jack, der Mann, nicht auf dem behelfsmässigen Floss halten? Wieso verlassen ihn die Kräfte vor der schwachen Frau, die bei seiner Befreiung unter Deck mindestens so viel Kraft verbraucht hat wie er? Dass die Trillerpfeife im Mund einer Wasserleiche steckt und Jack sich nur an die Holztüre klammert, mit dem Rest des Körpers aber im Wasser hängt, ist keine hinreichende Erklärung, denn das Ganze ist ja ein Film, die Geschichte ist so inszeniert und entsprechend zu deuten. Die Erklärung liegt denn auch nicht im Bereich des Physischen, sondern des Symbolischen: Jack, der Held – und das gilt auch für Tobias Endres –, darf nicht vom Ort der Katastrophe in den gemütlichen (weiblichen) Alltag zurückkehren, denn, so wird es an Cal – und an Martin Felser – demonstriert: Nur Feiglinge und Charakterlumpen überleben. An Jack (Tobias Endres) aber wird klargemacht: Nur ein toter Mann ist ein richtiger Mann.

Felser taucht erst in der «Tatort»-Folge «Schwarzes Herz», als alle Gefahr vorüber ist, wieder auf, kümmert sich um die trauernde Witwe, die ihr Haar jetzt vermehrt zum Rossschwanz gebunden trägt und sich mit Alkohol sowie Tabletten über Wasser hält. Die Figur des feigen (weiblichen) Felser lässt sich allerdings auch anders lesen: Er verkörpert mit dem Pendeln zwischen öffentlicher und privater, Erwerbs- und Reproduktionssphäre ein dekonstruktives (Männlichkeits-) Konzept, das überlebensfähiger ist als die rekonstruktive Heldenvorlage von Tobias Endres, der sich vermutlich für immer als *der* Mann in Charlotte Lindholms Träumen einnisten und ihr aufreibende Auseinandersetzungen, diesseits und jenseits der Geschlechtergrenze, über die Organisation des Alltags in einer Beziehung mit einem realen Mann ersparen wird. Denn auch wenn sie am Schluss dieser Folge mit dem von Martin Felser sowie ihrer Mutter als Geburtstagsgeschenk zurechtgemachten Trottinett aus Kindertagen und wehenden Haaren davonfährt, obwohl der Norddeutsche Rundfunk sie als «ideales Paar» entwirft und sich rhetorisch fragt, warum die beiden es selber nicht merken – Martin Felser und Charlotte Lindholm werden kaum je zusammenkommen. Den Gedanken, dass der Mann – der ihr chinesische Gerichte kocht, das Pult aufräumt und sie bei Liebeskummer tröstend in die Arme nimmt – mehr sein könnte als ihre beste Freundin, hat Charlotte Lindholm noch nie gehabt und er wird ihr vermutlich

auch nicht kommen. Sie nimmt ihn zwar, inzwischen im fünften Monat schwanger, in der Folge «Wem Ehre gebührt», ausgestrahlt im Dezember 2007, zu diesen Geburtsvorbereitungskursen mit, aber wer der leibliche Vater ist, verschweigt sie auch ihm – er ist es auf jeden Fall nicht. Die Grenzen der Heteronormativität – die eine sexuelle Anziehung von Gleichen ausschliesst – will die Kommissarin nicht auch noch überschreiten, aber sie ist offensichtlich bereit, die Zahl alleinerziehender Frauen unter den Kommissarinnen zu verdoppeln. Im «Tatort Erntedank», am 30. März 2008, ist das Filmkind dann schon da, und wer die früheren Folgen nicht gesehen hat, käme keinen Moment auf den Gedanken, dass Felser – der sich, einem Tipp Lindholms folgend, erst im Mütter-, dann im Väterchat kundig macht und auf den Kleinen aufpasst, während die Kommissarin den Spuren einer Mörderin folgt – nicht zur Familie Lindholm gehört. Dass er den Säugling mit vollen Windeln lieber der Mutter – wenn die nicht wirklich Alleinerziehende greifbar ist – in die Hand drückt, unterscheidet ihn nicht wesentlich von den richtigen, den leiblichen Vätern.



... Neue Stadien, das heisst auch neue InvestorInnen und neue ZuschauerInnen ... *Bild: Imagepoint*

Zum Beispiel Fussball oder Hat der Rasen ein Geschlecht?

Die Autorin interessierte sich schon als Kind für Fussball, vermutlich, weil die beiden älteren Brüder, mit denen sie aufwuchs, mit dem Spiel auf dem grünen Rasen nichts am Hut hatten. Zusammen mit SchulkollegInnen besuchte sie die Spiele in der Stadt Zürich, und weil die geschlossen auf den Fussballclub Zürich (FCZ) setzten, hielt sie die Fahne von Stadtrivale Grasshopper Club (GC) auf, ohne zu wissen, dass sie sich damit für den Club der Reichen entschied. Fast jedes Wochenende sass sie, meist mit drei FreundInnen, im Stadion. Damals mussten sie kaum etwas bezahlen, und auch mit siebzehn liessen die KassiereInnen die Autorin noch als Kind durchgehen – wenn sie sich hinter ihrem Teddy im GC-Trikot versteckte, sah sie wie ein Bub aus, der, vermutlich, als etwas gehemmt und damit fast schon wieder weiblich bezeichnet worden wäre. Inzwischen begleitete sie nur noch ein Freund in die Fankurve, die alten Kolleginnen gingen längst anderen Interessen nach. Aber für die Autorin war jeder Match ein Erlebnis, und natürlich hoffte sie immer auf einen Sieg ihrer Grasshoppers, einen möglichst schön herausgespielten, der den zahlenden Gästen das bot, was attraktiven Fussball ausmacht. Jahre später – die Stars ihrer Kindheit PontesulserBerbig waren längst als TrainerJuristClubarzt tätig – pilgerte sie immer noch regelmässig ins Hardturm-Stadion, wechselte schliesslich, ohne Teddy mit Clubtrikot, auf die Pressetribüne, aber auch in den bequemeren Plastiksitzen war sie eine von ganz wenigen Frauen, was sie nie wirklich störte. Es war, wie es war – die meisten ihrer Freundinnen (und offensichtlich auch alle Kolleginnen ihrer Freundinnen) interessierten sich nicht für Fussball.

Ein Film bringt die Frau ins Spiel: «Bend it like Beckham»

Jess, Tochter einer Familie mit indischen Wurzeln, liegt in ihrem Bett und schaut an die Decke – dort hängt ein Riesenposter ihres Idols David Beckham. Auch die 18-jährige Jess spielt Fussball, zusammen mit ihrem Cousin Tony und anderen indischen Freunden in einem Park eines Vororts von London; sie ist die beste Spielerin dieses Plauschteams. Jules, Mitglied einer weissen englischen Familie, spaziert ab und zu durch diesen Park, sieht Jess beim Spiel zu und fragt sie, ob sie nicht in ihrem Team, den Hounslow Harriers, mitspielen möchte. Jess will und trainiert fortan in dem von einem Mann, Joe, geleiteten Frauenteam. Aber ihre Mutter, Mrs. Bhamra, will, dass die Schülerin, die sich auf die Matur vorbereitet, kochen lernt, und als die Eltern Bhamra herausfinden, dass ihre Tochter lieber Bälle ins Lattenkreuz zirkelt, als mit Pfannen zu hantieren, verbieten sie ihr das Fussballspielen: «*Jess, ich will nicht, dass du halb nackt vor irgendwelchen Männern herumrennst, klar!*», argumentiert die Mutter. Aber Jules und Tony überzeugen Jess, heimlich weiterzutrainieren.

Jess' Schwester Pinky ist mit dem Inder Teetu verlobt, beide Familien sind mit der geplanten Hochzeit einverstanden, bis Teetus Mutter entdeckt, dass sich Jess und Jules beim Abschied umarmen. Ihrer kurzen Haare und der sportlichen Figur wegen sieht Teetus Mutter in Jules einen Mann, und weil sie nicht will, dass ihr Sohn eine Frau heiratet, deren Schwester einen Weissen küsst, sagt sie die Hochzeit ab. Jules Mutter ihrerseits befürchtet, ihre Tochter sei lesbisch, unter anderem weil sie beim Kauf eines Büstenhalters auf dem sportlichen Modell besteht. Fussball, kurze Haare, sportliche Figur und keinerlei Interesse an traditionell weiblichen Insignien sind für die verunsicherte Mutter Beweis genug, und als sie auch noch Bruchstücke eines Gesprächs zwischen den beiden Fussballerinnen mithört, fühlt sie sich in der Vermutung bestätigt, Jules und Jess seien ein Paar: «*Deshalb ist sie in letzter Zeit so durcheinander, weil ihr diese Jess das Herz gebrochen hat. Sie ist verliebt in ein Mädchen*», klagt Mrs. Paxton ihrem Mann. Die Hausfrau und Mutter entspricht mit ihren halblangen blonden Haaren, den hohen Absätzen und dem fürsorglichen «*Möchtet ihr einen Tee? Ich habe gerade Käsestangen gemacht*» dem Klischee der traditionellen englischen Hausfrau, und die interessiert sich nicht für Fussball, sondern für Kleidereinkäufe mit der Tochter. Aber eben, die hat's mehr mit Fussball und – aber das merkt die gute Mrs. Paxton nicht – mit ihrem Trainer. Dass sie ihn Joe verliebt ist, verrät Jules allerdings nur ihrer Freundin Jess, die ihr ihrerseits verschweigt, dass alles, Bollywood lässt grüssen, natürlich noch viel komplizierter ist. Als Jess' Vater seiner Tochter ins Stadion folgt, ihr heimlich beim Spiel zuschaut – und was er sieht, gefällt ihm –, bekommt er mit, wie Jess nach dem Spiel eben diesen Joe umarmt.

Der Filmtitel «Bend it like Beckham» bedeutet «Biege ihn wie Beckham», wobei sich das Biegen einerseits auf das Schiessen von Flanken-Bogenbällen, andererseits – «Bending the rules» – auf das Brechen mit traditionellen Regeln bezieht, konkret mit dem Konzept «Frau» (Jess und Jules als Fussballerinnen). Das Gesetz der Heteronormativität allerdings brechen auch diese beiden jungen Frauen nicht wirklich, ihre durch das geteilte Interesse Fussball entstandene Freundschaft wird, einem klassischen Muster folgend, durch das ebenfalls gemeinsame Objekt des Begehrens – Joe, den Mann – in schicklichen Grenzen gehalten, ja für einen Moment sogar gefährdet. Als Jules glaubt, Joe und Jess hätten sich geküsst, während ihr eigenes Begehren deshalb unerfüllt bleibe, bricht sie den Kontakt zu ihrer Freundin ab. Erst am Ende des Films, beim letzten Spiel, können die beiden Freundinnen wieder zusammen feiern – den Sieg und das gemeinsame Fussball-Stipendium an einer US-amerikanischen Universität. Joe, der Mann, muss sich gedulden, bis die Frau, Jess, von ihrem Auslandsaufenthalt zurückkommt.

Der Film zeigt nicht nur Fussball spielende junge Frauen, mit Jess in der Hauptrolle greift die Regisseurin Gurinder Chadha auch Probleme von MigrantInnen der zweiten Generation auf. Zu Hause lebt Jess nach den Regeln ihrer Eltern, macht Tee, wenn Besuch kommt, lässt sich von der Mutter zeigen, wie Dahl, eine indische Linsensuppe, gekocht wird, und bleibt zu Hause, wenn die Hochzeit ihrer Schwester vorbereitet wird. Als sie ihr Maturazeugnis erhält, nimmt die Mutter den noch verschlossenen Briefumschlag und hält ihn dem Bild eines Gottes entgegen, um ein gutes Zeugnis für die Tochter betend – Jess hat Bestnoten. Ausserhalb der Familie wird nicht sichtbar, wie stark Jess zu Hause in indische Traditionen eingebunden ist; sie spielt Fussball, kleidet sich westlich, scherzt mit Männern und verliebt sich in einen Weissen. Jess managt ihr Leben zwischen zwei Kulturen gut, nur als sie heimlich Fussball spielt, bekommt sie ein schlechtes Gewissen (die Beziehung zum Trainer deutet sich da erst an). Sie beschliesst deshalb, ihrer Familie zu beichten, dass sie trotz Verbot Fussball spielt, und riskiert damit gewaltigen Ärger. Den bekommt sie dann auch. Erst als der Vater aufgrund eigener trauriger Erfahrungen – als junger Mann wurde der gute indische Cricketspieler nicht in eine englische Mannschaft aufgenommen – versteht, was Fussball für Jess bedeutet und dass Fussball spielende junge Frauen in England durchaus denkbar sind, erlaubt er Jess, ihren Traum zu leben. Auch Jess' ältere Schwester Pinky kleidet sich westlich und lebt nicht streng nach indischer Tradition, hat, beispielsweise, Sex vor der Ehe. Aber sie ist sich des kulturellen Erbes bewusst, versteht gerade noch, dass ihre Schwester Fussball spielt; als diese aber mit ihrem Trainer, einem Weissen, anbändelt, redet sie ihr ins Gewissen: Freund ja, aber bitte einen Inder. Aber die Tradition geht ihr nicht über den realen Menschen, als Jess doch mit ihrem weissen Trainer zusammen bleibt, hält Pinky zu ihr, wie auch ihre Eltern. Bis es so weit ist, muss allerdings noch Pinkys Hochzeit gerettet werden, nach diversen

Wirren kann sie ihren Teetu doch noch heiraten, ausgerechnet am gleichen Tag, wie das Endspiel der Hounslow Harriers um den Pokal stattfindet. Und natürlich muss Jess bei dieser Hochzeit dabei sein; traurig beobachtet sie das laute, farbige und fröhliche Treiben der Hochzeitsgesellschaft, bis ihr der Vater, noch einmal über die Grenzen der Tradition springend, erlaubt, die zweite Halbzeit doch noch zu spielen – wenn sie nachher ein fröhlicheres Gesicht mache, am schönsten Tag ihrer Schwester. Dramaturgisch perfekt erreicht sie das Stadion noch rechtzeitig, um den Hounslow Harriers mit einem Freistoss à la Beckham, «bend it», zum entscheidenden Tor zum Finalsieg zu verhelfen. In der Schlusseinstellung sehen die ZuschauerInnen das Flugzeug mit Jess und Jules an Bord über dem Haus der Bhamras, im Garten spielt der Vater – der seiner Tochter die Wiederholung der eigenen schmerzlichen Erfahrung erspart hat – mit deren Freund Joe Cricket.

Englische und indische Kultur prägen den Film von Gurinder Chadha auch formal – da wird Bollywood mit englischer Komödie verbunden. Bollywood, eine sprachliche Fusion von Bombay und Hollywood, steht seit den Siebzigerjahren für den indischen Unterhaltungsfilm. (Die romantischen Sing- und Tanzszenen dieser Filme spielen übrigens immer häufiger in der gut eidgenössischen Klischee-Kulisse aus Gletscherfirn, Alpwiesen und Bergseen, so häufig, dass in der Schweiz bereits mehr Meter Film für indische als für schweizerische Produktionen gedreht werden.) Zur Darstellung des Spannungsfeldes von englischer und indischer Kultur bedient sich die Regisseurin von «Bend it like Beckham» der so genannten Parallelmontage: Im Finale des Films wechseln sich während sieben Minuten gegengeschnittene Szenen von Hochzeit und Fussballmatch ab. Jules fährt mit ihrer Familie ins Stadion. Schnitt. Die Hochzeitsgesellschaft trifft im Tempel ein. Schnitt. Die Fussballerinnen laufen mit roten Trikots auf das Spielfeld. Schnitt. Am Fest der Braut mit rotem Sari wird gefeiert und getanzt. Schnitt. Nur Jess steht traurig in einer Ecke, bis sie vom Vater doch noch das Okay bekommt. Schnitt. Das Spiel hat schon lange begonnen. Schnitt. Jess sprintet aufs Feld. Kurz darauf schießt Jules ein Tor. Sie jubeln (wieder) gemeinsam. Jess wird gefoult und darf den Freistoss gleich selber treten. Schnitt. Für einen Moment sieht sie vor ihrem inneren Auge Mutter-SchwesternTanten in der gegnerischen Mauer stehen. Dazu ertönt «Nessun dorma» aus der Oper «Turandot» von Puccini. Jess schießt und trifft. Sieg. Sie hat nicht nur dem Druck auf dem Fussballplatz standgehalten, sondern sich von den traditionellen Zwängen ihrer Familie «freigestossen», in denen ein Leben als Fussballerin nicht vorgesehen ist. Unter den Klängen von «Vincero» («Ich werde siegen»/Turandot) auf der Tonspur wird Jess von ihren Mitspielerinnen gefeiert und jubelnd hochgehoben. Schnitt. Der Bräutigam stemmt die Braut in die Höhe. Fussballplatz und Hochzeitstempel, indische und englische Kultur scheinen zu verschmelzen.

Populäres Schmuttelkind Fussball

Der moderne Fussball und seine Regeln haben ihren Ursprung in England; bereits im 18. Jahrhundert wurde an so genannten «Public Schools» – die allerdings nur von Knaben aus gutem, das heisst reichem Haus besucht werden konnten – Fussball gespielt; die Schule von Rugby ³²⁴ war 1846 die erste, die Regeln für das neue Spiel mit dem Ball aufstellte; im Oktober 1857 wurde der erste Fussballclub der Welt gegründet – der FC Sheffield; sechs Jahre später riefen elf Londoner Vereine die Football Association ins Leben. Als der Fussball im Zuge der Industrialisierung zu einem Sport für untere Gesellschaftsschichten verkam, die Zuschauerzahlen stiegen und sich die Arbeiter in den Stadien breit machten, verlor er das anfängliche Prestige, wurde zum Schmuttelkind, die Oberklasse besann sich aufs Segeln und Reiten. Die Arbeiter hatten inzwischen klar definierte Arbeitszeiten und – nachdem die Gewerkschaften in England den Neun-Stunden-Tag durchgesetzt hatten – einen freien Tag pro Woche. An Feierabend suchten sie auf dem Fussballplatz selbst den spielerischen Ausgleich zur harten Arbeit, am Wochenende besuchten sie die Spiele ihrer Mannschaften im Stadion, wo sie Freude und Frust singend und johlend lautstarken Ausdruck gaben. Was ihnen auf den Tribünen geistige und körperliche Entspannung vom Alltag verschaffte, war für die Spieler auf dem Platz die Fortsetzung der Arbeit in anderer Form: «*Physische Kraft und zäher Einsatz, Kondition und Robustheit waren sowohl im Bergstollen wie auch auf dem Rasen gefragt*» ³²⁵, schreiben Fabian Brändle und Christian Koller in ihrem Buch «Gooooo!!!».

Fussball wird zum Proletensport, das gilt vor allem auch für die Spieler, die selten aus oberen Schichten kommen: Fussball, das ist für zentrumsferne Männer eine Karrieremöglichkeit. Fussball, das ist der Traum des armen Buben, der seiner Familie als erfolgreicher Stürmer bei einem grossen Club, häufig in einem anderen Land, aus der Not und zu Reichtum verhilft. Und diesen Traum träumen weltweit auch heute noch viele Knaben, zwielichtige Fussballagenten machen damit in Afrika ihr Geschäft: Sie locken junge Spieler mit Pseudoverträgen nach Europa, aber oft erhalten die Immigranten im reichen Norden weder einen definitiven Vertrag noch eine gültige Aufenthaltsbewilligung – das reale Leben ist keine Traumfabrik. Im Film «Goal» von Danny Cannon müht sich eine illegal aus Mexiko nach Los Angeles eingereiste junge Familie damit ab, sich eine bescheidene Existenz aufzubauen. Der Sohn der Familie, Santiago Nunez, ist nach der Arbeit regelmässig auf dem Fussballplatz anzutreffen, wird von einem Agenten entdeckt, reist gegen den Willen seines Vaters nach England und wird nach verschiedenen Tiefschlägen Stammspieler bei Newcastle United. Mädchen können noch nicht einmal den Traum von der Fussballerin mit grossem Zahntag träumen. Immerhin, als Film feiert auch der Frauenfussball Erfolge – Gurinder Chadha hat

2002 mit ihrem bereits zitierten Film «Bend it like Beckham» einen internationalen Hit gelandet.

Mitte des 20. Jahrhunderts etablierten sich die Fans mit ihren Gesängen auf den Rängen. In den Sechzigerjahren wurden im Stadion von Liverpool, der Anfield Road, vor jedem Match die neusten Hits gespielt. Als 1964 bei «You'll never walk alone» von Gerry and the Peacemakers die Soundanlage ausstieg, sangen die ZuschauerInnen auf den Stehplatztribünen spontan weiter, und seither stimmen die Fans vor jedem Spiel dieses Lied an, vor allem auf den Stehplätzen, die alle bezahlen können und auf denen es seit je etwas lauter sowie rauer zugeht als auf den teuren Sitzplätzen. Aber gerade die wegen des wahren Stadion-Feelings beliebten Tribünen in den Fankurven waren nicht ungefährlich, oft standen zu viele Menschen auf zu engem Raum, waren Fluchtmöglichkeiten nicht garantiert, und so kam es bei Spielen mit englischen Mannschaften verschiedentlich zu Unfällen: 1985 starben bei einem Europa-Cupfinal zwischen Liverpool und Juventus Turin, nach einer von Liverpooler Fans ausgelösten Massenpanik, auf der Stehplatztribüne im Brüsseler Heysel-Stadion 39 Menschen. Kurz davor hatte in Bradford eine Holztribüne gebrannt: 56 Tote. 1989 kamen 96 Liverpool-Fans beim Cup-Halbfinal ums Leben. Nick Hornby beschreibt dieses Ereignis in seinem Kultbuch «Fever Pitch»: *«Die Leute standen in Blöcken von zehn- oder zwölftausend, auf steil abfallenden und in einigen Fällen zerbröckelnden Betonstufen, die im Verlauf mehrerer Jahrzehnte modifiziert wurden, aber im wesentlichen unverändert blieben.»*³²⁶ Ein Fussballspiel zu besuchen, wurde in England zum Risiko, die Zuschauerränge blieben teilweise leer, und die englische Regierung stand nach dem Unfall in Brüssel unter grossem Druck – ganz Europa schaute über den Kanal und wartete auf eine Reaktion. Die englischen Mannschaften wurden bis auf weiteres von allen internationalen Spielen ausgeschlossen, die Regierung Thatcher beauftragte den Richter Peter Murray Taylor mit der Untersuchung der Fussballstadien, und der kam in seinem Bericht zum Schluss, die Stehtribünen müssten abgeschafft werden. Das hatte zur Folge, dass in den Neunzigerjahren nicht nur in England, sondern in ganz Europa neue und sicherere Stadien gebaut wurden.

Neue Stadien, das heisst auch neue InvestorInnen und neue ZuschauerInnen. Manchester United und Tottenham Hotspur wagen den Gang an die Börse, der die leeren Kassen füllen soll. 2003 kauft sich der russische Oligarch Roman Abramovitch den englischen Traditionsclub FC Chelsea für 350 Millionen Schweizer Franken. Es wird chic, einen Fussballclub zu besitzen, auch in der Schweiz. Seit die Roche-Erbin Gigi Oeri den Fussballclub Basel (FCB) finanziert, spielen die Basler, mit internationaler Verstärkung, wieder um den Meistertitel. Mit den neuen, sichereren Stadien verändert sich auch das Publikum, Fussballspiele werden zu Events für die ganze Familie, die alten, grölenden Fans sind zwar noch

da – von der Familientribüne aus in einer Mischung von Faszination und Verachtung als Teil des Spektakels beobachtet –, aber die Devise lautet: Neue Stadien, neue Preise, neues Publikum. Die StadionbetreiberInnen sprechen gezielt die Mittelschichten an, Leute mit tieferem Einkommen können sich den Matchbesuch oft gar nicht mehr leisten. So kostet der Einzeleintritt beim FC Chelsea 2006 bereits satte 45 Pfund (rund 110 Schweizer Franken), im 2007 neu eröffneten Letzigrund zahlen Kinder und Jugendliche von zwölf bis sechzehn Jahren 20 bis 25 Franken, bei Heimspielen des FCZ kosten die teuersten Plätze 85 Franken, bei besonderen Spielen müssen auch schon mal noch höhere Preise bezahlt werden. Dass sie für einen Platz in der Kurve 38 Franken hinblättern müssen, kommt bei den Fans der Gastmannschaften nicht gut an – die Basler boykottieren die Spiele im Letzigrund; als auch die Fanclubs der Berner Young Boys (YB) auf die Reise nach Zürich zum Spitzenspiel verzichten wollen und den Letzigrund mit seiner Preispolitik boykottieren, lenken die Zürcher ein: In der Saison 2008/09 kostet ein Eintritt noch 28 Franken. Damit verlangt der FCZ immer noch mehr als der FCB, YB und GC, nähert sich aber den anderen Clubs an, wahrscheinlich werden dann auch die Fans der Gastmannschaften wieder in den Kurven des Letzigrunds singen. Mit den neuen Stadien, der grösseren medialen Aufmerksamkeit sowie der steigenden Zahl von weiblichen Fans und aktiven Spielerinnen kann sich der Fussball Ende des 20. Jahrhunderts definitiv von seinem Image als Schmuttelkind befreien.

Vor allem bei fussballerischen Grossereignissen wie Welt- und Europameisterschaften lassen sich immer mehr Frauen in Stadien, vor Grossleinwände und Bildschirme locken, aus eigenem Interesse, aber vermutlich auch, weil sie ihren Liebsten in solchen Wochen nur noch da zu sehen bekommen. Eine Entwicklung wie in der Primarschule – die, bezogen auf das Unterrichtspersonal, bereits als feminisiert gilt, auch wenn die Unterstufe kaum von Frauen kolonialisiert, sondern von Männern zugunsten prestigeträchtigerer Aufgaben hinter sich gelassen worden ist – scheint dem Fussball nicht bevorzuzustehen, weder auf dem Feld noch auf den Tribünen: *«Betrachtet man nüchterne Zahlen des Stadion- und TV-Publikums»,* verweisen Kreisky/Spitaler auf statistisch Erfassbares, *«so relativiert sich allerdings das Bild von der Invasion der ‹Fussballkundinnen›. Nach wie vor bleibt das Fussballpublikum vorwiegend männlich.»* ³²⁷ Und auch Georg Spitaler hält, bezeichnenderweise die militaristische Terminologie fortschreibend, fest, *«dass sich die geschlechtliche Demokratisierung der ‹Ausnahmesituation› WM oder EM bisher nicht in eine weibliche Eroberung des Fussballalltags»* ³²⁸ übertragen habe. Aufgrund der TV-Quoten bezeichnet er den (Fernseh-)Fussball als *«maskulines Melodram»*, bei Sportsendungen insgesamt ist die Geschlechterdifferenz (66 Prozent der Männer, aber nur 31 Prozent der Frauen interessieren sich für Sportsendungen) ebenso markant wie (wenn auch andersrum) beim so

genannt melodramatischen Liebesfilm (den sehen sich nur 24 Prozent der Männer, aber 57 Prozent der Frauen an) ³²⁹. Frauen als Fans im Stadion sind also nach wie vor eine Minderheit. Auch wenn sie oftmals auf der Tribüne tun, *«was sonst als männlich gilt: schreien, hart sein und alles, was zickig, rosa, zimperlich und schwach ist, rundweg ablehnen»* ³³⁰, trinken Frauen generell weniger und prügeln sich seltener als Männer. Deshalb sind sie bei den Stadionbetreibenden mittlerweile so gern gesehene Gäste, dass ihnen teilweise der Zutritt mit einem billigeren Ticket der Kategorie «Frau» schmackhaft gemacht wird – so wie Frauen früher beim «Ball der einsamen Herzen» und anderen Tanzanlässen Gratinen hatten.

Das (ökonomische) System «Fussball» braucht die Fans; mit ihrer Anwesenheit im Stadion sorgen sie für Stimmung, und vor Bildschirmen bringen sie Quoten. Allerdings benehmen sich die Fussballbegeisterten nicht immer ganz so, wie die Clubs es gerne hätten, denn: *«Wo es Macht gibt, gibt es auch Widerstand»* ³³¹, postuliert Michel Foucault. Auf dem Platz liegt die Macht in den Händen der SchiedsrichterInnen, und an ihnen macht sich denn auch der Widerstand der Fans, ja der Zuschauenden überhaupt fest. Der Verkäufer, der neben der Veterinärin sitzt, die Staatsanwältin, die hinter dem Sekretär «höcklet» – sie alle schauen gebannt auf den Rasen, schütteln stöhnend den Kopf nach einem vergebenen Pass, schlagen sich die Hände nach einem Pfofenschuss entsetzt vors Gesicht, rufen dem Mittelfeldspieler verzweifelt zu, links hinter ihm stehe ein freier Mann, und, vor allem, brüllen sie den Schiedsrichter an, wenn er einen Fehlentscheid – das heisst einen Entscheid gegen die eigene Mannschaft – trifft. Selbst der Schriftsteller, Kulturtheoretiker und bekennende Fussballfan Klaus Theweleit gibt zu: *«Spiele, die durch unangemessene beziehungsweise schlicht falsche Schiedsrichterentscheidungen entschieden werden, egal für oder gegen wen, bringen mich zur Weissglut.»* ³³² SchiedsrichterInnen-Entscheide provozieren immer wieder Protest – die Fans des Teams, das (vermeintlich) benachteiligt wird, empören sich lautstark über die Unparteiischen, die nicht immer ganz so unparteiisch sind, wie der italienische Schiedsrichterskandal von 2006/2007 zeigt: Da wurden unter anderem Schiedsrichter bestochen, zugunsten von Juventus Turin zu pfeifen. Wie in jedem sozialen Kontext gibt es auch im Stadion Einzelne und Gruppen, die sich nicht an die Spielregeln halten, Outlaws, die als Rebellierende – die sich den Strukturen der Macht nicht unterwerfen wollen –, aber auch als Kriminelle interpretiert werden können. Zu ihnen gehören Ultras und Hooligans. Während die Ultras – die auf den Rängen den Ton angeben und sich nach dem Spiel auch schon mal mit den Fans der gegnerischen Mannschaft prügeln – mit Gesängen, Feuerwerk und Transparenten für eine leidenschaftliche Stimmung im Stadion sorgen, definieren sich die Hooligans explizit über Gewalt. Wer gegen soziale Normen verstösst, wird ausgeschlossen oder verwarnt, das

gilt auf und neben dem Fussballplatz. Club, StadionbetreiberIn, SponsorInnen sind an einem sauberen, friedlichen Image des Stadions interessiert, in dem sich die ganze Familie willkommen fühlt. Denn vor und nach dem Spiel sollen sich die BesucherInnen im eingebauten Shoppingcenter vergnügen und die Kassen klingeln lassen. Die kommerziell verwertbare Wohlfühlstimmung verträgt sich schlecht mit lautem Grölen und (gewalttätigen) Rempelen, deshalb wurden in verschiedenen Stadien Deutschlands so genannte Familienblöcke eingerichtet. Die Ultras, die auf den Rängen Stimmung machen, werden allerdings weiterhin gebraucht – ohne sie würde es vermutlich zu still im Stadion. Beim Eröffnungsspiel in der Münchner Allianz Arena – an der WM 2006 «FIFA-WM-Stadion» genannt – am 5. Juni 2005 riefen die AnhängerInnen der Nationalmannschaft auf der geteilten Tribüne den einheimischen Fans zu: *«Hallo Bayern, wir hören nichts»*; ein stummes Stadion ist für den richtigen Fan schlimmer als ein verlorenes Spiel. Der Unterschied zwischen Familien- und Fanblock liegt nicht etwa im Eintrittspreis, sondern in Umfeld und Stimmung – der Familienblock unterscheidet sich gezielt von der üblichen Stadionatmosphäre, nur so wird der Besuch des Cupfinals zum Familienausflug. Bratwurst und Bier müssten Popcorn und Cola Platz machen, stellt Geneviève Favé vom Fanprojekt des Hamburger Sport Vereins (HSV) fest: *«Wenn man den Familienblock beim HSV anguckt, der ist auch fast immer voll. Da wird Popcorn weitergereicht, das ist für die Fussballfans was ganz Schreckliches – wie kann man im Stadion Popcorn essen und die ganze Zeit sitzen und nur gucken?»* 333

Zwar sitzt der grössere Teil der Frauen im Familienblock, denn hier sind sie geschützter, werden sie weniger angepöbelt, aber wer als Fan wirklich ernst genommen werden will, wechselt von der gemütlichen Familien- in die rauere öffentliche Sphäre des Stadions, und da müssen die Frauen den Männern – die in der Fankurve stehen, als stünden sie da ganz persönlich schon seit hundert Jahren – beweisen, dass sie trotz des billigeren (Eintritts-)Stempels «Frau» wahre Fans sind und, beispielsweise, die Fussballregeln kennen: *«Das sind dann die Idioten»*, weiss HSV-Fan Janina aus eigener Erfahrung, *«die da mit einem das Gespräch suchen, so mit «Erklär mir mal Abseits». Da weisst du im Prinzip von vornherein, mit denen musst du dich nicht weiter unterhalten. Tu ich dann auch nicht.»* 334 Frauen – die im Stadion, wie die Männer, ein Spiel sehen und ihr Team anfeuern wollen – müssen sich immer wieder sexistische Sprüche anhören, mit denen sich die männlichen Fans, ähnlich wie in Armee und Zivildienst, gegen die inneren und äusseren Bedrohungen des Weiblichen als Nicht-Frau=Mann inszenieren. Frauen geraten in dieser *«Arena der Männlichkeit»* 335 in eine paradoxe Situation: Einerseits verschafft ihnen diese *«Freiräume, die anderswo schwer vorstellbar sind, zugleich werden ihnen aber auch rigide Grenzen gesetzt»* 336, das heisst, wer trinken, rauchen und fluchen will *«wie ein Mann»* 337, muss sich auch den

Ritualen der Männlichkeit unterwerfen und bei Blondinenwitzen mitlachen oder sie am besten gleich selber erzählen. *«Beim Fussball»*, so Nicole Selmer und Almut Sülzle in *«TivoliTussen»* und *Trikotträgerinnen»*, *«ignorieren oder verharmlosen viele weibliche Fussballfans»*, die sich häufig vom Feminismus abgrenzten, *«frauenfeindliche Elemente, die sie in anderen Bereichen der Gesellschaft nicht akzeptieren würden.»* Der weibliche Fussballfan (eine Fanin gibt es nicht), der sich Zutritt in eine der männlichsten Sphären verschafft hat, bleibt am Ende in den Paradoxien der (Re-)Konstruktionen der Geschlechter hängen – sie bricht zwar eine Regel, Fussball ist Männersache, um sich hinterher, gewissermassen als Eintrittspreis, einem ganzen Regelgefüge zu unterwerfen.

Der ehemalige Elite- und spätere Arbeitersport ist zu einem der erfolgreichsten populärkulturellen Phänomene geworden, das – vermutlich nur mit Pop- und Rockmusik vergleichbar – weltweit Millionen, ja Milliarden von Menschen, insbesondere Männer, zu emotionalisieren vermag, im Stadion, vor den Bildschirmen und Radioempfängern, beim Lesen der Zeitung und beim Gespräch in ZügenBusenKantinen am Tag danach. Gefühle, die *«ansonsten in der rational-maskulinstischen Öffentlichkeit eher negativ bzw. eben «weiblich» besetzt»* sind, schreibt Georg Spitaler, dürften *«im Sport ohne schlechtes Gewissen zum Ausdruck gebracht werden»*.³³⁸ Das Fussballspiel ist eine Repräsentation der wirklichen (Geschlechter-)Welt und wirkt als ein 90-minütiges Stück Wirklichkeit auf diese reale Welt zurück. Die (sprachlichen) Repräsentationen von Fussball zwischen Stammtisch und Massenmedien setzen beziehungsweise treiben ihrerseits soziale (Geschlechter-)Konstruktionen fort. Aber Fussball ist nicht nur kultureller Überbau, Fussball ist auch ökonomische Basis; er versetzt nicht nur Hunderte, ja Tausende von Millionen Menschen in geistige, emotionale, körperliche Erregung, er setzt, dank ihnen, auch Milliarden von harten Euros und Dollars um und macht die Zuschauenden qua Ökonomie zu Mitagierenden. So gibt es bereits Fussballclubs, deren Aktien im Besitz der Fans sind; beim FC Winterthur haben die Fans bei Entscheidungen der Clubleitung ein Mitsprache- oder zumindest Anhörungsrecht. Aber auch im Fussball gelten die Gesetze des globalisierten Kapitals, und da haben KleinaktionärInnen häufig nicht viel zu sagen, ein Beispiel dafür ist der englische Traditionsverein Manchester United: Der US-Investor Malcolm Glazer kaufte sich im Mai 2005 die Aktienmehrheit, im Juni gehörten ihm bereits 98 Prozent, er löste die AG auf und machte aus dem Fussballclub eine Gesellschaft mit beschränkter Haftung (GmbH), auf die er in den Folgejahren seine eigenen Ausgaben abwälzte. Mit entsprechenden Folgen: Ende 2006 hatte der einst reichste Fussballclub der Welt 900 Millionen Euro Schulden. Aus den USA erreichten die empörten AnhängerInnen von Manchester Meldungen darüber, dass Glazer bei einem Footballteam, das er in den Neunzigerjahren gekauft, die Clubfarben geändert und die Eintrittspreise erhöht hatte. Die englischen

Fans kochten vor Wut über das «unfriendly take-over» eines Financiers, der sich nicht für Fussball interessierte. Schliesslich rief einer von ihnen, Andy Walsh, zum Boykott des eigenen Clubs auf; jede und jeder, der seinen beziehungsweise ihren Mobile-Vertrag beim Hauptsponsor von Manchester United kündigte, erhielt eine Prämie, die offiziellen Fanartikel liessen sie links und rechts liegen und gründeten schliesslich einen neuen Club: Den FC United of Manchester. Letzterer spielt zwar nur in der zehnten Liga, lockt aber dort am meisten ZuschauerInnen an. «*Andy Walsh*», schreibt Carsten Germann in seinem Buch «*Football's home*», «*hat noch weitergehende Pläne in der Schublade, denkt an ... ein Frauenteam, ein Trainingsgelände und sogar an ein eigenes Stadion.*»³³⁹ Visionen, die bald Realität werden könnten: «*Wir werden da spielen, wo das Herz von Manchester United schlägt*», kündigt Walsh an, «*ganz in der Nähe von Old Trafford.*» So imponierend, ja (gut schweizerisch) herzig das Beispiel auch ist – es macht in aller Schärfe deutlich, wie beschränkt der Einfluss des Publikums auf das ist, was der Markt ihm zur Befriedigung seiner Bedürfnisse vorsetzt.

Das gilt auch für die populärkulturelle Repräsentation Fussball selbst, sonst müsste jedes Fussballteam jedes Spiel gewinnen, wie es sich die eigenen Fans erhoffen und herbeizuschreien versuchen, aber die kaufen sich jedes Mal eine Katze (und natürlich auch die Spannung) im Sack. Auch wenn das Spiel, wie das Bild, mitunter ein wenig im Auge der BetrachterInnen liegen mag, jede und jeder hinterher einen anderen Match beziehungsweise Film gesehen hat – Zidanes gewaltig legendärer Kopfstoss im WM-Final 2006 beispielsweise fand, dank Zeitlupe, zwar auf den heimischen Bildschirmen, nicht aber im Stadion statt, «*niemand hat etwas gesehen, weder die Zuschauer noch die Schiedsrichter*»³⁴⁰, schreibt Jean-Philippe Toussaint –, am Ende ist der Ball im Tor oder eben nicht. Die simple Architektur des Spiels verführt zwar jeden ernsthaften Fan am Spielfeldrand/Bartresen/Bildschirm dazu, sich in ein pseudodemokratisches und von den Medien mitgeführtes Palaver über die richtige Besetzung und Strategie einzumischen, aber am Ende bestimmen Trainer mit Gehältern wie SpitzenmanagerInnen, eingebunkert wie Könige/Diktatoren/CEOs, wer wann im Tor steht und in den gegnerischen Sechzehner stürmt. Fans und BürgerInnen – die sich angesichts der komplexen politischen Entscheidungsprozesse hilflos fühlen mögen und womöglich auch schon mal ein wütendes «Die machen ja doch, was sie wollen» über einen privaten Tisch brüllen – müssen paradoxerweise zur Kenntnis nehmen, dass sie zur Startaufstellung ihres Nationalteams bei Welt- und Europameisterschaften weniger zu sagen haben als zur Zusammensetzung von Parlamenten und Regierungen sowie, wenigstens in der Schweiz, zu Verfassungen, Finanzordnungen, Einbürgerungen, Energiekonzepten und EU-Verträgen. Und wenn sie sich nach dem Schlusspfiff auf den Schiedsrichter – der ein Tor nicht gegeben habe, obwohl doch jeder und jede ohne Tomaten auf den Augen gesehen hätte,

dass der Ball über die entscheidende Linie gerollt – stürzen, als wollten sie noch einmal die Bastille stürmen, ist das ein Indiz dafür, dass Adorno/Horkheimer mit ihrer These, das populäre Vergnügen diene dem (in diesem Fall misslingenden) Vergessen, womöglich doch Recht haben. Wer sich, möglicherweise, das Finalspiel am eigenen und der ganzen Familie Mund absparen muss, wird durch das (vermeintlich) gestohlene Tor gnadenlos auf das tägliche Elend zurückgeworfen, die Niederlage im Stadion erinnert an verdrängte traumatische Niederlagen im realen Leben, die unterdrückte Trauer und Wut entladen sich auf den scheinbar Schuldigen und Mächtigen – den Schiedsrichter, der ausnahmsweise auch mal eine Schiedsrichterin sein kann, was (meist) noch heftigere Reaktionen provoziert. Am nächsten Tag wird sichtbar; die Revolution hat nicht stattgefunden, die wirklichen Herren sitzen da, wo sie schon vor dem Spiel gesessen.

Zugegeben, nicht nur VerliererInnen besuchen Fussballspiele, auch SiegerInnen; durchaus denkbar, dass der CEO, der keinen Logenplatz mehr erhalten hat, bei einem Sieg der Schweizer Nationalmannschaft gegen Tschechien den Angestellten umarmt, den er am nächsten Tag entlässt. Der moderne Fussball ist zu einem polysemen schichten-, kulturen-, parteien-, generationen- und geschlechterübergreifenden Event geworden, das für jede und jeden eine kleine Freude bereithält – das Völkerverbindende für die InternationalistInnen, Nationalhymnen für die Vaterländischen, eine zutrittsfreie Bühne für erfolglose SängerInnen, Knutschen und Bespringen für VoyeurInnen, den Nahkampf für die Männer und das schöne Zusammenspiel für die Frauen, um auch noch das letzte Klischee zu bedienen. Fussball, scheint es, überwindet, was uns im soziokulturellen und -ökonomischen Alltag trennt – Klasse, Geschlecht, Alter, Ethnie, sexuelle Orientierung, politische und religiöse Gesinnung –, bis am Ende nur noch der Graben zwischen Fan und Muffel zurückbleibt. Und der Autor, im Gegensatz zur Autorin nicht wirklich fussballinteressiert, im Vorfeld einer Europameisterschaft im eigenen Land vor der beklemmenden Frage steht, mit wem er in jenen alle anderen vereinenden Wochen noch ein ganz gewöhnliches Wort werde wechseln können oder ob ihm nur die immer wieder verschobene Reise nach Grönland bleibe.

Aber natürlich ist das einig Volk von Fussballbegeisterten eine trügerische Inszenierung, die gesellschaftlich relevanten Differenzen werden nicht wirklich dekonstruiert, nicht einmal für die neunzig Minuten plus Nachspielzeit. Während die Offiziellen in ihren Eröffnungsreden das Weltumspannende und Völkerverbindende beschwören, schwenken die ZuschauerInnen schon ihre Landesfahnen, auf den Logenplätzen knallen die Champagnerkorken, auf den Stehtribünen stossen sie mit Bierdosen an, und auch wenn sich, besonders bei grossen Meisterschaften, immer mehr Frauen für Abseits und Elfmeter begeistern, Fussball ist immer noch eine «Arena der Männlichkeit» ³⁴¹. Die Polysemie des Fussballs als ultimatives «Prime-time»-Erlebnis ist wie populärkulturelle Mehrdeutigkeiten ins-

gesamt nicht nur eine subversive, sondern vor allem auch eine marktorientierte; das muntere Dekonstruieren traditioneller Grenzen und KundInnensegmente zielt letztlich auf die Erschliessung neuer Märkte ab, aber sobald die Erinnerung an alltägliche Komplexitäten und Unsicherheiten droht, werden (Geschlechts-)Identitäten rekonstruiert und multikulturelle Truppen nationalisiert. Die Fahne, die immer schon Klassenunterschiede verhüllt hat, ebnet jetzt auch noch kulturelle Differenzen ein, der Kosovo-Albaner mit Schweizer Pass, der unsere Nationalmannschaft ins Viertelfinale schießt, ist noch für jede und jeden Nationalkonservative/n ein echter Eidgenosse.

Kicken mit Stöckelschuhen

Im Vorfeld der Euro 08 bietet die Migros-Klubschule verschiedene Kurse an, unter anderem auch «Fussballkunde für Frauen». Das dazugehörige Logo zeigt einen Unterschenkel in Stöckelschuh, der dem spanischen Schuhdesigner Manolo Blahnik alle Ehre machen würde. Der Fuss kickt einen «Telstar»-Fussball, bestehend aus zwölf schwarzen Fünfecken und zwanzig weissen Sechsecken – der Klassiker unter den Bällen, der aber heute nicht mehr benutzt wird, Kunststoffbälle mit anderen Mustern haben den Lederball verdrängt. An diesem Kurs darf sich jede Teilnehmerin ein Namensschild mit dem Wappen eines der sechzehn Euro-08-Länder aussuchen, ihren Namen auf das Schild schreiben und das Wappen den selbst eingeschätzten Fussballkenntnissen entsprechend bei «Profi», «Amateur» oder «Anfänger» hinkleben. Fünf Teilnehmerinnen sind Anfängerinnen, drei Amateurrinnen, und der Kursleiter ist ein Profi. «Sind alle freiwillig hier?», fragt er. «Ja», versichern die acht Frauen, von denen keine Stöckelschuhe trägt. Vier sind hier, weil ihre Söhne beziehungsweise ihre Tochter im besten JuniorInnen-Alter kicken und streiten, auch mit den Müttern über Fussballregeln; eine Frau besucht den Kurs, weil sie noch sehr wenig Ahnung von Fussball hat, und eine, weil ihre ebenfalls anwesende Nachbarin ihr den Kurs zum Geburtstag geschenkt hat; die IT-Spezialistin, die bei einer Grossbank arbeitet, interessierte sich schon immer für Fussball, will aber in den Pausengesprächen mit ihren Kollegen noch besser mithalten können und sich einen Vorteil erspielen – es sind also alle freiwillig hier. Und Männer, nein, Männer dürften den Kurs nicht besuchen, versichert der Dozent, ein Schiedsrichter fürs Wochenende, Bankangestellter von Montag bis Freitag. Seine Kollegen neideten es ihm schon etwas, dass er diese Schulung übernehmen dürfe, «sonst führen wir solche Kurse meist vor einer Handvoll Männern durch», erklärt er und kommt zum eigentlichen Ziel dieses dreistündigen Lehrgangs in einem Hochhaus neben dem Bahnhof Baden: Freude und Euphorie am Fussball wecken. Deshalb will er uns die siebzehn Fussballregeln beibringen, «achtzehn, mit dem gesunden Menschenverstand», ergänzt er und leitet diese Regeln mit einem Witz ein: «Männer haben 100 Gramm mehr Gehirn als Frauen, da ist unter anderem die Abseitsregel drin.» Die Abseitsregel folgt später, sie ist Nr. 11 auf dem Plan, zuerst wird Grundsätzliches gelehrt: Spielfeldgrösse, Torgrösse, Farbe des Tors, Linien auf dem Feld, technische Zone, Innenrist, Ausenrist, Hackentrick, Ballgefühl, Fehlpass, Ballannahme, Bananenflanke («Das sind die von Beckham»), Dribbeln und Fallrückzieher. Drei Auswechslungen sind möglich, ausser bei Junioren, Senioren, Veteranen und Frauen in den unteren Ligen, dort gilt freies Auswechseln. Wenn ein Team weniger als sieben Spiele-

rInnen stellt, muss das Spiel abgebrochen werden, und der betroffene Club verliert 0:3. Die bekanntesten Fussballmannschaften sind Barcelona, Bayern München, AC Milan, Real Madrid, Manchester United und Juventus Turin; Brasilien, Frankreich, Griechenland, Italien, England, Holland und Argentinien sind die erfolgreichsten Nationalteams; die Schweiz hat bis jetzt zweimal an einer Europameisterschaft teilgenommen: 1996 in England und 2004 in Portugal; Kubilay Türkyilmaz und Johan Vonlanthen sind die einzigen Schweizer EM-Torschützen. Die Kursteilnehmerinnen lernen auch bekannte Fussballerinnen kennen: Birgit Prinz, die Brasilianerin Marta, Mia Hamm (USA) und Kathrin Lehmann, die Schweizerin, die in Schweden lebt und dort in den obersten Ligen spielt – im Winter Eishockey als Stürmerin, im Sommer als Torhüterin des Fussballclubs Hammarby IF. Zu diskutieren gibt Regel Nr. 5: «Der Schiedsrichter». Zwei Frauen fragen, wieso die Unparteiischen manchmal falsch entschieden; er verweist auf die Regel, wonach ein Schiedsrichter Tatsachenentscheide fälle, und ergänzt: «*Es ist halt so als Schiedsrichter, wenn du einen Entscheid fällst, geht es immer gegen ein Team.*» Er führt Beispiele vor und fragt die Teilnehmerinnen, wie sie entscheiden würden – gelb oder rot? Sofort macht sich Fan-Atmosphäre breit, bei einem brutalen Foul entsetzt sich die Nachbarin der Autorin: «*Läck, de ander isch nöd ganz normal*», meist stimmen die Urteile der Frauen mit dem des Profis überein, manchmal sind sie strenger als er. Die gezeigten Beispiele stammen aus der Champions League, der weltweit höchsten Spielklasse. Wenn SchiedsrichterInnen in hiesigen JuniorInnen-Spielen Foul pfeifen, lassen die KollegInnen in höheren Ligen das Spiel auch schon mal laufen – internationale Härte heisst das im Fachjargon. Beim Thema Ausrüstung fragt eine der Mütter, ob denn jemand kontrolliere, dass die Jungen richtige Schienbeinschoner trügen, es sei ja in, möglichst kleine zu tragen, die aber leider die Schienbeine nicht wirklich schützten. «*Die Unparteiischen müssen die Ausrüstung kontrollieren*», antwortet der Leiter, die Schoner müssten gross genug sein, die Spieler dürften keinen Schmuck tragen und das Leibchen gehöre in die Hose. Nach der Pause kommt die angekündigte Abseitsregel, die gründlich behandelt und an Beispielen geübt wird. «*Mein Sohn sagte, ich solle auf aktives und passives Abseits aufpassen, jetzt ist es mir klar*», resümiert die Mutter des Jungen mit den zu kleinen Schonern das Gelernte. Zum Schluss zeigt der Dozent eine Karikatur: Ein Mann und eine Frau sitzen auf dem Sofa vor dem Fernseher, es läuft ein Fussballspiel; «*Auch Frauen interessieren sich für Fussball*», flimmert über den Schirm, und aus einer Sprechblase fragt die Frau: «*Wer ist eigentlich Andi Latte?*»

Fussball macht Männer

«Fussball ist ein Männersport» ³⁴², macht die türkische Zeitung «Foto-Mac» am Morgen jener WM-Barrage vom 16. November 2005 in Istanbul klar, die am Abend zum «Skandalspiel» Türkei gegen die Schweiz verkommt und den Eidgenossen zum WM-Ticket verhilft. Unter dem gendernden Titel eine Fotomontage, die vier Schweizer Spieler als Transvestiten maskiert und die Fussballer der Weiblichkeit preisgibt – eine klassische (Kriegs-)Strategie, den männlichen Gegner lächerlich zu machen und zu demütigen. Nicht nur in der gerne als besonders patriarchal apostrophierten Türkei wird der Fussballplatz als männliche Sphäre definiert, selbst Bänz Friedli macht in seiner Kolumne «Meister Proper und Oli Kahn» klar, wo die Grenze zwischen Frau und Mann verläuft: «... *mir fehlt die Erfahrung mit Mensbeschwerden, sie interessiert sich kaum für Milan gegen Bayern ...*» ³⁴³ Nicht nur, dass er den (Haus-)Frauen klischeehaft fussballerisches Desinteresse zuschreibt und damit zur (Re-)Konstruktion traditioneller Männlichkeiten und Weiblichkeiten beiträgt – mit der direkten Verknüpfung von Menstruation und Fussballmatch naturalisiert er die Geschlechterkonstruktion als gegebene und suggeriert, Fussball liege den Männern ebenso sehr im Blut wie Frauen die Menstruation. Fussball ist also nicht nur in traditionalistischen Kulturen, sondern selbst in (post)modernen Gesellschaften mit teilweise ausbalancierter Verteilung von Haus- und Erwerbsarbeit grundsätzlich Männersache. Die Geschlechtergrenze entlang der Behind-Linie liegt allerdings nicht in der Natur des Fussballs, sondern ist das kontingente Resultat kultureller Entwicklungen und sozioökonomischer Verhältnisse. So wird Fussball in den Vereinigten Staaten unter dem Namen «soccer» überwiegend von «*Frauen aus der Mittelschicht*» ³⁴⁴ ausgeübt, richtige US-amerikanische Männer aber spielen American Football. In fussballdominierten Kulturen – und dazu gehören auch international eher erfolglose Länder wie die Schweiz – ist der heilige Rasen einer der letzten Orte männlicher Initiation, vergleichbar dem Militär, das den Jugendlichen zum Mann und Soldaten abrichtet: «*Im Sport und beim Militär erscheint der Drill und die <Schleiferei> uneingeschränkt als die Geburtsstätte des <richtigen Menschen> bzw. des <brauchbaren Menschen> ...*» ³⁴⁵, und das sei in «*maskulinbetonte[n] Gesellschaft[en]*» immer noch der Mann, bringt es Michael Klein unter dem Titel «Sportbünde – Männerbünde» auf den Punkt.

Der sowohl dem preussischen General von Clausewitz als auch dem Schriftsteller George Orwell zugeschriebene Satz, Fussball sei die Fortsetzung des Krieges mit anderen Mitteln, zieht eine direkte Linie zwischen Fussball, Sport als vormilitärischer Leibesertüchtigung, Armee und Krieg. Die Sprache des Sportjournalismus erinnert denn auch häufig an Frontberichte, da ist von Vernichtung des Gegners die Rede, wird die Mannschaft, so Gerd Dembowski und Dieter Bott in ihrem

Beitrag «Stichworte zu Fussball, Männlichkeit, deutschem Nationalismus und Herrschaft», *«nach vorne gepeitscht, um den Gegner auszuschalten, vom Platz zu fegen, wegzubomben, kampfunfähig zu machen und letztendlich den Todesstoss zu versetzen»*.³⁴⁶ Die Spieler, fahren sie fort, *«sind Leitwölfe, hart und kaltblütig, die sich den Arsch aufreissen, wenn nötig mit der Brechstange, um dann mit Granaten um jeden Preis zu siegen»*. Im Winter 2007/2008 fordert selbst Karin Roten, Kommentatorin bei SF DRS, von den Schweizer Skirennfahrerinnen wiederholt *«mehr Killerinstinkt»*. Dembowski/Bott zitieren den Berliner «Tagesspiegel» mit dem mehr als eindeutigen Satz des damaligen Bundestrainers Michael Skibbe zum Debüt des Hertha-Spielers Arne Friedrich in der deutschen Nationalmannschaft im Oktober 2002: *«Es ist das erste Mal, dass er in einem Pflichtspiel für Deutschland an die Waffen muss.»*³⁴⁷ Fussball (und andere Sportarten) konstituieren ein Surrogat des Schlachtfeldes, das es (insbesondere zentrumsfernen) Männern – die am hegemonialen Konzept Mann scheitern (müssen) – auf und neben dem Fussballplatz ermöglicht, an die Grandiosität des Kriegshelden und Gladiatoren anzuknüpfen. In einem alkoholgeschwängerten Dunstkreis von unterdrückter (Homo-)Sexualität, die sich in sexistischen Sprüchen entlädt, und (Todes-)Angst, die mit Gewalt verdrängt wird, soll in Stadien, Kasernenhöfen sowie auf Schlachtfeldern das im Alltag uneingelöste beziehungsweise bedrohte Konzept «Mann» (re)installiert werden: Fussball macht Männer.

Jean-Philippe Toussaint stilisiert den bereits erwähnten Kopfstoss Zidanes, der schon eher Kopfschlag zu nennen wäre, zu einer «Geste», die *«jenseits der moralischen Kategorien von Gut und Böse angesiedelt»*³⁴⁸ sei. In seiner Ode an Zidane wird deutlich, dass die *«alles entscheidende, brutale Geste»*, die er als *«prosaisch und romanhaft: ein Moment perfekter Mehrdeutigkeit unter dem Himmel von Berlin»*³⁴⁹ charakterisiert, der Unfähigkeit des Mannes zur Trauer entspringt, weist er doch auf *«die Verbitterung des Fussballers»*, hin, *«der das letzte Spiel seiner Karriere bestreitet und sich nicht entschliessen kann aufzuhören»*.³⁵⁰ Zidane ist in der Verlängerung dieses WM-Finals mit seinen eigenen Grenzen konfrontiert, es gelingt ihm nicht, Frankreich noch einmal zum Weltmeister zu schießen: *«Sein wunderschöner Kopfball, den Buffon wenige Augenblicke zuvor mit einer glanzvollen Parade abgewehrt hatte, wird ihm endgültig die Augen über die Unabwendbarkeit seiner Ohnmacht öffnen»*³⁵¹, schreibt Toussaint. Zidane gibt dem *«Verlangen, mit allem so schnell wie möglich Schluss zu machen ...»*³⁵² bei der nächsten Gelegenheit und Provokation nach, rettet sich so vor der Niederlage, vor einem möglicherweise verschossenen Penalty. Noch einmal *«die Gestalt Zidanes, aufrecht in der Nacht in seinem weissen Trikot in der Mitte des Feldes»*³⁵³, dann ist Schluss. Der vorzeitige Abgang macht Zidane unsterblicher als das gewöhnliche Ende des Spiels, selbst wenn es doch noch siegreich ausgegangen wäre, denn, so Toussaint, *«den Weltmeisterpokal zu schwenken bedeutet*

nicht mehr und nicht weniger, als den eigenen Tod zu akzeptieren, aber den eigenen Abgang zu vermessen lässt alle Perspektiven offen, die Zukunft im Dunkeln und dadurch lebendig». 354

Ohnmacht und Begrenztheit erinnern an die auf die Frau projizierte Schwäche beziehungsweise Passivität und bedrohen das Allmachtskonzept «Mann». Die Geste der Gewalt muss auch als Abwehr dieser menschlichen=weiblichen Unzulänglichkeiten gedeutet werden. Christian Bromberger interpretiert das Fussballstadion als Rückzugsort, der *«männliche Tugenden, die früher im Alltagsleben hochgehalten wurden, aber heute durch den Zeitgeist angegriffen werden» 355*, rekonstruiert: *«Bei jedem Spiel werden verwischte Grenzlinien»* – das heisst Geschlechtergrenzen – *«unterstrichen und neu gezogen, die dem Mann das Recht auf Krieg – wenn auch ritualisiert – und zu brutalen Gesten vorbehalten» 356*, hält er fest und verweist damit auf die Grundformel der Männlichkeitskonstruktion: Mann sein heisst, nicht Frau sein, bedeutet Abgrenzung von allem Weiblichen, Ausgrenzung der Frau, denn, so Michael Klein: *«Im Sport wie beim Militär ist bekannt, dass die Anwesenheit von Frauen die Ordnung gefährdet und die Kampfbereitschaft schwächt.» 357* Mit der Frau droht die auf sie projizierte Unberechenbarkeit von Liebe und Leidenschaft sowie die damit verbundene Angst zurückzukehren und die absolute Verlässlichkeit des Männerbundes zu untergraben. *«Ich kann mir nicht vorstellen, dass ich wegen einem Mädchen ein Eintracht-Spiel ausfallen lassen würde»,* erklärt ein Fan des Fussballclubs der Stadt Frankfurt, denn: *«Die Eintracht, die bedeutet mir mehr, die hab' ich nun seit Jahren, die werd' ich auch noch für Jahre haben. Aber was hab' ich denn von einer Frau? Die schießt mich in einer Woche ab, und dann steh' ich wieder da.» 358*

Es ist noch nicht allzu lange her, da war der öffentliche Raum insgesamt den Männern vorbehalten. Der Autor erinnert sich gut, wie sich in Schweizer Landbeizen alle Blicke auf die Frau richteten, mit der er sich an einen Tisch in der Ecke gesetzt hatte, um auf den nächsten Zug zu warten. Oder an die befreundete Sozialarbeiterin, die ihm nach einem Ferientaufenthalt in den Siebzigerjahren erzählte, sie und ihre Kollegin hätten sich fremde Männer als Begleitung anlachen müssen, als sie abends in einem Londoner Pub noch ein Bier hätten trinken wollen. Das Eindringen der Frauen in die männlich besetzte öffentliche Sphäre bedroht Männerbund und Männlichkeit, macht Sport und Militär zu letzten Rückzugsorten, wo *«die <wirkliche>, <echte> oder <archaische> Männlichkeit noch gelebt werden darf» 359*, auch wenn Frauen bei uns – im Gegensatz zum Iran, wie im Film «Offside» über das Qualifikationsspiel Iran - Bahrain vor der Fussballweltmeisterschaft 2006 gezeigt – kein Stadionverbot haben. *«Sport als Asyl der Männlichkeit»,* sagt Norbert Bolz in einem SWR-2-Interview am 29. Oktober 2006, *«ist eine genaue Reaktionsbildung darauf, dass die Zivilisation als Zähmung der Männer durch die Frauen voranschreitet.» 360* Das ist die alte Angst vor

der Gleichheit, schlimmer noch vor der Verweiblichung des Mannes, wie sie beispielsweise auch vor Hochzeiten virulent wird. Jetzt sei dann Schluss mit, lästern die Kollegen des Angehenden, jetzt werde er dann und dürfe nicht mehr, Schluss mit Männerabenden bei BierFussballGebrüll. Der ehemalige Formel-1-Rennfahrer Marc Surer liess sich, vermutlich in den Achtzigerjahren, in Cowboy-Kluft und mit Lasso gefesselt von seiner unmittelbar Zukünftigen in die Kirche führen. Wo immer sich Frauen in männlichen Räumen beziehungsweise Männerleben bemerkbar machen, wird das Gespenst der Feminisierung und Domestizierung des Manns und Helden an die Wand gemalt. Umgekehrt wird die Frau als Abenteurerin nicht wahrgenommen. Sponsoren seien nicht wirklich an ihr interessiert, erzählt die erste Schweizer Everest-Besteigerin Evelyn Binsack nach ihrer Rückkehr vom Südpol, den sie – sechzehn Monate, nachdem sie auf dem Grimsel mit dem Bike zu ihrer Expedition «Antarctica» gestartet war – am 28. Dezember 2007 nur knapp und erschöpft erreicht hatte. Ich habe keinen Bart, lacht sie, in Radio DRS nach den Gründen für die zögerliche Vermarktung befragt, da hilft auch der fast schon archetypisch männliche Eintrag in ihrem Tagebuch nichts: *«Lieber bei der Verwirklichung eines Traumes sterben, als am Ende der Verwirklichung eines Traumes scheitern.»*³⁶¹ Selbst wenn sich in der Wirklichkeit «Todeszone» reale Frauen aufhalten, in der Repräsentation solcher Initiationsorte finden sie nicht wirklich statt, es würde die Inszenierung des in der unzivilisierten, rauen, wilden Natur ums Überleben kämpfenden männlichen Körpers stören. Die Beliebtheit solcher Geschlechterzuschreibungen zeigt sich daran, dass sie in anderem Kontext übers Kreuz verlaufen; da wird, siehe Hure-Madonna-Paradox, die eben noch als zivilisierend postulierte Frau mit Körper=Natur=Sex=Sünde, der Mann mit Geist=Kultur=Beherrschung=Moral gleichgesetzt und die Hochzeit erscheint als Zähmung der Widerspenstigen.

Natürlich sind auch Fussballstadien und Kasernenhöfe längst nicht mehr frauenfrei; viele Staaten lassen schon lange Soldatinnen fürs Vaterland marschieren, weibliche Fussballfans haben Stammplätze auf ZuschauerInnentribünen, wenn um Meisterpokale gespielt wird, und Frauen werden ihrerseits Fussballweltmeisterinnen. Der Männerbund wird auch innerhalb dieser letzten Reservate Stück für Stück zurückgedrängt; noch ist das Fussballfeld selbst, ein paar wenige Schiedsrichterrinnen ausgenommen, ein Ort der Geschlechterdifferenz – Frauen spielen gegen Frauen, Männer gegen Männer, und der Männerfussball gilt auch den meisten weiblichen Zuschauerinnen als der richtige. Im Übrigen zeigt sich, dass, nicht nur in diesen Männerbastionen, das blosses Überschreiten traditioneller (Geschlechter-)Grenzen ohne weitergehende strukturelle und normative Dekonstruktionen nicht zu wirklicher Gleichheit beziehungsweise Integration führt, sondern den in fremdes Gebiet Einwandernden hohe Preise abverlangt: Unterwerfung unter herrschende (Männlichkeits-)Normen und Strukturen oder

Akzeptieren einer zugewiesenen (Frauen-)Rolle beziehungsweise Ausgrenzung. Das Individuum Frau hat im System Armee und Sport letztlich nur Erfolg, wenn es seinen Mann steht. (Noch 1997 bewarb sich die ehemalige Stände- und Stadträtin Monika Weber mit dem Slogan *«Eine Frau, die ihren Mann steht»* fürs Zürcher Stadtpräsidium.)

Als im Film *«Akte Jane»* ³⁶² 1997 ein von Demi Moore gespielter weiblicher Leutnant der US Navy das Ausbildungsprogramm der Eliteeinheit SEALs absolviert, um an die vorderste Kampffront vorzustossen, errichtet der Männerbund die klassischen Verteidigungsdispositive: Sie wird, als Fremde, ausgegrenzt (*«Wir sollen mit der dasselbe Scheisshaus teilen?»*); sie wird, als Frau, nicht ernst genommen (*«Die bringt doch nicht, was wir bringen»*); sie wird zum Objekt sexualisiert (*«Gib mir eine Nacht ...»*, dann wird aus dem Leutnant der US-Navy wieder ein Weibchen). Master Chief und Truppe setzen alles daran, die aufgebrochenen Reihen der Männer wieder zu schliessen und den weiblichen Eindringling an die Glocke zu zwingen. (Wer dreimal auf die Glocke schlägt, gibt zu *«Ich kann nicht mehr»* und muss nach Hause gehen.) Aber GJ Jane robbt durch Sumpf und Morast, unterwirft sich dem militärischen Drill, weist jede Sonderbehandlung der Frauenförderung zurück, rasiert sich eine Glatze, zieht mit Sack und Pack in den Schlafsaal der Männer. Sie steht die brutale Schinderei durch, vergleichbar den schmerzhaften Initiationsritualen, denen Knaben auf dem Weg zum Mann in allen Kulturen zu unterschiedlichen Zeiten unterzogen wurden oder immer noch werden. Bei einem Foltertraining – in dem sie mit unfairen Mitteln und Gewalt unter Druck gesetzt wird – schlägt sie nicht nur mit gleicher Härte zurück, sondern zischt dem Master Chief – bevor der sie mit einem letzten Schlag ausser Gefecht setzt – entgegen: *«Lutschen Sie meinen Schwanz!»* Jetzt nimmt der Männerbund sie, Gleichheit total, als einen der ihren auf und skandiert mehrstimmig *«Lutschen Sie meinen Schwanz»*. Selbst der Master Chief bestätigt ihr – *«Willkommen an Bord, Madam»* – zum Schluss die Wandlung zum wilden und männlichen Tier. Er legt ihr ein Gedichtbuch in den Spind, in dem GJ Jane die Zeile wieder findet, mit welcher der Chief jeden Lehrgang eröffnet: *«Ich habe nie ein wildes Tier gesehen, das Selbstmitleid empfand.»*

**«Feuerwerk spornt die Mannschaft an» –
Ein Interview mit Luca Salomon**

Luca Salomon ist Fan des FC Zürich (FCZ), begleitet seine Mannschaft überall hin und stimmt auch Gesänge an. Bevor er ein Studium beginnt, absolviert der 25-Jährige seinen Zivildienst, bei den letzten Wahlen im Jahre 2007 kandidierte er auf der Alternativen Liste für die Kantons- und Nationalratswahlen.

Wie wurden Sie FCZ-Fan?

Vor etwa zehn Jahren wollte mein kleiner Bruder zu einem Spiel des FCZ, aber weil er damals noch zu klein war, um allein zu gehen, sagte die Mutter, ich solle ihn begleiten, und hat auch mir den Eintritt bezahlt.

Weshalb sind Sie Fan des FCZ?

Mir sind Mannschaften sympathischer, die ein Versager-Image haben, und damals, in den Neunzigerjahren, spielte der FCZ noch nicht so gut. Ich besuchte auch zehn Jahre lang Eishockeyspiele von Ambri-Piotta, die haben nie etwas gewonnen. Wichtig ist die Ausstrahlung, die hat sich beim FCZ nun allerdings geändert.

Können Sie sich vorstellen, das Team zu wechseln, zum Beispiel zu GC?

Das gibt es vielleicht bei SympathisantInnen eines Vereins, die hin und wieder ein Spiel besuchen und sich sonst die Resultate im Internet anschauen, aber ich gehe regelmässig ins Stadion sowie zu Auswärtsspielen – nein, ich kann mir nicht vorstellen, den Club zu wechseln.

Ist Ihr Hobby als Fussballfan teuer?

Die Saisonkarte kostet 220 Franken, ich habe ein Generalabonnement, deshalb kostet mich ein Auswärtsspiel noch etwa zwanzig Franken Eintritt, und da ich nicht viel konsumiere, ist das billiger, als in Zürich auszugehen.

Fans trinken doch viel Bier, oder?

Nein, die meisten trinken nichts, manche kommen zum Spiel und trinken ein Bier, ein paar wenige kommen, um vor allem Bier zu trinken. Früher waren das mehr, das hat sich gebessert, vermutlich, weil es nicht mehr so einfach ist, Bier zu erhalten.

Werden die Betrunkenen aggressiv während eines Spiels?

Die Betrunkenen vergessen sich schneller; wenn sich aber einer prügeln will, macht er das, ob er getrunken hat oder nicht.



« ... Im Stadion gibt es keine Prügeleien, ausserhalb schon ... » Bild: www.suedkurve.ch

Versuchen Sie, Leute davon abzuhalten?

Im Stadion gibt es keine Prügeleien, ausserhalb schon. Mit jungen Männern, die sich prügeln wollen, spreche ich und versuche, ihnen das auszureden. Das geht aber nur bei den 16- bis 20-Jährigen, bei den Älteren hat das keinen Sinn mehr, die kann man nicht vom Prügeln abhalten.

Sie sind ein so genannter Capo, einer, der die Fans dirigiert, vorsingt und die einstudierten Choreografien lanciert – wie bereiten Sie sich auf die Spiele vor? Darüber sprechen wir nicht; alles, was die Organisation der Kurve betrifft, gehört nicht an die Öffentlichkeit, das gehört uns; das ist auch ein Selbstschutz, wir erhalten jede Woche Medienanfragen.

Im Stadion sucht ihr aber die Öffentlichkeit ...

Was die ZuschauerInnen zu sehen bekommen, ist nur ein Teil unserer Arbeit, da steckt viel mehr dahinter; wir treffen uns regelmässig, besprechen uns vor den Spielen und planen die verschiedenen Aktionen. Durch eine breite Medienpräsenz würde das möglicherweise zunichte gemacht, so wie wir das bei anderen Subkulturen gesehen haben – die Hip-Hop-Kultur beispielsweise wurde durch die Medien kaputtgemacht.

Die rassistischen Gesänge sind weitgehend aus den Fankurven verschwunden, wie steht es mit homophoben und sexistischen Gesängen?

Die gibt es bei uns nicht. Es kann schon vorkommen, dass einer etwas Sexistisches ruft, das passiert aber auch auf der Haupttribüne. Wir hatten früher eine Fanarbeiterin, und als einer zu ihr sagte, sie sei «futzdumm», antwortete sie ihm, er sei «schwanzdumm» –

seither brauchen wir nur noch dieses Wort. Es fragt sich auch, was sexistisch ist; wenn man die Mutter eines anderen als Nutte bezeichnet – ist das sexistisch oder nicht?

Ihr sprecht regelmässig mit Verantwortlichen des Vereins – was wird da angesprochen?

Die Höhe der Eintrittspreise war ein Thema oder auch die Registrierung der Personalien beim Ticket-Kauf. Der Verein wollte eine Busse in der Höhe von zehntausend Franken auf die Fans abwälzen, das liessen wir uns nicht gefallen, denn das entbehrt jeder Rechtsgrundlage.

Seit 2006 muss der Verein Fanbeauftragte stellen – wie klappt die Zusammenarbeit?

Nun ist es besser, der aktuelle Fanbeauftragte ist Geleisebauer, hat aber bei der Sicherheitsfirma des Stadions gearbeitet, deshalb hatten wir zu Beginn Vorbehalte, aber er macht seine Arbeit gut.

Was macht der Fanarbeiter konkret?

Beim letzten Heimspiel hängten wir ein Plakat gegen das Polizeigesetz auf, dann kam der Fanbeauftragte zu uns und sagte, wir sollten es abhängen, die Polizei hätte das verlangt. Wir wollten uns aber nicht reinreden lassen und hängten es erst später ab.

Das Abbrennen von Feuerwerkskörpern im Stadion ist verboten. Greift der Fanbeauftragte auch ein, wenn jemand Feuerwerk entzündet?

Nein, da hält er sich bewusst raus, weil er sonst nicht mehr akzeptiert würde, dafür sind die Sicherheitsleute zuständig.

Ist das Abbrennen nicht gefährlich?

Es geschieht relativ kontrolliert, in der ersten Reihe, dort hat es Platz, und wir wissen, wie damit umzugehen ist, wir stecken es keinem in die Haare und werfen auch nichts auf den Platz, wir dürfen kein Risiko eingehen, sonst liefern wir der Gegenseite Argumente. Beim Spiel Italien - Portugal haben die Stadionverantwortlichen selbst ein Feuerwerk im Stadion gezündet.

Was ist so toll an Feuerwerk?

Es sieht schön aus, und wir machen das schon immer, wir haben das Gefühl, Feuerwerk spornt die Mannschaft an.

Was sagen Sie zu Sitzplätzen in den Stadien?

Auf der Haupttribüne sind sie okay, bei uns in der Fankurve sind sie ein Hindernis. Dann können wir nicht mehr zirkulieren, der Austausch fehlt, wir stehen weiter auseinander und es ist schwieriger, zu singen – deshalb singen wir nie.

Welches Stadion gefällt Ihnen am besten?

Das alte Letzigrund-Stadion; ich mag auch die italienischen Stadien. Ich war auch schon in England bei einem Spiel, da ist es ganz anders, die Fans singen zwar ein paar Lieder im Sitzen, aber es kommt keine rechte Stimmung auf. Dafür wird der Konsum gefördert, die ZuschauerInnen sind eher passiv und sollen konsumieren. Meiner Ansicht nach sollten die Fans mehr mitgestalten und weniger kaufen.

Zwischen Fussballmannschaft und Frauenteam oder Die Prinz und der Ball(ack)

Fussball spielende Männer erhalten nicht nur sehr viel mehr Aufmerksamkeit als Fussballerinnen – auch ihre medialen (Selbst-)Repräsentationen sind ganz unterschiedlich. Das zeigt ein Vergleich der Websites von Birgit Prinz (Kapitänin des deutschen Frauen-Nationalteams) und Michael Ballack (Kapitän der deutschen Nationalmannschaft). In einem Artikel über Birgit Prinz werden ihre Verdienste aufgelistet (Weltmeisterin, Europameisterin, US-Meisterin usw.), und sie bedankt sich bescheiden, wenn auch nicht ganz gendergerecht, bei ihren Kolleginnen: *«Ich bin nur Teil einer Mannschaft, ohne meine Mitspielerinnen ... wäre ich nichts.»* ³⁶³

Die Stürmerin im Abendkleid

In einem Bericht über die Gala anlässlich der Verleihung des Preises für die beste Fussballerin der Welt am 19. Dezember 2005 in Zürich heisst es: *«Im Scheinwerferlicht und Blitzlichtgewitter zu stehen, war für Birgit Prinz ein Lernprozess. Ihre Abendgarderobe trug sie bei der Ehrung zur Weltfussballerin 2005 im Zürcher Opernhaus wieder einmal mit Fassung, denn «in kurzen Hosen und auf dem grünen Rasen fühle ich mich wohler». Doch beim dritten Mal fiel es leichter, sie kennt die Umgebung, das Prozedere, die Menschen. Für eine durch und durch Bodenständige wie Birgit Prinz ein unschätzbare Vorteil. Sie lächelt, sie parliert gekonnt in Englisch, ist charmant und voller Weiblichkeit.»* ³⁶⁴ Diese Passage ist bezüglich der Geschlechterzuschreibungen etwas widersprüchlich: Einerseits wird angegeben, sie fühle sich in Shorts wohler, und das stört die traditionelle Weiblichkeitskonstruktion, denn es impliziert auch, dass sie sich im Abendkleid unwohl oder zumindest weniger wohl fühlt; andererseits wird sie in eben diesem Abendkleid – obwohl sie etwas trägt, das sie nicht mag – als charmant und voller Weiblichkeit, also als ganz Frau, ganz sich selbst beschrieben. Diese Weiblichkeit ist allerdings eine aufgesetzte beziehungsweise Prinz von dem/der Autor/in zugeschriebene, weil lange schwarze Abendkleider und Edelsteinschmuck reflexartig mit Weiblichkeit assoziiert werden. Aber die Verknüpfung von Abendkleid und (biologischer) Frau ist eine kontingente, das heisst kulturell und willkürlich gesetzte. Es ist zu vermuten, dass in diesem Gala-Bericht, als Reaktion auf die der Geschlechterkonstruktion widersprechende Verknüpfung von Frau und Fussball, die Weiblichkeit der sonst nicht mit entsprechenden Accessoires und Kleidungsstücken auftretenden Fussballerin überbetont wird. An sich könnte dieser Abendkleidauftritt auch ganz anders formuliert werden, zum Beispiel so: Bei der dritten Preisverleihung zur Weltfussballerin trägt Birgit Prinz ihr Abendkleid mit routinierter Gelassenheit. Als Fussballerin



Links: ... Die Stürmerin im Abendkleid ... Bild: <http://de.fifa.com>. Rechts: ... Das ist der harte Mann, der arbeitet, Leistung bringt und Tore schießt. Punkt. ... Bild: Imagepoint

fühlt sie sich jedoch in kurzen Hosen und auf dem grünen Rasen wohler. Doch sie kennt das Prozedere und nimmt den Preis freudig entgegen.

Harte Schale, weicher Kern

Zur Prinz, die lieber Shorts als Abendkleider trägt, passt der Ballack, der, so heisst es, öffentliche Auftritte scheue und nur selten mit seiner Freundin Simone Lambe zusammen zu sehen sei: *«Bis heute meiden sie die grosse Bühne, sie wollen kein Glamourpaar sein, wagen sich selten auf den roten Teppich, wie beim «Bambi 2005», sind stets heilfroh, wenn das Schaulaufen überstanden ist.»* ³⁶⁵ Ein Foto von diesem Auftritt zeigt Ballack im Anzug mit brauner Krawatte, seine Freundin in einem Abendkleid. Während Prinz mit ihren Vorlieben gegen Geschlechterzuschreibungen verstösst, entspricht Ballack weitgehend dem Konzept «Mann»: Er ist Vater von drei Kindern und lebt schon seit über zehn Jahren mit derselben Frau zusammen. *«Heiraten werden sie bald, das sagen sie routiniert, ihr erster Sohn Louis kam 2001 auf die Welt»* ³⁶⁶, wollte es der «Stern» schon 2006 herbeischreiben, knapp zwei Jahre später ist Ballack immer noch ledig. Auf dem Platz ist er als Kämpfer bekannt; wenn es um seine Person geht, gibt er sich wortkarg. *«Da ist ein weicher, verletzlicher Kern. Den behält Michael aber für sich.»* ³⁶⁷ Das ist der harte Mann, der arbeitet, Leistung bringt und Tore schießt. Punkt. Ballack, in einer Plattenbausiedlung in Chemnitz, damals Ostdeutschland, aufgewachsen, entspricht dem Typus des Underdogs, der sich mit eigenen Beinen nach oben kämpft und sich auch durch Rückschläge – zum Beispiel Verletzungen, die ihn zu längeren Spielpausen zwingen – nicht unterkriegen lässt. Ballack, der Mann und Fussballer, hat alle Attribute, die traditionellerweise Männern zugeordnet werden. Das ist kein Zufall: Fussballstars bewegen sich in angestammtem Männerland, Profi-Fussball ist nach wie vor ein Sport in Händen und Füßen von Männern; auf dem Feld spielen Männer, über das Spiel entscheiden Männer, die Clubs verwalten Männer, und die meisten Fans im Stadion sind Männer. Doch die Bastion bröckelt.

Sie langen zu wie Männer

Frauen spielen ebenso gut Fussball wie Männer; diese Erkenntnis setzt sich, zumindest in den Medien, langsam durch. Aber noch werden Fussballerinnen am

Normalfall Fussballer und Mann gemessen: «Der Ronaldo der Frauen» ³⁶⁸ lautet die Überschrift zu einem Kurzporträt von Birgit Prinz, die das deutsche Nationalteam 2007 erneut zum Weltmeisterinnentitel führte – für sie die Krönung ihrer Karriere. Bereits mit siebzehn wurde sie Vizeweltmeisterin; mit ihrem Verein, dem Frankfurter FFC, holte sie mehrere Meisterinnen- und Cuptitel sowie 2006 den UEFA-Pokal. Von 2003 bis 2005 wählte sie die FIFA jedes Jahr zur Weltfussballerin, 2007 wurde sie Zweite. Die gelernte Physiotherapeutin, die jetzt noch Psychologie studiert, wird in einem Interview gefragt, ob die *«Fussballmannschaft der Frauen eigentlich im Kopf schneller»* sei als die der Männer. Dazu Prinz: *«Ich habe da nicht so den Vergleich, und ich suche den auch gar nicht. Ich kenne es nicht anders, dass die Spielerinnen neben dem Fussball immer etwas anderes gemacht haben.»* ³⁶⁹

Die Journalistin suggeriert, Spielerinnen seien klüger als Spieler, und Prinz kontert in ihrer trockenen Art: Fussballerinnen sind halt, Gesetz der Ökonomie, immer noch Amateurrinnen. Das zeigt sich einen Monat nach diesem Interview: Die mediale Aufmerksamkeit für die Weltmeisterinnen ist in Deutschland so gross wie noch nie. Mehr als elf Millionen schauen sich das Finalspiel am 30. Oktober 2007 an, über 50 Prozent der Leute, die an diesem Sonntagnachmittag den Fernseher einschalten, sehen, wie Prinz und Co. gegen die Brasilianerinnen 2:0 gewinnen. Vom Deutschen Fussballverband erhalten die Spielerinnen für den Gewinn des WM-Titels je 50 000 Euro, die Männer erhielten an der WM 2006 für den dritten Platz das Doppelte. *«Grosser Sieg für kleines Geld»* ³⁷⁰, kritisiert die linke «tageszeitung» (taz) diese Lohndiskriminierung einen Tag nach dem WM-Gewinn. Die taz ist die einzige Zeitung, die den paradoxen Begriff «Frauenmannschaft» nicht benutzt, «Fussballfrauen» schreibt sie, wenn es um das Team von Prinz geht. Das Boulevardblatt «Bild» titelt: *«Wir sind Weltmeisterin!»*, markiert mit der kursiven Auszeichnung das Aussergewöhnliche und lässt dann *«die grössten Machos gratulieren»* ³⁷¹. Unter ihnen der deutsche Fernsehkommentator, der beim Empfang der Weltmeisterinnen einen Tag nach dem Gewinn des Titels in China Simone Laudehr, die Torschützin zum 2:0, in Frankfurt mit den Worten begrüsst: *«Sie sind sehr gefasst und sehen sehr attraktiv aus, Kompliment.»* Dafür hätte sie eigentlich nicht nach China fahren und ein Spiel nach dem anderen gewinnen müssen. Das Eingeständnis seines Kollegen beim Finalspiel war da schon eher eine Reise wert: *«Ob es einem nun gefällt oder nicht, sie langen mittlerweile genau so zu wie die Männer.»* Lange kritisierten Fussballfachleute, Frauen könnten nicht richtig, wie die Männer also, Fussball spielen, weil sie schwächer seien und sich vor Zweikämpfen scheuten. Dieses Defizit scheint nun ausgeglichen, aber offenbar ist es für viele immer noch eine schwer erträgliche Vorstellung, dem schönen Geschlecht bei dem zuzuschauen, was Männer ausmacht – dem Kampf. Nicht für Alice Schwarzer, die Ikone des deutschen Feminismus, ihr bedeuten die Weltmeisterinnen fast so viel wie die Kanzlerin: *«Der Ermutigungsfaktor – Frau*

kann das! – ist unschätzbar hoch.» 372 Mit dem WM-Titel werden die deutschen Fussballerinnen über die Landesgrenzen hinaus bekannt, Mädchen-Fussball ist so populär wie noch nie, in den Fankurven stehen immer mehr Frauen beziehungsweise Mädchen, und beim FC Basel beispielsweise kaufen Frauen bereits die Hälfte der Jahreskarten. Im Internet ist nicht wirklich eruierbar, welches biologische Geschlecht sich hinter den Einträgen in Foren und Gästebüchern verbirgt, aufgrund der Namen – das zeigt ein Blick in Forum und Gästebuch von Prinz und Ballack – hat die Zahl der weiblichen Chatterinnen allerdings deutlich zugenommen.

Fans zwischen Stürmerin und Stürmer

Fans identifizieren sich mit Club und Spieler. Als im November 2005 erste Gerüchte auftauchen, Michael Ballack werde den FC Bayern verlassen und nach London ziehen, protestieren im Netz viele dagegen.

«oh gott, ihr seid doch alle so lächerlich. sagt mir 2 gründe, warum balle bei bayern bleiben sollte? ich kann euch keinen einzigen nennen. denkt ihr, weil er gut aussieht, weil er tore schießt? weil er der tollste, beste ist? mann, leute macht doch mal die augen auf. ihr habt doch alle null peil von fussball. allein die tatsache, dass viele von euch sicher den verein wechseln, wenn balle geht, ist der hammer, ihr seid doch alle nur erfolgfans, das merkt man schon daran, weil ihr ballefans seid. [...] Er spielt doch nur gut, wenn er den adler auf der brust trägt. balle, du sau, zurück zum tsv. Pamu» 373

Der oder die Schreibende beschimpft Ballack auf dessen eigener Website, also in einem Ballack-freundlichen Umfeld; gerade die Fans, die Ballack die Treue halten, bis sein Wechsel zu Chelsea immer wahrscheinlicher wird, fühlen sich im Stich gelassen, als würden sie von einem Liebhaber verlassen.

«Hey ... Ach Michi, kannst du dich jetzt nicht einfach entscheiden??? Und zwar für den geilsten, besten, coolsten ... Verein der Welt, den FC Bayern München. Du bist doch hier eigentlich sauglücklich oder??? Komm, das kannst du nicht bestreiten, der Starnbergersee soll sehr schön sein, was ich auf Fotos gesehen habe. Und deine ganze Familie fühlt sich da doch wohl. Und schau mal, wenn du in England wohnst, dann kannst du deine Eltern gar nicht mehr so oft besuchen [...] Chelsea ist, glaub ich, nicht das richtige. Überlegs dir BITTE BITTE nochmal gründlich und denk dann auch nochmal, dass deine 3 sweeten Söhne dann wahrscheinlich auch noch English lernen müssen. Ich werde trotzdem immer ein Fan von dir bleiben, aber dich natürlich auch megadoll vermissen, unbeschreiblich doll. Ich kann das irgendwie nicht glauben, dass du nächste Saison wahrscheinlich auf einmal in England kickst. Das ist sooo weit weg. Deine Fans werden aber immer hinter dir stehen!!! BYE BYE hdsmdl deine Julia»

«Hallo Michael, dieses ständige hin und her um deine Person ist für viele, auch für mich, nicht mehr zu ertragen. Ich bin von ganzem Herzen Fan des FCB. Mir würde der Gedanke schon gefallen, wenn du bei uns bleiben würdest. Dass dich einige Fans jetzt

ausbuhnen, ist aber auch nicht verwundernswert. Die Presse berichtet ständig über den geldgeilen Ballack. Ich glaube nicht, dass das so ist. Man hört immer wieder, dass es dir am Starnberger See gut gefällt. Und dass sich vor allem auch deine Familie dort wohl fühlt. Das ist meiner Meinung nach wichtiger als das ganze Geld, das dir irgendwelche Vereine bieten. Bei Bayern bist du der grosse und herausragende Spieler. [...] Wir werden jede Entscheidung respektieren. Aber DIE HOFFNUNG stirbt ja bekanntlich zuletzt. Geld kannst du in München auch verdienen. Und zwar viel mehr als so mancher Normalsterbliche wie ich (13 Euro die Stunde). Wir mögen dich. Überleg's dir. Mit den besten Grüßen, dein Andy» 374

Die GästebuchbesucherInnen protestieren gegen Ballacks offensichtlich bevorstehenden Wechsel zu Chelsea und bringen diesen mit ihren eigenen Lebensumständen beziehungsweise -vorstellungen in Verbindung. Englisch lernen zu müssen, wie die Söhne Ballacks, wäre für Julia Grund genug, um nicht nach England umzuziehen. Sie hofft, Ballack mit diesem Argument überzeugen zu können, Bayern (und ihr) treu zu bleiben, auch wenn er in Deutschland nicht ganz so viel verdiene wie im Mutterland des Fussballs. (Wer glaubt, diese Sprachfigur befreie den Fussball in seinem Ursprung von jeglicher Männlichkeitskonstruktion, übersieht, dass Letztere ja gerade in der Abgrenzung von Herkunft und Geburtsstätte, vom Mutterland, und der Hinwendung zum Mann besteht, der am Ende bereit ist, fürs Vaterland zu sterben.) Die zitierten Beispiele zeigen, wie die Fans ihren Alltag mit demjenigen von Ballack verknüpfen, als gehörten sie zu seinem FreundInnenkreis; sie geben ihm Ratschläge, die auf eigenen Lebenserfahrungen beruhen, die sie, umgekehrt, durch (Über-)Identifikation mit ihrem Vorbild, dem Fussballer oder der Fussballerin, erweitern. So «dein Edelfan», der sich am 4. Januar 2006 bei Birgit Prinz einträgt:

«Birgit, ich wünsche Dir für 2006 viele Siege. SIEG, immer mit Blick auf das schöne Foto oben: Sportlich, Intelligent, Erfolgreich, Genial. Wenn es Dich nicht gäbe, müsstest Du erfunden werden. Lass es auch dieses Jahr wieder richtig krachen.» 375

Es krachen zu lassen, meint normalerweise, Fun haben, heftig, mit viel Alkohol feiern und wird in traditionellen Zuschreibungsmustern eher von Männern erwartet; mit der gegenüber und von Frauen selten verwendeten Formulierung ist in obigem Kontext aber offensichtlich gemeint, Prinz solle möglichst viele Tore schießen. In den meisten Einträgen in Birgit Prinz' Gästebuch spiegelt sich hohe Identifikation mit der Starfussballerin, zum Beispiel bei Larissa und Tatjana:

«Birgit Prinz, du bist mein grösstes Idol. Wenn es dich nicht geben würde, würde ich gar nicht mehr Fussball spielen. Immer wenns bergab ging, musste ich daran denken, wie du dich hochrappelst und weiterspielst. Das bewundere ich an dir, ich gucke jedes Deutschlandspiel von dir. Es gibt bald Konkurrenz für dich, irgendwann schaff ich es zu dir in die Nationalmannschaft, und dann spielen wir zusammen und schießen die Tore zusammen.» 376

«Liebe Birgit, erstmal bist du total cool! Könntest DU meinen grössten Wunsch erfüllen? Sicherlich weisst du, wie ich mit dem Talentsucher des 1. FFC in Verbindung komme. Ich möchte suuuuper gerne für den 1. FFC spielen. Ich hoffe *daumendrück* du kannst mir helfen. Wenn ja, dann schicke doch mal einen Talentsucher vom 1. FFC am 11. März 06 nach Stadtallendorf (Landkreis Marburg-Biedenkopf) in die Bärenbachhalle. Ich hoffe es. Deine Larissa» 377

Tatjana und Larissa möchten sein wie die Prinz, die Gegnerinnen umdruppeln wie sie und am liebsten gemeinsam mit der Bewunderten über den Rasen stürmen. Sie orientieren sich an einer Frau, die Fussball spielt, und nehmen die Konsequenzen einer dem eigenen Geschlecht fremden Fussballerinnenkarriere in Kauf. An sich könnte Prinz auch Vorbild für Knaben, Ballack Idol für Mädchen sein – das Spiel ist immer dasselbe, Ball und Regeln haben kein Geschlecht, Hormone und Gene sind für die Eignung als fussballerisches Identifikationsobjekt irrelevant. Mädchen haben denn auch durchaus männliche Vorbilder, Knaben aber suchen sich ihre Ideale nicht in Frauenteam, das verbietet die Geschlechterkonstruktion, die sich als unsichtbare Barriere zwischen Fussballer und Fussballerin schiebt. Das zeigt auch ein Vergleich der Gästebücher von Prinz und Ballack: Bei Ballack finden sich viele Mädchen oder junge Frauen, für die der Kapitän der deutschen Nationalmannschaft Traumprinz oder/und Fussballgott ist; Knaben oder junge Männer sind auf Prinz' Fanpage nur sehr selten anzutreffen, und als Vorbild scheint die dreifache Weltfussballerin selbst ihnen nicht geeignet.

Ann-Sophie, Prinz-Fan – Ein Interview

Die 15-jährige Schülerin und aktive Fussballerin Ann-Sophie schreibt regelmässig bei Prinz und tauscht auf der Fanpage die letzten Resultate ihres Teams mit anderen Gästebuchbesucherinnen aus. Sie selbst spielt jeden Tag Fussball – im Training oder in einem Spiel.

Seit wann spielst du Fussball?

Ich interessiere mich seit über fünf Jahren für Fussball, habe aber schon seit der Grundschule mit Jungs im Pausenhof gekickt.

Wie kam es dazu?

Der Sport ist für mich einfach was ganz Besonderes! Ich konnte einfach immer den Jungs was beweisen. Dann hat mich ein Vater von einem Jungen angesprochen, ob ich nicht anfangen wolle, Fussball zu spielen, aber ich wollte nicht bei Jungs spielen, sondern in einer Mädchenmannschaft.

Und wo spielst du jetzt?

Seit drei Jahren spiele ich jetzt in einer B-Juniorinnenmannschaft in der Nähe von Würzburg.

Was gefällt dir an Birgit Prinz?

Sie ist für mich eine hervorragende Spielerin, zu Recht Weltfussballerin des Jahres. Das muss man erst mal schaffen!

Findest du Birgit Prinz eine typische Frau?

Klar ist sie eine typische Frau. Meiner Meinung ist da die Sportart nicht entscheidend, wie weiblich jemand ist. Es ist doch egal, ob jemand Korbball oder Fussball spielt. Wir befinden uns im 21. Jahrhundert, da müsste die Gleichstellung der Frau eigentlich kein Problem sein!

Gibt es einen Unterschied zwischen Fussballerinnen und Fussballern?

Die Frauen spielen taktisch besser, da sieht man während des Spiels noch richtige Spielzüge. Bei den Männern ist das Spiel schneller, und es wird häufiger beziehungsweise härter in den Zweikampf gegangen.

Ist Birgit Prinz ein Vorbild für dich?

Sie spielt zwar nicht auf meiner Position, trotzdem kann ich mir als Verteidigerin einiges an Tricks bei ihr abschauen, und ich habe eine Riesenachtung vor ihr.

Hast du auch andere Fussballvorbilder?

Ja, Nationalverteidiger Arne Friedrich. Er ist mein grosses Vorbild, und ich hoffe, er macht seine Sache gut bei der WM im eigenen Land.

Interessierst du dich auch für Männerfussball?

Um ehrlich zu sein – viel mehr als für Frauenfussball. Man hat einfach mehr Möglichkeiten, die Bundesliga zu verfolgen. Bei den Frauen wird ja nicht mal die Bundesliga übertragen. Das find' ich, ehrlich gesagt, nicht so gut, man sollte den Frauenfussball viel mehr unterstützen und fördern.

Worin unterscheiden sich Ballack und Prinz?

Ballack verdient viel mehr (meiner Meinung nach zu viel) als Birgit Prinz. Ballack ist Profifussballer, Birgit Prinz nur Amateurin, das heisst, sie arbeitet nebenbei noch als Physiotherapeutin. Ballack hat keinen WM-Titel – Birgit Prinz schon. Aber beide sind gute Fussballer! Meiner Meinung nach ist Birgit Prinz aber besser!

Wie oft schaust du dir Fussball an?

Ziemlich oft. Jedes Spiel der deutschen Nationalmannschaft und jeden Bundesligaspieltag der Männer, bei den Frauen nur die Nationalmannschaft.

Obwohl sie weiss, dass es die typische Frau nicht gibt, sondern nur das den Frauen als typisch weiblich zugeschriebene, besteht Ann-Sophie darauf, Birgit Prinz sei eine typische Frau, weil sie sich Vorbild und Fussballerin nicht als Variante von Frau nehmen lassen will. Prinz bleibt in dieser Sicht eine typische Frau, unabhängig davon, wie weiblich sie ist; Prinz bleibt Frau, obwohl sie die herrschenden Zuschreibungen nicht oder nur teilweise erfüllt. Der Ausdruck «typisch» ist letztlich nichtssagend, da er auf unterschiedliche, ja beliebige Weise mit Bedeutung gefüllt werden kann – für die einen ist eine typische Frau die Frau, die sie an ihre Mutter erinnert, andere definieren die typische Frau mit den Attributen schön-blond-sexy, und für Ann-Sophie ist Birgit Prinz eine typische Frau, und die fühlt sich in kurzen Hosen wohler als im Abendkleid.

Zwischen Frauen und Frauen – Ein Streit im Gästebuch von Michael Ballack 37⁸

Im Gästebuch von Ballack wird auch gestritten, und zwar nicht nur über Fussball, sondern auch über Geschlechtervorstellungen und Frauenbilder, zum Beispiel zwischen Kathl90, Cori und Ballackfan15w:

«Kathl 90 – 21.3.2006/12:29 – Beitrag 4135 von 4230: 37⁹

©Ballackfan15w: *Er ist ein «Verräter», weil er den Verein hinhält. Im September sagt er: «Ende November geb ich Bescheid!» Dann war doch nichts. Dann sagt Ballack: «Im Januar sage ich es!» Im Januar? War da was? Dann heisst es wieder: «Anfang März!» So, jetzt ist der 21. März. Und hat er endlich schon was gesagt? NEIN! Nur sein Berater sagt mal dies, mal das. [...] So, noch ein Wort zu denen, die den Verein wechseln, nur wegen eines Spielers. Interessiert euch eigentlich der Sport Fussball oder nur der Spieler? Was interessiert euch am Spieler? Seine LEISTUNG oder nur sein AUSSEHEN? Wegen euch «Tussis», die nur auf das Aussehen achten, die Spieler süss finden und dann im Stadion sitzen und gestylt sind, als würden sie in die Disco gehen, statt zum Fussball, werden weibliche Fussballfans immer verarscht. Und wegen euch bekommt ein richtiger Fussballfan keine Karte, weil ihr im Stadion rumhockt und Schaum vorm Mund habt, nur weil ihr den Spieler sehen wollt und keine Ahnung habt vom Fussball.»*

«Cori – 21.3.2006/14:11 – Beitrag 4137 von 4230: 38⁰

Kathl: *ich finde, du übertreibst es hier ganz gewaltig!!! ich bin weder ein kleiner teenie noch irgendeine tussi, die keine ahnung vom fussball hat. ich weiss, dass ne frau es echt schwer hat, ernstgenommen zu werden, aber wenn ich durch mein wissen überzeuge, ist es doch echt scheissegal, ob ich finde, dass ballack gut aussieht oder net!!! ja, ich finde, er sieht gut aus, na und!?! bin ich deshalb ein schlechter fan??? das glaub ich wohl kaum! nur falls es dich interessiert, ich hab selbst ein paar jahre fussball gespielt ... stell dir vor, ich als tussi, die ja nur augen für die hübschen spieler hat, weiss sogar, was abseits ist!!!!*

und jetzt kommt der hammer, ich guck sogar ein spiel, selbst wenn ballack nicht mitspielt ... kaum zu glauben, aber wahr!!!! hör auf, über leute zu urteilen, die du nicht kennst ...ach ja, und noch was: wenn man keine ahnung hat, einfach mal die fresse halten!!!!»

«Ballackfan15w – 21.3.2006/14:24 – Beitrag 4139 von 4230: 38¹

*Kathl90, hast du auch schon gehört, dass Bayern-Balle gar kein Vertrag mehr machen lässt??? Nein? Dann musste mal Fernsehen schauen. Wir sind keine Tussis. Und wir schauen auch nicht Fussball, weil uns die Spieler gefallen, wir schauen Fussball, weil es ein geiler Sport ist und bei dem man lernen kann, was das Wort Gemeinschaft bedeutet. Das weisst du ja leider auch mal wieder nicht. Sonst würdest du nicht so Sachen schreiben ... Naja, du bist mir auf gut Deutsch gesagt so sch**** egal und deine Meinung auch!!! Wir als Fans hören nicht auf solche wie euch, die meinen, sie müssten uns fertig machen oder müssten versuchen, uns umzustimmen. Wir hören auf unser Herz und ihr könnt daran nichts ändern!!!!»*

Kathl90 unterscheidet zwischen «Tussis» und «richtigen Fussballfans», den «Tussis» schiebt sie die Schuld zu, dass Frauen als Fussballfans nicht ernst genommen würden, sie erliegt so selbst traditionellen Geschlechtervorurteilen, mit denen Frauen qualifiziert und disqualifiziert werden – wer sich schminkt und am Mann im Fussballer Gefallen findet, versteht in ihrer Konstruktion nichts von Fussball. Sie schreibt die männliche Besetzung des Stadions fort, statt Seite an Seite mit Tussis dafür zu kämpfen, dass Frauen mit und ohne Lidschatten auf und neben dem Fussballplatz als Gleiche ins Spiel kommen. Ihre Kritik an Frauen, die traditionellen Weiblichkeitsvorstellungen entsprechen, provoziert Cori, die sich, auch wenn ihr Ballack gefällt, nicht als «Tussi» abqualifizieren lassen will und darauf verweist, dass sie auch selbst Fussball gespielt habe. Damit macht sie deutlich, dass Weiblichkeitsvorstellungen in der einen oder der anderen Richtung dekonstruiert werden können und müssen: Frauen können Fussball spielen, und Frauen können sich schminken – entweder das eine oder das andere, beides zusammen oder auch keins von beiden.

Kathl90, Bayern-Fan – Ein Interview

Die 1984 geborene Kathl90 heisst eigentlich Kathrin, ist Sozialpflegerin und wohnt in Weiden in der Oberpfalz. Fussball liegt bei Kathrin in der Familie – alle spiel(t)en und schauen sich gerne Fussball an; entsprechend sozialisiert, interessiert sie sich seit ihrer Kindheit für Fussball, spielt auch selbst hie und da. Mit zehn besuchte sie zum ersten Mal das Münchner Olympiastadion, seither ist sie Anhängerin von Bayern München, «von ganzem Herzen», wie sie schreibt. Zwei- bis dreimal pro Saison besucht sie ein Spiel der Bayern, daneben sympathisiert sie mit ihrem Heimatverein, dessen Spiele sie sich häufiger anschaut.

Was genau verstehst du unter einer Tussi?

Übertrieben geschminkt (schichtenweise Make-up), angezogen wie der letzte Heuler und nichts in der Birne. Oder auch Angeberei. Das kommt auf die Situation/Frau an.

Frauen wird oft nachgesagt, sie hätten keine Ahnung von Fussball und wüssten nicht einmal, was die Abseitsregel ist. Kannst du das bestätigen?

Wenn sich eine Frau überhaupt nicht für Fussball interessiert, dann kann das ja egal sein. Es gibt auch Männer, die Fussball scheisse finden. Aber wenn eine Frau behauptet, voll der Fan zu sein usw. und sich dann mit den Regeln nicht auskennt, na ja, dann weiss ich auch nicht ganz, ob das nicht die falsche Sportart ist für die Dame.

Werden Frauen lächerlich gemacht, wenn sie ins Stadion gehen?

Wenn sie wirkliche Fans sind und mit dem Verein durch alle Tiefs und Hochs gehen und nicht nur wegen eines Spielers ins Stadion rennen, dann nicht.

Nehmen männliche Fans Frauen ernst?

Sicher, ausser die Frauen fragen ständig: «Warum hebt der jetzt die Fahne, warum ...?»

Was schätzt du, wie viele der weiblichen Fans sind «echte»?

Einige, die älteren sind schliesslich nicht mehr so kindisch und kreischen einem Spieler nach.

Und Männer, verstehen die immer etwas von Fussball, wenn sie im Stadion sind?

Wenn es wirkliche Fans sind – ja!

Gehen auch Männer nur wegen eines Spielers ins Stadion?

Wenn, dann ist das bestimmt nur zweitrangig, im Vordergrund steht doch der Sport.

Was gefällt dir (nicht) an Michael Ballack?

Ich bin kein Fan von Ballack, ich war schon nicht begeistert, als er von Leverkusen zu uns gekommen ist, seine Leistung baut sich seit der WM 2002 stetig ab, er macht gute Kopfballtore, aber sonst kann er mich nicht überzeugen. Wenn ich mir zum Beispiel einen Mehmet Scholl anschau, da erkennt man, wenn er auf dem Feld ist: Er will gewinnen, er hat Spass am Fussball, und so bewegt er sich auch, meist ist er noch beweglicher als jüngere Spieler.

Was hältst du von Birgit Prinz?

Sie ist eine sehr gute Fussballerin, man kann sie nicht mit Ballack vergleichen, sie hat einen anderen Stil.

Interessierst du dich auch für Frauenfußball?

Es ist eine Abwechslung zum Männerfußball, die Frauen haben einen anderen Stil, und es ist interessant.

Kathrin unterscheidet zwischen echten Fans und Tussis. Sie selbst bezeichnet sie als echten Fan, sie versteht etwas von Fußball und wird deshalb auch von den anderen Fans ernst genommen. Sie stört sich an den Frauen, die ins Fußballstadion gehen, um einen Spieler zu sehen, weil er (und nicht das Fußballspiel) ihnen gefällt. Dass ein Mann nur wegen eines Spielers zum Match kommen könnte, ist für sie, heteronormative Schranke, unvorstellbar. Dass andere Frauen im Stadion sexistische Sprüche hinnehmen müssen, toleriert sie mit der Begründung, diese Frauen verstünden nichts von Fußball, kämen geschminkt zum Spiel und hätten *«nichts in der Birne»*, eine Zuschreibung, die an Blondinenwitze (blond, schön, blöd) erinnert und nur für Frauen existiert. Kathrin schlägt sich in der Geschlechterstruktur des Stadions auf die hegemoniale, das heisst die Männerseite, übernimmt die entsprechende sexistische Terminologie und die damit verbundenen Weiblichkeits- beziehungsweise Männlichkeitsvorstellungen. Frauen, die sich die im entsprechenden Kontext hegemonialen Männlichkeitsmuster aneignen, um Erfolg zu haben, gab und gibt es immer noch – die prominenteste war vermutlich Margaret Thatcher, die *«eiserne Lady»*.

Frauen am Ball

Auch die inzwischen feministisch aktiv gewordene Autorin kann und will nicht vom Fussball lassen, nicht nur aus sportlichem Interesse – sie will den Herren diese bedeutende und traditionellerweise männliche Domäne nicht einfach überlassen. Sie findet denn auch andere Frauen, die sie zu den Spielen begleiten und sich in der Pause, ganz dem Klischee des männlichen Fussballfans entsprechend, an Bratwurst mit Bier gütlich tun, so wie Regierungsrätinnen und Staatsanwälte. Immer mehr Frauen sind an Fussballspielen anzutreffen, Mädchen spielen auch schon mal in gemischten Teams, und Spiele von Frauentteams werden neuerdings im Fernsehen übertragen. Allerdings nur im Ausland, der Schweizer Frauenfussball steckt noch in den Damenschuhen und findet weitgehend ohne mediale Beachtung statt. Wie andere gesellschaftliche Bereiche werden auch Fussballfelder erst nach und nach von Frauen erobert, obwohl es gute Gründe für die Freude am Spiel mit dem runden Leder gibt: *«Das noch nicht geborene Kind kickt im Bauch der Mutter und sagt, es wolle Fussballer oder Fussballerin werden. Der Ball ist rund wie der Erdball und wie die Erde immer in Bewegung. Die Zielsetzung ist klar»* ³⁸², sagt Sepp Blatter, der es als Präsident des Weltfussballverbandes FIFA wissen muss. Trotzdem haben die fussballbegeisterten Frauen bis 1970 warten müssen, bis die ersten Fussballweltmeisterschaften für Frauen stattfanden, sexistische Kommentare inklusive: *«Unsere Elf [ist] immer bemüht»,* schrieb etwa der Reporter der «Münchner Abendzeitung», *«bei hohen Scharfschüssen den Busen aus der Schussbahn zu bringen. Besonders Helga Walluga spielt so, um unversehrt in den Stand der Ehe zurückzukehren.»* ³⁸³ Mittlerweile haben sich die ReporterInnen mit der Kombination Frauen und Fussball angefreundet, insbesondere in Deutschland geniessen die (allerdings auch äusserst erfolgreichen) Fussballerinnen zunehmend grössere Beachtung. *«Der Qualitätssprung der letzten Jahre»,* schreibt Klaus Theweleit in seinem Buch «Fussball als Realitätsmodell», *«ist beachtlich. Wäre der Frauenfussball ein Gradmesser für politische oder wirtschaftliche Entwicklungen, Deutschland wäre das Aufschwungsland, wie es sich die Politiker in Tagträumen wünschen.»* ³⁸⁴ Wurden Frauen früher an internationalen Turnieren, zum Beispiel an der WM in den USA 1999, von der Fachpresse belächelt, weil ihre Spielqualitäten noch verbesserungswürdig waren, werden sie heute in den Medien mit Respekt behandelt, auch wenn sie (noch) nicht auf dieselbe Medienpräsenz und -beachtung wie ihre männlichen Kollegen zählen können. *«Es wird noch geraume Zeit dauern»,* heisst es in der «Weltwoche» vom 21. September 2000, *«bis Frauen bei Real Madrid Fussball spielen ... Aber der Mythos vom schwachen Geschlecht ist entzaubert. Vielleicht ist die Zukunft des Sports doch weiblich.»* Allerdings, auch wenn immer mehr Mädchen und Frauen Fussball spielen – Fussballerinnen werden noch immer ganz anders wahr- und

weniger ernst genommen als Fussballer. Die Dekonstruktion des Geschlechts auf dem Fussballfeld, sowohl die Sichtbarmachung als auch die Überwindung der Vergeschlechtlichung, scheint noch in weiter Ferne.

Der Fussball spiegelt gesellschaftliche und damit auch Geschlechter-Normen. Lange durften Frauen nicht Fussball spielen, obwohl die Ärztin Alice Profé als Mitglied des Frauenausschusses im «Deutschen Reichsausschuss für Leibesübungen» bereits 1928 festhielt: *«Die heute als sicher festgestellten sexuellen Unterschiede im Körperbau sind so geringfügig, dass sie eine verschiedene Art von Leibesübungen nicht rechtfertigen.»* ³⁸⁵ Trotzdem blieben die Frauen noch lange vom grünen Rasen ausgesperrt. Immerhin, ab 1970 durften die Eidgenossinnen in der Schweizerischen Damenfussball-Liga (DSFL) Fussball spielen, sogar noch ein Jahr, bevor sie das Stimm- und Wahlrecht erhielten. Die deutschen Frauen mussten bis 1982 auf ihr erstes Spiel im Nationaldress warten – sie gewannen 5:1, gegen die Schweizerinnen. Als die Deutschen 1989 Europameisterinnen wurden, erhielt jede Spielerin einen Kaffeeservice als Prämie, so wie Mädchen früher zu Weihnachten oder Geburtstag Tafelsilber und Suppenteller für die Aussteuer geschenkt bekamen. Selbst neben dem Platz war Fussball bis gegen Ende des 20. Jahrhunderts ein ausgesprochener Männersport. *«Möglicherweise hätte ein neunjähriges Mädchen in den neunziger Jahren das Gefühl»,* so Nick Hornby, *«dass sie genau die gleiche Berechtigung hat, zu einem Spiel zu gehen wie wir damals. Doch 1969 war das in unserer Stadt keine sonderlich geläufige Idee, und meine Schwester musste mit ihrer Mutter und ihren Puppen zu Hause bleiben.»* ³⁸⁶ Lange wurde Frauen – mit Hinweisen auf ihre körperlichen Schwächen und abenteuerlichsten Begründungen – der Zugang zum aktiven Sport ganz generell verwehrt. Im 19. Jahrhundert beispielsweise empfahl der Mediziner Thomas Emmet jungen Frauen, *«das Jahr vor und zwei Jahre nach der Pubertät ruhend [zu] verbringen»* ³⁸⁷, da bei übertriebener sportlicher Betätigung die Genitalorgane zu verkümmern drohten. Knapp hundert Jahre später war es den Frauen zwar erlaubt, sich sportlich zu betätigen, aber nicht in jeder Sportart: *«Die Kraft fehlt und wird in solchen Situationen immer fehlen»,* kommentierte der damalige Vorturner von SF DRS Jack Günthard ein Länderspiel der Schweizer Fussballerinnen 1974, *«weil die Mädchen kaum so hart trainieren können, um dieses Manko wettmachen zu können. Es sei denn auf Kosten des Verlustes der weiblichen Ästhetik.»* ³⁸⁸ Und die ist engen Grenzen unterworfen, sonst macht schnell das böse Wort vom Mannweib die Runde.

Niemand käme bei den Männern auf die Idee, die unterschiedlichen und meist bestimmten Nationen zugeschriebenen Spielweisen – brasilianische Verspielt-heit, englische Härte, italienische Defensive, deutsche Disziplin – als besser oder schlechter zu werten, der Frauenfussball aber wurde und wird noch immer als qualitativ zweitrangig eingestuft. Diese Abwertung beziehungsweise frühere

Ausgrenzung des Frauenfussballs ist systembedingt: Fussballer, Schiedsrichter, Funktionäre und Fans bilden Männerbünde, in denen jede Frau als Ebenbürtige zur Bedrohung wird. Befragt, ob er den zwanzigjährigen Spieler Raul Bobadilla besitze oder nicht, gibt Heinz Spross, Finanzchef bei den Zürcher Grasshoppers, eine Antwort, die tief in die Fussballerseele blicken lässt: *«Zusammen mit einem Drittinvestor besitzen wir die Rechte an Bobadilla. Aber der Spieler gehört mir nicht ... Man kann sowieso nicht sagen, ein Spieler gehöre einem. Mir gehört höchstens meine Frau.»* ³⁸⁹ Während er, vermutlich aus Angst, den Männerbund Fussball mit banaler ökonomischer Terminologie zu entzaubern, davor zurückschreckt, in Zusammenhang mit dem Mann und Fussballer die Sprache der Sklaverei zu übernehmen – schliesslich ist es gang und gäbe, dass Investoren ganze Clubs oder einzelne Spieler übernehmen –, hat er keinerlei Bedenken, seine Frau als Besitz zu definieren.

Immerhin: *«Der Frauenfussball nähert sich langsam der Anerkennung»* ³⁹⁰, schreibt das «St. Galler Tagblatt» im Frühling 2007, das heisst der Gleichheit in Differenz. Anders als in Politik/Wirtschaft/Militär gibt es für Frauen im Fussball und in den meisten anderen Sportarten (Reiten macht da eine Ausnahme) nur Gleichberechtigung in Parallelwelten. Aber selbst da ist der Weg zur tatsächlichen Gleichheit, von der Anerkennung zur Akzeptanz noch weit. 2007 erteilt der Schweizerische Fussballverband (SFV) die zwanzigtausendste Lizenz für ein Mädchen, Fussball boomt bei den Kleinen und ist mittlerweile zur beliebtesten Sportart avanciert. Dass kleine Mädchen Fussball spielen, gehört also mittlerweile zum Alltag; trotzdem haben Fussball spielende Frauen immer noch wenig Kredit. Das bestätigt auch Martin Zraggen, Trainer des Frauenfussballclubs Seebach und Cup-Sieger 2007: *«Der Frauenfussball wird allgemein zu wenig akzeptiert in der Bevölkerung, da Fussball nach wie vor als Männersport gilt. Dies ist unter anderem auch der Grund, weshalb es an Sponsoren und Geld mangelt.»* ³⁹¹ Für die Fussballerinnen bedeutet das, sie sind neben dem Sport auf eine Erwerbstätigkeit angewiesen, denn: *«Weder gibt es eine Entschädigung für Arbeitsausfall noch ein Taggeld für die Zeit mit der Auswahl, wie es die Männer neben ihren Spitzensalären erhalten»* ³⁹², erklärt Béatrice von Siebenthal, die Trainerin des Frauennationalteams. Viele Spielerinnen geraten so an ihre Belastungsgrenzen. *«Vier Trainings pro Woche nach Feierabend, Match am Wochenende, für Trainingslager oder Auswärtsspiele müssen Ferien eingezogen werden.»* Das Männerfussballteam wird seit Jahren vom gleichen Sponsor unterstützt – einer Schweizer Grossbank. Béatrice von Siebenthal und ihr Team atmeten auf, als die Swisscom als Hauptsponsorin des Frauenteam einstieg. *«Wir sind davon überzeugt, dass Frauenfussball in der Schweiz Zukunft hat»*, schrieb der neue Sponsor im Matchprogramm zum Spiel Schweiz - Russland am 1. September 2005. Die Überzeugung war von kurzer Dauer: Mitte 2007 zog sich die Swisscom bereits wieder zurück, um sich ganz

auf die Europameisterschaft der Männer 2008 konzentrieren zu können, wie es bei der Telekommunikationsfirma hiess – finanziell sicher lukrativer, als Frauenteams zu sponsern, die kaum ZuschauerInnen und nur wenig Medienpräsenz haben. Ohne ZuschauerInnen keine Medien – ohne Medien keine Sponsoren – ohne Sponsoren kein Geld – die Mathematik gilt auch im Fussball.

ZuschauerInnen werden mit attraktiven Spielen ins Stadion gelockt. Das weiss auch der Schweizer Fussballverband (SFV), deshalb tragen die Frauen ihren Cupfinal seit 2001 vor demjenigen der Männer aus, so können sie in den grössten Schweizer Stadien Bern beziehungsweise Basel spielen, und die Stimmung im Stadion ist gut - bis 2008: Da teilt der SFV mit, der Cupfinal der Frauen zwischen dem FFC Schwerzenbach und dem FFC Bern werde auf später verschoben. Begründung: *«Die prekären Wetteraussichten und der schlechte Zustand des Terrains im St. Jakob-Park haben leider nun die Verantwortlichen frühzeitig gezwungen, den Frauen-Cupfinal zu verschieben, um eine reguläre Durchführung des Männer-Endspiels zu garantieren.»* ³⁹³ Für diesen Entscheid Druck gemacht, habe Christian Gross, vermutet der «Blick» und zitiert den Basler Trainer: *«Ich hoffe, die Damen sind nicht arg enttäuscht. Aber wir müssen der Qualität des Platzes Sorge tragen.»* ³⁹⁴ Dass Gross die Frauen lieber nicht auf «seinem» Platz spielen sieht, mag ja noch angehen, zumal der FCB nicht in Höchstform ist und der Trainer alles unternehmen muss, um den Spielern einen Sieg zu ermöglichen, aber wenn das Terrain in einem derart schlechten Zustand ist, hätte der SFV doch auch die Möglichkeit gehabt, in ein anderes Stadion auszuweichen, schliesslich werden während des Cupfinals keine Super-Ligue-Spiele ausgetragen. Der SFV betont zwar immer wieder, wie wichtig ihm die Förderung der Frauen im Fussball sei, solche Massnahmen allerdings machen diese Aussagen unglaubwürdig. Zweifel am geäusserten Willen des SFV, den Frauenfussball zu unterstützen, formuliert nach der Verschiebung des Cupfinals auch Sportchef Walter de Gregorio im «Blick»: *«Man kann den Frauenfussball als Tussi-Gekicke abtun und - wie grosse Denker unserer Welt wöchentlich predigen - die Frauen an den Herd zurückbinden. Dann soll man aber ... die Eier haben, dies auch so zu sagen.»* ³⁹⁵

Für Mädchen sowie Frauen war und ist es zum Teil noch heute ein Bruch mit sozialen Normen, wenn sie Fussball spiel(t)en; absichtlich oder unabsichtlich stören sie durch ihre sportliche Betätigung das Bild der sanften und helfenden Frau. Fussballerinnen sind Kämpferinnen, rennen in Shorts/Trikot/Noppenschuhen über den Platz und weichen auch dem in diesem Kontext männlich konnotierten Körperkontakt nicht aus. Durch ihr Spiel dekonstruieren die Fussballerinnen der Neunzigerjahre die vorherrschenden Vorstellungen über Fussball spielende Frauen, stellen die Geschlechterdifferenz und damit die Voraussetzung in Frage, dass Frauen wegen ihres biologischen Geschlechts nicht geeignet seien, Fussball zu spielen. *«Die Begriffe <Körper> und <Materialität> einer dekonstruktiven Kritik*

unterziehen», schreibt Judith Butler, *«heisst nicht, sie zu verneinen oder abzulehnen. Vielmehr beinhaltet die Konstruktion dieser Begriffe, dass man sie weiterhin verwendet, sie wiederholt, subversiv wiederholt, und sie verschiebt, beziehungsweise, aus dem Kontext herausnimmt, in dem sie als Instrumente der Unterdrückungsmacht eingesetzt wurden.»* ³⁹⁶ Fussballerinnen lösen ihren Frauenkörper aus hegemonialen Zuschreibungskontexten heraus, setzen ihn im Spiel anders als vorgesehen ein und machen so die soziale Konstruiertheit des herrschenden Konzepts «Frau» sichtbar. Allerdings: Wenn die Geschlechterdifferenz nicht gleichzeitig und grundsätzlich in einem weiteren Sinne dekonstruiert, das heisst überwunden wird, sind sie, so Lotte Rose in ihrem Beitrag «Körperästhetik im Wandel» gefährdet, *«sich damit tendenziell einem männlichen Selbstentwurf»* ³⁹⁷ anzunähern. Damit bleibt die männliche Konnotation von Fussball unangetastet, die Frau, nicht das Fussballfeld wird verändert, die Fussballerin in letzter Konsequenz zum Mann gemacht. Um dieser Vermännlichung des weiblichen Körpers, aus Angst vor dem Hammerwort «Mannweib», zu entgehen, wird der australisierte Frauenkörper kompensatorisch erotisch aufgeladen und so von neuem verweiblicht: *«Auf diese Weise wird die geschlechtliche Grenzüberschreitung der neuen Frauenkörper wieder in ein als weiblich definiertes Muster zurückgebunden. Auf diese Weise bleibt die Geschlechterordnung erhalten, wenn sie auch ohne Zweifel Verschiebungen erfahren hat.»* ³⁹⁸ Nach einer Dekonstruktion im weiteren Sinne müsste es denkbar werden, dass muskulöse Frauen weder zum abschreckenden Mannweib stilisiert noch zum klassischen Sexualobjekt ästhetisiert und damit als Frau im traditionellen Sinne rekonstruiert werden, sondern als Variation des (dannzumal womöglich nicht mehr weiblich genannten) Körpers im Spiel bleiben – auf dem Fussballplatz und auf dem hetero- oder homoerotischen Parkett, das seinerseits nicht mehr diesen dualistischen Kategorien unterworfen werden könnte.

**«Frauen spielen fairer als Männer» –
Ein Interview mit Béatrice von Siebenthal**

Die Schweizer Fussballerinnen könnten sich 2009 erstmals für eine Europameisterschaft qualifizieren – mit Béatrice von Siebenthal. Sie ist seit 2005 (als erste Frau) Trainerin des Schweizer Frauen-Nationalteams und Leiterin des Ressorts Frauenfussball im Schweizerischen Fussballverband.

Fussball ist für Mädchen derzeit die Sportart Nummer eins – wie erklären Sie sich das?

Die Stellung der Frau in der Gesellschaft hat sich in den letzten Jahren geändert, Eltern verbieten den Mädchen nicht mehr, Fussball zu spielen. Die Filme «Billy Elliot» und «Bend it like Beckham» zeigen, dass sich Jugendliche gegen Widerstände durchsetzen, wenn sie einen Sport ausüben wollen. Politisch gesehen kann heute auch keiner mehr sagen, nur Knaben dürften Fussball spielen, Mädchen nicht. Vielleicht spielt auch mit, dass Frauenfussball jetzt am Fernsehen zu sehen ist, die DeutschschweizerInnen konnten sich die Frauen-WM auf den deutschen Sendern anschauen. Auch Verbände wie die FIFA oder die UEFA fördern den Frauenfussball, und in den Schulen wird der CS-Cup ausgetragen, ein Turnier, bei dem alle Interessierten mitmachen können.

Weshalb dann die geringe mediale Aufmerksamkeit für Frauenfussball in der Schweiz?

Es sind immer einzelne Personen, die entscheiden; wenn ein Sportchef denkt, Frauenfussball sei uninteressant, dann wird auch nicht darüber berichtet.

Sportredaktionen sind aber auch in Deutschland in Männerhand.

Deutschland gibt derzeit ein trügerisches Bild ab, die Weltmeisterinnen sind spitze, das sind ausgezeichnete Fussballerinnen, deren Leistung auch gezeigt wird. An der Basis sieht es in Deutschland aus wie in der Schweiz: Mädchenfussball kommt meist zuletzt. Der Deutsche Fussballverband hat allerdings einen sehr guten Vertrag mit den öffentlich-rechtlichen Fernsehsendern ausgehandelt: ARD und ZDF müssen in ihren Programmen Frauen- und Juniorenfussball zeigen. Dasselbe hat der Schweizer Fussballverband angestrebt, das Schweizer Fernsehen akzeptierte diese Bedingung jedoch nicht.

Sie haben einmal erwähnt, ein Spiel der Frauen müsse mit einer anderen Veranstaltung gekoppelt sein, damit mehr ZuschauerInnen den Weg ins Stadion finden.

Frauenfussball ist häufig ein Anlass für die ganze Familie. Da ist es gut, wenn beispielsweise den Kindern rund um das Spiel auch etwas geboten wird. Der Fussball muss im Zentrum sein, aber mit einem guten Rahmenprogramm wird ein Stadionbesuch attraktiver. 2007 beispielsweise wurden bei unseren Heimspielen in Bulle gegen Belgien und in Zug gegen Holland Konzerte organisiert.

Um die ZuschauerInnenzahl zu erhöhen, könnten die Frauen in einem ähnlichen Tenue spielen wie die Beachvolleyballerinnen.

Das ist sicher kein Thema, ausser die Jungs spielen auch in Badehosen. Es ist okay, in taillierten Trikots zu spielen, aber so wie die Beachvolleyballerinnen, in genormten Badehosen und bauchfrei – nein, das wäre am Ziel vorbeigeschossen.

In Zürich schliesst sich GC mit dem Frauenfussballteam FFC United Schwerzenbach, der FCZ mit FFC Zürich Seebach zusammen – ist das ein gutes Zeichen für den Frauenfussball?

Grundsätzlich sind diese Zusammenschlüsse positiv zu werten, der Erfolg hängt von der Umsetzung ab, aber wenn es den Spielerinnen möglich ist, die professionellen Strukturen von GC und FCZ zu nutzen, ist das gut für den Frauenfussball. Vor allem talentierte Spielerinnen werden davon profitieren, wenn sie in einem professionellen Umfeld trainieren können.

Im September 2007 spielten die Schweizerinnen in Koblenz gegen die Deutschen, das Stadion war ausverkauft – was war das für ein Gefühl?

Das ist eine Anerkennung. So viele Leute sind gekommen, um uns spielen zu sehen, das gibt ein gutes Gefühl. Mich persönlich macht es nicht nervöser, klar ist man etwas ausgestellt; in diesem Spiel hatten wir einen schweren Stand und verloren 0:7.

Gegen die späteren Weltmeisterinnen zu verlieren, war auch keine Schande.

Die Deutschen waren damals auf Topniveau, ihr erstes Spiel an der WM haben sie 11:0 gewonnen. Gegen die Deutschen zu spielen, ist immer sehr schwierig, aber wir freuen uns trotzdem, wenn Deutschland auf unserem Spielplan steht – wir können gegen eine Top-Nation spielen, und das Spiel wird im Fernsehen gezeigt.

Wann spielen die Schweizer Frauen in einem Trikot, das ihren Namen trägt?

Wir wollen uns für die Europameisterschaft der Frauen 2009 in Finnland qualifizieren, im Moment liegen wir in der Tabelle auf dem zweiten Platz, hinter den Weltmeisterinnen aus Deutschland; diesen Rang müssen wir behalten, um nach einem Qualifikationsspiel den Einzug ins Finalturnier zu schaffen. Wenn uns das gelingt, spielen die Frauen in Finnland mit Namen-Trikots, aber auch wenn es uns nicht gelingt, werden wir diese Trikots bald einführen. Es ist wichtig, die Spielerinnen identifizieren zu können, das haben

wir erkannt: 2007 konnten wir den Spielerinnen, die immer dabei sind, eine Nummer zuteilen – das erleichtert das Erkennen.

Wie hoch ist die Prämie für die Spielerinnen, wenn sie sich für die EM-Endrunde qualifizieren?

Die Prämie haben wir noch nicht ausgehandelt, dafür können wir uns Zeit lassen; unser erstes Ziel ist, dass wir uns qualifizieren, dann wird es auch eine Prämie geben, davon bin ich überzeugt.

Was plant der Verband sonst noch bei einer allfälligen Teilnahme?

In diesem Jahr sind alle mit der Euro 2008 beschäftigt. Wenn sich die Schweizer Frauen für Finnland qualifizieren, ist das eine Herausforderung für die Planung; es kann nicht so weitergehen, dass die Spielerinnen Vollzeit arbeiten, wir müssen die Vorbereitungen so planen, dass eine Reduktion des Arbeitspensums möglich ist.

Das Problem ist nicht neu, seit 2004 gibt es das Ausbildungszentrum für Fussballerinnen in Huttwil; dort werden junge Talente gefördert, die aber nach Abschluss der Grundausbildung meist Vollzeit arbeiten müssen – bleibt da noch Zeit, um das Talent zu entfalten?

Das ist der Knackpunkt im Frauennationalteam: Die Spielerinnen sind sehr jung und nehmen die Mehrfachbelastung Job, Training, Spiele für begrenzte Zeit auf sich. Die Bereitschaft der Spielerinnen ist da, das ist auch im Training spürbar; das Problem ist, dass die Frauen keine Erholungszeit haben und anderen Interessen sowie Bedürfnissen nicht mehr gerecht werden können. Irgendwann stehen sie vor der Wahl: entweder weiter so oder das Nationalteam verlassen. Den Beruf können sie aus finanziellen Gründen nicht aufgeben; gewisse Spielerinnen nehmen weniger Lohn in Kauf und arbeiten Teilzeit.

In Deutschland spielen die Frauen als Halbprofis, das müsste doch auch in der Schweiz möglich sein.

Es braucht Unternehmen aus der Privatwirtschaft, die das unterstützen. Wir versuchen, die Sponsoren des Schweizerischen Fussballverbandes mehr einzubinden, die könnten den Spielerinnen Teilzeitjobs anbieten und die Lohnkosten für die Trainingszeit mit dem Nationalteam übernehmen.

Sie sind eine der wenigen früher aktiven Frauen, die dem Fussball treu geblieben sind – weshalb gibt es nicht mehr Trainerinnen?

In der Frauenfussball-Liga wird genau ein Verein, der FFC Bern, von einer Frau trainiert; in der Schweiz sind acht Prozent der Fussballspielenden Frauen, aber bei den TrainerInnen machen sie nur ein Prozent aus. Das hat verschiedene Gründe: Beim Frauenfussball gibt es kein Geld zu verdienen, aber auch ein 3.-Liga-Verein kann dem Trainer min-

destens einen Nebenverdienst bieten; zudem können Frauen meistens nicht eine Woche weg, um an einem Trainingskurs teilzunehmen. Da muss sich der Fussballverband etwas anderes einfallen lassen und beispielsweise Modulkurse anbieten. Spielerinnen, die am Ende ihrer aktiven Karriere stehen, haben meistens einen Berufsabschluss und sind bereits ins Arbeitsleben integriert, dann wollen sie nicht noch eine Trainerausbildung absolvieren, mit der sie nur wenig Geld verdienen können.

Wie definieren Sie den Unterschied zwischen Frauen- und Männerfussball?

Die biologischen Unterschiede sind gegeben – Kraft, Schnellkraft und Geschwindigkeit –, das verändert das Spiel: Für Frauen ist eine gute Technik sehr wichtig, da es von einem Tor zum anderen ein paar Pässe mehr braucht als bei den Männern, aber die Spielanlage ist dieselbe. Die Spiele der Frauen sind fairer und ehrlicher als die der Männer, Spieler erwecken oft den Eindruck, sie wollten den Schiedsrichter täuschen, um sich einen Vorteil zu erschleichen, das machen Spielerinnen nicht. Bei den Frauen ist zudem die Teamarbeit wichtiger als bei den Männern.

Können Sie sich gemischte Teams vorstellen?

Viele Spielerinnen der U-Nationalteams trainieren ein- bis zweimal in der Woche die Junioren; wir haben noch nie mit Köbi Kuhns Mannschaft gespielt, aber bei den Kindern gibt es viele gemischte Teams, das funktioniert gut. Grundsätzlich geht es darum, im Fussball Spass zu haben, das können Frauen und Männer, Knaben und Mädchen auch gemeinsam – Hauptsache, die Stärkeverhältnisse sind einigermaßen ausgeglichen.

Birgit Prinz ist froh, dass sie als Kind und Jugendliche in einem gemischten Team spielen konnte.

Das raten wir unseren Spielerinnen auch. Sie lernen viel schneller, sich durchzusetzen, nicht nur körperlich; sie verstehen es auch, verbal Platz einzunehmen, das zeigt sich später, wenn sie im Nationalteam spielen. Für die weniger guten Fussballerinnen sind Mädchenteams ideal; nicht alle Mädchen fühlen sich in gemischten Teams wohl, ein Mädchen, das nicht auf demselben Niveau wie die Knaben spielt, würde nicht ins Team einbezogen und auch nie angespielt, deshalb ist es gut, die Wahl zu haben.

Die UNO hat ein Fussballförderungsprogramm für Kinder im Süden; die Bedingung ist, dass die Hälfte eines Teams aus Mädchen besteht, das erste Tor muss zudem ein Mädchen schiessen – hilft das, Mädchen zu integrieren?

Die UNO ist aktiv in Kulturkreisen, in denen Mädchen und Frauen eine andere Position haben als in Zentraleuropa; bei diesen Spielerinnen ist der Fussball extrem wichtig für ihre Persönlichkeitsbildung – da sind solche Bedingungen sehr hilfreich, um die Mädchen zu integrieren.

**«Wenn er sich outet, stellt er alle Normen des Männerfußballs in Frage» –
Ein Interview mit Tatjana Eggeling**

Homophobie im Sport oder warum schwule beziehungsweise lesbische FußballerInnen im Verborgenen leben müssen – das sind Forschungsthemen der Kulturwissenschaftlerin Tatjana Eggeling. Die frühere Dozentin des Instituts für Kulturanthropologie/Europäische Ethnologie in Göttingen schreibt ihre Habilitation.

Weshalb gibt es keine schwulen Fußballer?

Die gibt's, wir kennen sie nur nicht, und das liegt daran, dass sie sich als Schwule nicht outen können; als Fußballer kann man sich in der Bundesliga nicht hinstellen und sagen «Ich bin schwul», weil man sich nicht sicher sein kann, ob man danach weiterspielen kann. Das heisst, alle schwulen Fußballer leben im Verborgenen und haben eigentlich zwei Leben – ein Fussballleben und eines ausserhalb des Fussballs.

Und Sie meinen, oder Sie wissen, dass es die tatsächlich gibt?

Ich weiss, dass es die gibt. Ich werde jetzt keine Namen nennen.

Ein Kickerleben im Verborgenen ist sicher ziemlich streng.

Das ist psychisch unglaublich anstrengend. Die Leute tun es, weil sie leidenschaftliche Fußballer sind, das ist ihr Lebensinhalt. Bei den Spielern, die sich für diese Karriere entschieden haben, ist von vornherein klar: Sie können ihren Beruf nur ausüben, wenn sie so tun, als wären sie heterosexuell. Sie halten einen unglaublichen Spagat aus, der auch psychisch sehr anstrengend ist und der sich sicherlich auch auf die Leistungsfähigkeit auswirkt.

Merkt der Trainer nicht, wenn ein Spieler schwul ist, oder will er es nicht merken?

Ich glaube, dass das die meisten Trainer der betroffenen Spieler gar nicht wissen; weil sie nicht auf die Idee kommen, dass es schwule Fußballer geben könnte, sprechen sie es auch nicht an. Es gibt bis heute Funktionäre, die sagen, sie hätten keinen Grund, sich mit Homophobie im Fussball auseinanderzusetzen, sie hätten kein Schwulenproblem, weil sie nämlich keine Schwulen hätten. Damit kann man die ganze Diskussion vom Tisch wischen. Solange der Spieler nichts von seinem Privatleben verlauten lässt, sondern im Gegenteil bei einer Weihnachtsfeier mit einer Frau auftritt, kommt auch keiner auf die Idee, dass er schwul sein könnte.



« ... Ich bin homosexuell und ich bin nicht der Einzige. Der britische Fussball ist vom Waschraum bis zur Umkleidekabine vollgestopft mit Homosexuellen ... » Bild: www.queerfootballfanclubs.com
(Die unter dem Spruchband erkennbaren Personen gehören nicht zu den Hertha-Junxx.)

Wer würde einen schwulen Spieler ausgrenzen? Die Mitspieler? Die Fans? Die Familie? Der Verband? Die Funktionäre?

Im Prinzip können alle genannten Kreise und Personen den schwulen Spieler ablehnen oder verstossen. Vielleicht hat er Glück, vielleicht weiss es ein Bruder oder eine Schwester oder jemand in der Verwandtschaft; die werden aber auch nichts sagen, die werden ihm zur Seite stehen. Wie das Team, der Verein, die Funktionäre, Betreuer, Trainer und vor allem auch die Zuschauer darauf reagieren, kann er nicht einschätzen, da ist alles möglich, von schlüpfrigen Witzen oder Nicht-ernst-genommen-Werden bis zu offener Ablehnung und Rausschmiss; es gibt sehr subtile Massnahmen, jemanden aus dem Team rauszukanten.

Würde es etwas bringen, wenn sich die schwulen Spieler zusammenschliessen und gemeinsam outen würden?

Der Glücksfall müsste ja sein, dass zwei Schwule im selben Team kicken, sie müssten voneinander wissen und müssten gegenseitig so viel Vertrauen haben, dass sie sagen: «Ok, du weisst es, und ich weiss es, was machen wir jetzt damit?» Auch für zwei oder drei Spieler ist nicht abschätzbar, wie ihr Umfeld reagiert. Da ist jeder Spieler eher Einzelkämpfer, als dass er Koalitionäre finden würde. Ich kann mir gut vorstellen, dass schwule Spieler meistens nichts voneinander wissen, weil die Maskierung so perfekt ist; deswegen erkennen wir das von aussen ja auch nicht.

Es gab einen einzigen Spieler in England, der sich als schwul geoutet hat.

Justin Fashanu hat sich geoutet und dann einen deutlichen Karriereknick hinnehmen müssen. Er wurde angefeindet und fand kaum solidarische Unterstützung, er wurde lächerlich

gemacht und verunglimpft, keiner hat es ihm gedankt, dass er sich geoutet hat. Nach einem längeren Aufenthalt in Nordamerika hat er sich schliesslich, zurück in England, umgebracht. In einem Abschiedsbrief nannte er selbst die erfahrene Diskriminierung, die Ablehnung und den Druck, dem er ausgesetzt war, als Grund für seinen Selbstmord.

Was wäre nötig, damit Fussballer auch geoutet kicken könnten?

Es brauchte einen grossen Klimawandel im Fussball, und zwar nicht nur in den Vereinen, er müsste auch unter den Zuschauern und in der Medienberichterstattung stattfinden. Der erste Schritt wäre anzuerkennen: «Ja, gut, wir gehen davon aus, es gibt schwule Fussballer», dann müssten die Vereine und Verbände Massnahmen ergreifen – zum Beispiel in ihren Statuten festlegen, dass sie Homophobie bekämpfen, in Verein und Verband nicht dulden; dass sie auch schwule Spieler einladen, mitzumachen und sich zu outen. In der Trainerausbildung müsste einiges geschehen, damit die Trainer in dieser Frage überhaupt sensibilisiert werden. Es ist für die im Moment kein Thema; sie müssen sich nicht damit auseinandersetzen, weil auch sie davon ausgehen, dass es keine Schwulen in ihren Teams gibt. Sie haben eigentlich gar keine Möglichkeit, mit den schwulen Spielern adäquat umzugehen, im Gegenteil, es lässt sich eher beobachten, dass im Fussball Schimpfwörter wie «schwul» oder «Weichei» oder «Mamasöhnchen» schon Jungs auf die Härte des Sports vorbereiten und ihnen vermitteln, dies sei mit Schwulsein nicht vereinbar, das heisst, schon ganz kleine Jungs lernen: «Schwul ist scheisse.»

Ist Homophobie in den Verbänden kein Thema?

Es gibt Organisationen, die europaweit arbeiten und auch gegen homophobe Tendenzen in den Stadien aktiv sind: Football Against Racism in Europe (FARE) und das Bündnis aktiver Fussballfans (B.A.F.F.) machen Aufklärungsarbeit, sie weisen darauf hin, dass homofeindliche Äusserungen genau so schlimm sind und geahndet werden sollten wie fremdenfeindliche. Genauso wenig, wie man schwarze Spieler als Nigger oder Affe beschimpfen darf, darf man eben auch nicht einen Schiedsrichter oder einen schlechten Spieler als schwul beschimpfen.

Das sind aber erst Bemühungen ...

Ja, im Moment passiert noch nicht allzu viel. Der Deutsche Fussballbund (DFB) beginnt, sich um das Thema zu kümmern, und macht in meiner Wahrnehmung auch einen sehr engagierten Eindruck. Es gibt ein paar jüngere Funktionäre beim DFB, die nehmen das Thema tatsächlich ernst und zeigen sich bereit, auch etwas zu tun, wie zum Beispiel über die Konzepte der Trainerausbildung nachzudenken.

Inwiefern tragen schwul-lesbische Fanclubs zur Aufklärungsarbeit bei?

Du gehst mit deinem Fanclub als Heterofan zum Spiel, da steht neben dir eine Gruppe schwuler Fussballfans, und die machen genau das Gleiche wie du, sie heulen, wenn das

Spiel verloren ist, sie jubeln, sie schreien und sie fallen sich in die Arme, vielleicht sogar auch dir, und nichts passiert – eine neue Erfahrung. Mit so kleinen Schritten verändert sich mit der Zeit die Wahrnehmung. Viel Ablehnung resultiert auch aus dem Nichtwissen, dem Nichtwissenwollen und dem Nichtserfahrenhaben. Es gibt halt leider sehr wenige lesbisch-schwule Fanclubs, Hertha BSC hat beispielsweise etwa vierhundert offiziell anerkannte Fanclubs und davon ist einer, die Hertha Junnxx, ein schwul-lesbischer.

Sie untersuchen verschiedene Sportarten; ist Fussball homophob oder sind alle homophob ausser Turniertanz?

Im Prinzip ist jede Sportart homophob; es gibt welche, die etwas offener sind und gelassener damit umgehen, die stehen häufig nicht so stark im Licht der Öffentlichkeit. Es hängt auch immer von der Geschichte einer Sportart ab. Fussball hat ein bestimmtes Image, das mit einer bestimmten Art von Männlichkeit und männlicher Härte assoziiert wird, da ist es auch besonders leicht zu sagen, da passen Schwule nicht rein. Der Turniertanz ist auch nicht völlig offen und freundlich Schwulen gegenüber, auch wenn bekannt ist, dass es viele schwule Tänzer gibt; doch auch dieser Sport tut alles dafür, keinen Zweifel daran aufkommen zu lassen, dass hier Heterosexuelle mit- und gegeneinander tanzen.

Was unterscheidet den schwulen Fussballer von der lesbischen Fussballerin?

Der Unterschied liegt darin, wie sexuelle Orientierung wahrgenommen wird: Sex ohne Penetration wird nicht ernst genommen. Frauenfussball wurde lange als minderwertig abgetan, die Fussballerin ist weniger wert als der Fussballer, und lesbische Sexualität ist ohnehin kein Thema. Fussballerinnen gelten als unweiblich und unattraktiv, das heisst, wenn sie sich auch noch als lesbisch outen, bestätigen sie nur alle Klischees. Wenn ein schwuler Fussballer das tut, bringt er den ganzen Fussball in Misskredit; wenn er sich outet, stellt er alle Normen des Männerfussballs in Frage. Schwule Fussballer zeigen etwas, was in der Vorstellung von Männerfussball keinen Platz hat; sie geben zu, an Männern sexuelles Interesse zu haben. Dieses Begehren macht sehr viel Angst: «Der könnte ja in der Dusche über einen herfallen, wenn er eine ganze Gruppe Jungs um sich hat», denkt sich da manch einer.

Stösst die lesbische Fussballerin auf dieselben Schwierigkeiten wie der schwule Fussballer?

Ich glaube, die lesbische Fussballerin hat es ein bisschen einfacher. Frauenfussball zählt nicht so viel, man kann bisher auch nicht so viel Geld damit machen, es ist folglich weniger bedrohlich, wenn da vielleicht etwas «Perverses» vorkäme. Zum Zweiten hat Frauenfussball ohnehin das Image einer Lebenssportart. Es ist auch ein offenes Geheimnis, dass viele der uns bekannten national und international spielenden Fussballerinnen lesbisch sind, der Frauenfussball in Deutschland wäre ohne Lesben nicht so erfolgreich, wie er

es ist. Was das «Offen-Leben» und «Nach-aussen-Treten» angeht, gibt es hier ähnliche Bedingungen wie bei den schwulen Fussballern: Die Frauen dürfen zwar in den Vereinen mitkicken, auch wenn sie sagen «Ich bin lesbisch», sie dürfen es aber nicht an die grosse Glocke hängen. Es gibt bei manchen Vereinen Stillhalteabkommen, da wird den Damen vorgeschrieben, den Mund zu halten, und bei einem Verstoss dagegen wird mit Rauschmiss gedroht.

Wenn öffentlich bekannt wäre, wie viele Lesben beim deutschen Nationalteam spielen, wäre dann der Frauenfussball in Deutschland weniger populär?

[lacht] Zunächst mal würde er einen riesigen Popularitätsschub bekommen; Medien stürzen sich ja gerne auf neue Themen, und das wäre dann ein neues Thema. Fussball und Homosexualität werden zwar hin und wieder aufgegriffen, bieten aber noch wenig Stoff für grosse Aufmacher, dafür fehlen noch Bekenntnisse oder verwertbare Informationen. JournalistInnen, die schwule oder lesbische SpielerInnen kennen, können bisher nichts daraus machen, ohne Letztere und sich selbst beruflich zu gefährden. Aber das wäre eine neue Schiene, mal wieder Quoten zu machen und Zeitungen abzusetzen. An Popularität verlieren würde der deutsche Frauenfussball auf Dauer nicht, dazu ist er seit Jahren sportlich einfach zu erfolgreich.

Schul oder Fussballer – «Die sind doch alle lesbisch»

Die Szene ist vertraut: Kaum ist der Ball drin, stürzen sich die Mitspieler auf den erfolgreichen Torschützen, dann beginnt ein Bespringen, Befummeln und Verknutschen, dass es eine wahre Orgie ist und einem Gedanken kommen könnten, die eher in einen Beichtstuhl als auf den Fussballplatz gehören. *«Der Fussballmatch bietet tatsächlich ein Bild, das einen an männliche Sexualität denken lässt»* 399, schreibt Christian Bromberger, auf geläufige und aufschlussreiche Beschreibungen des Geschehens zwischen Cornerflagge und Mittellinie hinweisend: *«Jede Mannschaft versucht ihr Tor – wie unsere Mädchen – <jungfräulich> oder <unverletzt> zu halten ... Das Team bemüht sich, in die Verteidigung und in das gegnerische Tor <einzudringen>, sie <zu durchlöchern>, <zu deflorieren> ...»* Spieler und Funktionäre würden diese Sexualisierung ihres sauberen Sports vermutlich entrüstet zurückweisen und dem Verfasser des Beitrags «Ein ethnologischer Blick auf Sport, Fussball und männliche Identität» schmutzige Fantasien unterstellen. So wie es dem Autor und damaligen Radiojournalisten in den Achtzigerjahren erging: Nie bekam er bössere Briefe als nach dem Gespräch mit dem zweifachen Schwingerkönig Ernst Schläpfer im Rahmen der Radio-DRS-Reihe «Männer im Gespräch»; die Frage nach der erotischen Komponente beim Umgreifen der Männer im Sägemehl löste beim Sportler selbst irritiertes Unverständnis aus – nein, das wäre ihm noch nie eingefallen, an Zärtlichkeiten habe er dabei noch nie gedacht –, einzelne HörerInnen machten ihrer Empörung wortgewaltig Luft, titulierten den Fragesteller als potenziellen Vergewaltiger, vor dem sich, paradoxerweise, die Frauen auf der Strasse fürchten müssten.

Ausgerechnet oder vielleicht eben gerade zwingend da, wo das Körperliche und (Homo-)Sexuelle fast mit Händen zu greifen ist, wird es gelegnet und unterdrückt, werden Geschlechtergrenzen und Heteronormativität besonders scharf markiert. *«Dies belegt etwa die Tatsache»,* schreiben Kreisky/Spitaler, *«dass es unseres Wissens derzeit im europäischen Fussball keinen aktiven Profi gibt, der sich explizit als homosexuell geoutet hat.»* 400 Der schwule Fussballer gilt als Widerspruch in sich – entweder Homosexualität oder Fussball, entweder Mann oder schwul. Trotz des bereits genannten Corny Littmann vom FC St. Pauli - *«Es gibt in allen Bundesliga-Klubs Homosexuelle»* 401 – hat sich von den Tausenden von europäischen Profifussballern bisher nur einer öffentlich zu seinem Schwulsein bekannt. (Ein verräterischer Sprachgebrauch, oder wer würde sich zu seiner heterosexuellen Orientierung bekennen?) Der britische Mittelfeldstürmer Justin Fashanu erklärte 1990 in der britischen Boulevardzeitung «Sun»: *«Ich bin homosexuell und ich bin nicht der Einzige. Der britische Fussball ist vom Waschraum bis zur Umkleidekabine vollgestopft mit Homosexuellen.»* 402 Das Coming-out bekam ihm schlecht, er vermochte danach in keiner Mannschaft mehr richtig Fuss zu

fassen und brachte sich schliesslich 1998 um, unter anderem nach dem unbewiesenen Missbrauchsvorwurf eines 17-jährigen ⁴⁰³ – tragisches Beispiel eines offen schwul lebenden Fussballers, in einem Milieu, in dem mit Schwuchtel und schwul um sich geschlagen wird wie in den meisten Schweizer Schulen. *«Ein zu lasch gespielter Pass ist ein schwuler Pass, ein zögerlich geführter Zweikampf ist ein schwuler Zweikampf»* ⁴⁰⁴, berichtet Esther Lehner aus ihrer sozialpädagogischen Arbeit mit Fans.

Homophobie prägt die Fussballszene auf und neben dem Platz, sie ist Voraussetzung und Konsequenz des Männerbundes, und der ist geprägt durch *«die rigide Desexuierung, d.h. die Dethematisierung von sexuellem Begehren und sexueller Identität»*. ⁴⁰⁵ Fussball und Sport generell werden als ein von Sexualität gereinigter Raum inszeniert, der den pubertierenden Jünglingen als Beruhigungsmittel gegen den aufkeimenden Sexualtrieb empfohlen wird. Damit sie in sicherer Distanz von den verführerischen weiblichen Wesen nicht vom Regen in die Traufe geraten, muss der Männerbund die heteronormative Schranke aufmauern. Nein, erklärte der damalige Schalke-Torhüter Frank Rost auf die Frage, ob es in der deutschen Bundesliga Schwule gäbe, und schob dann nach: *«Ausserdem dusche ich immer mit dem Arsch zur Wand.»* ⁴⁰⁶ Als wollte er gegen das Udenkbare gerüstet sein, allerdings auf die Gefahr hin, selbst als schwuler Spanner oder Exhibitionist wahrgenommen zu werden. *«Aufgrund der homosexuellen (Ansteckungs-) Gefahr sind Duschaum und Kabine (H)Orte heteronormativer Selbstvergewisserung. Hier wird der Andere als schwul diffamiert und mit der eigenen heterosexuellen Potenz geprahlt ... Ausgerechnet im homosozialen Raum der Kabine ist die Homosexualität das Verbotenste»* ⁴⁰⁷, hält Esther Lehnert fest. In Abwesenheit von Frauen müssen heterosexuelle Männlichkeiten gestärkt und das *«gleichgeschlechtliche Begehren»* durch Sündenbock-Projektionen unterdrückt werden. ⁴⁰⁸ Otto Baric, Trainer der kroatischen Nationalmannschaft, erklärte im Vorfeld der Europameisterschaft 2004: *«Ich würde keinen homosexuellen Spieler bei mir spielen lassen, noch würde ich einem Schwulen erlauben, mit mir zu arbeiten.»* ⁴⁰⁹ Für diese Äusserung wurde er später von der UEFA zwar gebüsst; in Europa setzt aber einzig der Englische Fussballverband in seinen Satzungen Homophobie mit Rassismus gleich, im Deutschen Fussballverband ist zwar eine gewisse Sensibilität gegenüber Homophobie im Fussball feststellbar, in den Statuten jedoch (noch) nicht verankert, für den Generalsekretär des Schweizerischen Fussballverbandes (SFV) Peter Gilliéron ist *«Homophobie ... in Schweizer Stadien kein Problem ... Man kann ein Problem auch zu stark thematisieren, wodurch es erst richtig wahrgenommen wird.»* ⁴¹⁰

Die Entsexualisierung der Fussballarena wird, paradoxerweise, gerade an der eingangs beschriebenen Szene sichtbar – das UmarmenStreichelnAbküssen nach jedem Tor wird von den Zuschauenden nicht wirklich beachtet, die Befürch-

tungen der FIFA – die diese Zärtlichkeiten unter Männern, insbesondere das Küssen, noch 1981 als *«unmännlich, übertrieben gefühlsbetont und deshalb unangebracht»* ⁴¹¹ verurteilte – waren unberechtigt: Offensichtlich kommt niemand auf den deplatzierten Gedanken, die unter Männern im Alltag ungewohnten Berührungen als erotische zu empfinden. Die heteronormative Inszenierung des Fussballs wird ausserhalb des Stadions fortgeschrieben; so versprach Baric seinen Mannen, sie dürften nach jedem EM-Spiel einen ganzen Tag mit ihren Partnerinnen verbringen, und dies wahrscheinlich nicht nur, um seinen Spielern eine Freude zu machen, sondern um sie und die Nationalmannschaft definitiv von jedem homoerotischen Touch zu befreien, denn, so Esther Lehnert, *«unter Schwulenverdacht fallen Spieler, die sich nie mit Frauen blicken lassen, nicht mal zu Vereinsfeiern»* ⁴¹². Damit weist sie auf eine zentrale Funktion der so genannten Spielerfrauen hin, die sowohl durch diese Sprachfigur als auch mit der Unterwerfung ihres eigenen Lebens unter Spielpläne und Auslandsengagements untrennbar an den Mann und Fussballer gebunden sind. Mit ihrer Präsenz bei öffentlichen Anlässen und wichtigen Spielen schützen sie ihren Mann vor dem homophoben Gerücht und der realen homosexuellen Gefährdung durch den Männerbund. Hilfreich, wenn sie selbst das klassische Frauenbild erfüllen, sowohl in ihrer äusseren Erscheinung – *«blond, attraktiv und weiblich»* ⁴¹³ – als auch im Verständnis ihrer Aufgabe: *«Sie schaffen»*, notiert Desmond Morris 1981, *«ein Heim für ihre Krieger, das als friedliche Zuflucht vor der Gewalt und dem Stress des Spiels dient.»* ⁴¹⁴ Das mag auch Beatriz Zuberbühler, die Ehefrau des damaligen Schweizer Nationaltorhüters, zwanzig Jahre später nicht anders sehen, sie müsse dem Spieler Ruhe und Geborgenheit bieten, damit er weiterhin erfolgreich spielen könne: *«Man muss sehen: Der Fussballer bindet sich sehr früh. Weil er einen Hafen braucht, weil er früh von zu Hause weg ist, er sucht einen Halt, jemanden, der ihn ein bisschen streichelt, wenn er abends heimkommt.»* ⁴¹⁵

Während bei Männern – die auf dem Fussball=Schlachtfeld die traditionellen Helden- und Männlichkeitserwartungen einlösen – trotz des beschriebenen Körper-auf-Körper-Liegens im Publikum nicht einmal der Gedanke an Homosexualität aufzukommen scheint, stehen Frauen – die als Fussballerinnen die Geschlechtergrenze übersprungen und sich auf männliches Terrain vorgewagt haben – unter Generalverdacht, lesbisch (oder womöglich schwul) zu sein. Das ergibt auch eine von Rosa Diketmüller zitierte Interviewstudie bei Fussballspielerinnen im Jahre 1997, die bestätigen, dass sie *«sich häufig mit Verdächtigungen der Homosexualität konfrontiert sehen, während man im Männerfussball per se von einem heterosexuell orientierten Männerbild ausgeht»*. ⁴¹⁶ Dass es tatsächlich Lesben im Fussball gibt, ist in der Schweiz bekannt, spätestens seit der Frauenfussballclub Wettswil-Bonstetten 1994 vom eigenen Vorstand mit der Begründung aufgelöst wurde: *«Der Verein wird ausgenützt für das Ausleben von abnormen*

Veranlagungen (lesbisch).» ⁴¹⁷ Laut Schätzungen von Tina Theune-Meyer, der ehemaligen Trainerin der bundesdeutschen Fussballerinnen, sind 20 bis 40 Prozent der Spielerinnen lesbisch. ⁴¹⁸ Befragt, ob sie das Misstrauen und die Angst vieler Eltern spüre, ihre Tochter könnte im Team homosexuell werden, gibt eine lesbische Fussballerin, die anonym bleiben will, an: *«Natürlich, auch mir persönlich ist es schon passiert, dass die Mutter einer Spielerin mich böse angeschaut hat, weil ihre Tochter mal kurzfristig bei mir gewohnt hat ... Aber wenn sie dich als Mensch kennen lernen, legen sie diese Ängste sehr schnell ab. Weder werden in einem Frauenteam Spielerinnen angemacht, noch wird ein Mädchen beim Fussball zur Lesbe.»* ⁴¹⁹ Allerdings sei auch ihr aufgefallen, *«dass schon 13- und 14-jährige Spielerinnen dazu neigen, lesbische Anteile an den Tag zu legen»*. Über die Gründe, weshalb überproportional viele Fussballerinnen lesbisch sind, kann nur spekuliert werden, denn auch sie outen sich nur selten als Homosexuelle. Zum einen fällt es Fussballerinnen – die sich bereits über traditionelle Geschlechtergrenzen hinweggesetzt haben – vermutlich leichter, sich die lesbische Orientierung einzugestehen und auch noch den Sprung über die heteronormative Schranke zu wagen; zum anderen ist das Fussballfeld für (lesbische) Frauen eine Art herrschaftsfreier Nicht-Ort, vergleichbar der Foucaultschen Heterotopie ⁴²⁰, an dem sie ihre gegen die Heteronormativität verstossenden Neigungen geschützt leben können als im Zentrum heterosexueller Kulturen.

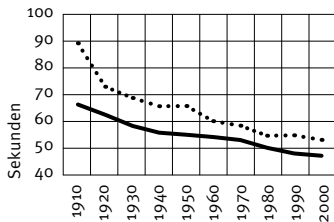
Auch wenn Homosexualität heute in breiten Kreisen geduldet und zumindest vordergründig akzeptiert wird – die Stadt Zürich beispielsweise unterstützt kulturelle Veranstaltungen mit dem gemeinsamen Nenner «warm» –, wirklich integriert, zum Beispiel in Sportvereine, sind Lesben und Schwule noch lange nicht, sonst würden Sponsoren und Vereinsspitzen nicht unruhig werden, wenn Spielerinnen ihre Freundinnen öffentlich küssen. Dies, obwohl es für den Sport selbst bedeutungslos ist, ob einer schwul oder eine lesbisch ist, die sexuelle Orientierung hat keinen Einfluss auf die Qualität der Pässe und die Zahl der erzielten Tore. Die heteronormative Schranke dient höheren gesellschaftlichen Zielen: Zum einen verhindert sie, dass das Sexuelle (nach Pille und sexueller Befreiung) ganz zur ziel-losen Lust verkommt, indem sie eine letzte lose Verbindung mit einem (moralischen) Zweck, der immerhin denkbaren Zeugung von Leben, aufrechterhält; zum anderen sichert sie die Geschlechtergrenze. Ohne die heteronormative Schranke – die Homosexualität paradoxerweise gerade als Gegenstück an die Heterosexualität bindet – wäre auch die Dualität Mann – Frau, die umgekehrt die Zwangsheterosexualität zementiert, nicht mehr zu halten. Das Denken in Gegensatzpaaren ist für unsere Kultur und ihre Machtstrukturen konstituierend: Oben – Unten, AusländerIn – InländerIn, Schwarz – Weiss, Richtig – Falsch, Ja – Nein, Mann – Frau, Hetero – Homo. (Wenn Homosexuelle auf genetische Grundlagen ihrer sexuellen Orientierung verweisen, greifen sie ihrerseits auf essenzialis-

tische Absicherungen ihrer Lebensform zurück – das Verwerfliche ist dann nicht mehr frei gewählt, sondern von der Natur vorgegeben.) Die dualen Denk- und Machtstrukturen zwingen Menschen zu Entscheidungen, obwohl das eine und das andere das Falsche ist, weil ihnen das eine und das andere oder das Dazwischen entspräche. Es ist diese (diskursive) Dualität, die Bissexuellen das definitive Bekenntnis zu Homo- oder Heterosexualität abringt, transsexuellen Menschen das Gefühl gibt, im falschen Körper zu leben, und ihnen die vermeintlich erlösende Operation aufdrängt sowie alle, die nicht den psychosozialen Zuschreibungen ihres genetisch-hormonellen Geschlechts entsprechen, dem Verdacht aussetzt, vom anderen Ufer zu sein. Die schon mehrfach zitierte Judith Butler stellt diese Dualitäten, insbesondere die Zweigeschlechtlichkeit, radikal in Frage, indem sie den Begriff «homosexuell» durch «queer» – das heisst «schräg», «komisch», «seltsam», «verdächtig», «wunderlich» – ersetzt. ⁴²¹ Mit der konsequenten Auflösung des Zweigeschlechtlichen und Dualen ganz generell sowie der Einführung «queerer» Vorstellungen öffnen Dekonstruktionsansätze – vorderhand allerdings nur im Bereich des Denkbaren, denn die Realität, darauf weisen VertreterInnen von Differenzansätzen zu Recht hin, ist noch von Dualitäten aller Art dominiert –, sowohl die Geschlechtergrenze als auch die heteronormative Schranke hin zu einem «queeren» Raum, in dem Menschen Lesben, Schwule, Transgenders, Zwitter, Heteros beziehungsweise asexuell, bisexuell, intersexuell oder was auch immer sein und werden können.

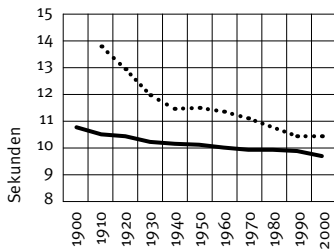
Es kommt nicht nur darauf an, die Regeln zu brechen, sondern auch, sie zu ändern

Fussball und Sport im Allgemeinen bewegen sich im Spannungsfeld der in der Einführung dieses Buches beschriebenen Genderansätze und -dilemmata. Die einem platten Gleichheitsansatz folgende gemischte Meisterschaft mit Frauenteams und Männermannschaften in einem unveränderten Hier und Jetzt ginge für die Fussballerinnen vermutlich frustrierend und Geschlechtervorurteile bestätigend aus. Wer darin den ultimativen Beweis für Vorgegebenes sähe, verfiere in vulgärbiologistische Denkfiguren und liesse als einzige Gleichheitsutopie, einem Differenzansatz folgend, nur dieselbe (mediale) Aufmerksamkeit und Bezahlung für Frauen- und Männerfussball zu. (Gleiche Bezahlung allein genügt nicht, wie das 2007 erstmals gleich hohe Preisgeld für TennisspielerInnen in Wimbledon zeigt.) Es scheint aber eindeutig, dass ein grosser Teil der wahrnehm- und messbaren Leistungsunterschiede das Resultat sozialer Bedingungen und Konstruktionen ist. Das zeigt die teilweise frappante Angleichung der Weltrekorde in 100-m-Freistil-Schwimmen, 100-m-Sprint sowie Marathon-Lauf innerhalb eines einzigen, des 20. Jahrhunderts: *«Wo sich die Teilnahmezahlen und Trainingsbedingungen der Frauen denjenigen der Männer angeglichen haben»,* kommentieren Markus Lamprecht und Hanspeter Stamm in ihrem Buch *«Sport zwischen Kultur, Kult und Kommerz», «verminderten sich auch die Leistungsunterschiede.»*⁴²² Es ist also offen, wie Wettkämpfe zwischen Frauen und Männern sowie gemischte Fussballmeisterschaften nach radikaler Dekonstruktion von gegenderten Strukturen und Individuen ausgingen. Lamprecht/Stamm vermuten, *«dass dort, wo Kraft entscheidend ist, die Männer auch in Zukunft etwas bessere Leistungen erbringen werden, während Frauen in den Bereichen Beweglichkeit und Koordination im Vorteil sind»*⁴²³; bei extremen Dauersportarten könnten *«Differenzen bei den Bestleistungen möglicherweise ganz verschwinden»*. Die Stilisierung zurückbleibender minimaler Unterschiede im Spitzenleistungsbereich zu typisch männlichen beziehungsweise weiblichen Eigenschaften, das heisst zu einer allgemeinen Geschlechterdifferenz, wäre allerdings eine unzulässige Verallgemeinerung, denn *«die weltbeste Sprinterin mag zwar nach wie vor 0,7 Sekunden hinter dem schnellsten 100-m-Läufer zurückliegen, sie ist aber gleichwohl schneller als 99,9 Prozent aller Männer.»*⁴²⁴ Zu fragen wäre vielmehr, welche vorläufig als gegeben erscheinenden Grenzen sich doch noch überspringen liessen. Beim Fussball und anderen Teamsportarten müsste eine konsequente Dekonstruktion zur Auflösung geschlechtshomogener sowie zur Bildung gemischter Teams führen – was bezüglich kultureller und ethnischer Herkunft schon lange selbstverständlich ist –, da ja offensichtlich die individuellen Unterschiede sehr viel grösser sind als die Geschlechterdifferenz und Teamsportarten auf multiple Stärken angewiesen sind, zum Beispiel, um noch einmal auf traditionelle Geschlechterzuschreibungen zu-

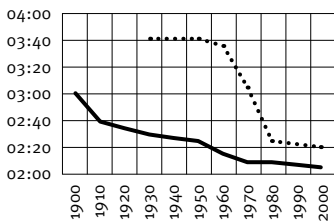
rückzugreifen, sowohl auf männlich konnotierte Wettkampfstärke als auch auf den Frauen zugeschriebene Kooperationsfähigkeit. Die Dekonstruktion müsste in letzter Konsequenz auch auf die unter patriarchalen Bedingungen hervorbrachten und vergeschlechtlichten Massstäbe sowie Regeln abzielen. Zum Beispiel durch Ergänzung oder Ersatz der banalen quantitativen Erbsenzählerei geschossener Tore durch qualitative Stilnoten oder gar durch Überwindung der scheinbar spielimmanenten Dualität von SiegerIn und VerliererIn, die früher auch schon mal durch das Los hergestellt wurde – so im Halbfinal der Europameisterschaft 1968 zwischen Italien und der UdSSR (Italien nach 0:0 dank Losentscheid im Final). Das wahre Abenteuer besteht nicht nur im Überschreiten von Grenzen, im Vordringen in gefährliches beziehungsweise verbotenes Gebiet, das heisst im Verstoss gegen herrschende Regeln, sondern vor allem auch in der Aufhebung von Grenzen und der Veränderung von Regeln – auch auf dem Fussballplatz.



Weltrekordentwicklung
im Schwimmen, 100-m-Freistil
von 1910 bis heute



Weltrekordentwicklung
im 100-m-Lauf
von 1900 bis heute



Weltrekordentwicklung
im Marathon-Lauf
von 1900 bis heute

..... Frauen ————— Männer

Quelle: Markus Lamprecht / Hanspeter Stamm: Sport zwischen Kultur, Kult und Kommerz, Zürich: Seismo Verlag, 2002, S. 92 (Historische Quelle: Chronik des Sports, 1992)

Fussball zwischen Spiel und Gewalt

Die ersten Spiele, die den Ursprung des modernen Fussballs markieren, waren Kämpfe zwischen den Bewohnern zweier englischer Dörfer um einen Ball. Deshalb erstaunt es nicht, dass es bei Fussballspielen immer wieder zu gewalttätigen Auseinandersetzungen in und um Stadien kommt. *«Der Fussball ist ein Spiel des Volkes, und das Volk kann nicht besser sein als die Gesellschaft. Schauen Sie sich einmal eine <Tagesschau> an ... Hier wird geschossen, da wird getötet, hier ist ein Unfall, dort eine Katastrophe. In dieser Welt spielen wir Fussball»* ⁴²⁵, sagt Josef Blatter, als FIFA-Präsident oberster Fussballverantwortlicher der Welt, in einem Interview mit dem Zürcher «Tages-Anzeiger». Gewalt scheint also ein, wenn auch unerwünschter Teil des Fussballs zu sein. In der Schweiz randalieren Fans oft vor und nach Spielen, meist bleibt es bei Sachbeschädigungen. Schockiert hat das Spiel des FC Basel gegen den FC Zürich am 13. Mai 2006: Die Zürcher schossen in der letzten Minute noch ein Tor und sicherten sich damit den Meistertitel, enttäuschte Basler Fans rannten auf das Spielfeld und griffen FCZ-Spieler an, ausserhalb des Stadions lieferten sich AnhängerInnen beider Clubs Strassenschlachten. Für die Verantwortlichen im Schweizerischen Fussballverband war dies der Beweis, dass die Gewalt zunimmt und nur mit harten Massnahmen bekämpft beziehungsweise verhindert werden kann. Nebst einer Busse wurde der FCB mit fünf Stadionsperren belegt; die Basler kickten während fünf Spielen vor einer Geisterkulisse – ohne Publikum. Damit nicht genug: Diese Ausschreitungen waren Wasser auf die Mühlen der BefürworterInnen von mehr Repression; das geplante Hooligan-Gesetz, war man sich einig, werde Abhilfe schaffen. Kein Wort, dass mangels quantitativer Daten keine Aussagen darüber gemacht werden können, ob die Gewalt in Zusammenhang mit Fussballspielen in der Schweiz real zu- oder abgenommen hat. Aufgrund des so genannten Hooligan-Gesetzes, des am 1. Januar 2007 in Kraft getretenen «Bundesgesetzes über Massnahmen zur Wahrung der inneren Sicherheit» (BWIS), können einer Strafhandlung verdächtige oder straffällig gewordene Personen registriert werden. Eine bereits früher übliche Massnahme gegen potenziell gewalttätige ZuschauerInnen ist das Stadionverbot; mit der Hooligan-Datenbank «Hoogan» sollen die Lücken beim Datenaustausch zwischen Stadien und Kantonen geschlossen werden. Diese Datenbank hat allerdings ihre Tücken: Es werden alle aufgenommen, die in irgendeiner Art und Weise – also nicht zwingend wegen Gewalttätigkeit – gegen das Gesetz verstossen haben. Wenn sich beispielsweise jemand mit einem Trainerausweis, der ihm nicht gehört, gratis ins Stadion zu schmuggeln versucht und dabei erwischt wird, werden ihre/seine Daten an «Hoogan» übermittelt, sie oder er gilt als kriminell und muss europaweit mit Stadionverbot rechnen. Das-

selbe gilt für den Fan, der seine Mannschaft gerne mit Feuerwerk unterstützt: Er verstösst gegen das Sprengstoffgesetz und wird registriert. Die privaten Sicherheitsdienste, die in den Stadien für Recht und Ordnung sorgen, dürfen Personen melden, die sich nicht gesetzeskonform verhalten. DatenschützerInnen haben sich von vornherein skeptisch gegenüber «Hoogan» geäussert; deshalb ist das von der Angst der PolitikerInnen vor Ausschreitungen geprägte Gesetz bis 2009, das heisst bis nach der Europameisterschaft 2008, befristet. Die Stadt Zürich – und das verstärkt die Befürchtungen des Datenschutzes – führt seit Jahren eine Kartei, in der Personen registriert sind, die *möglicherweise* an einem Sportanlass Gewalt ausüben könnten. Obwohl der Zürcher Datenschutzbeauftragte diese Registratur kritisierte, hat die Legislative Anfang 2008, mit Zustimmung der SozialdemokratInnen, die gesetzliche Grundlage für diese Kartei geschaffen.

Dass es gewalttätige und gewaltbereite Fussballfans gibt, ist nicht zu leugnen, die Frage ist jedoch, wie ihnen am besten begegnet werden kann. Repression, das zeigt die Geschichte, bringt wenig; auf die Frage, ob er während seines einjährigen Stadionverbots keine Fussballspiele besucht habe, antwortet Pascal S. (Name geändert): *«Ich habe gleich viele Spiele besucht wie vor dem Verbot, fast alle meiner Mannschaft, es gibt immer Mittel und Wege, um in ein Stadion zu kommen.»* Es nützt also wenig, Personen zu fichieren. Das BWIS lässt zusätzlich Präventivhaft zu, das heisst, gewaltverdächtige Fans können vor dem Spiel verhaftet, eingesperrt und nach dem Spiel wieder freigelassen werden. Neben diesen repressiven Massnahmen werden in Fussballclubs aber auch integrative Strategien diskutiert und umgesetzt.

Zwischen Boxen und Eiskunstlaufen – Ein Interview mit Josef Zindel

Der FC Basel hat in der Schweiz am meisten ZuschauerInnen und das grösste Budget. Josef Zindel ist der Medienverantwortliche eines der erfolgreichsten Schweizer Clubs.

Sind Fussballfans gewalttätig?

Nicht mehr und nicht weniger als andere Leute. Fussballfans kommen aus allen Gesellschaftsschichten, unter ihnen ist auch eine kleine, gewaltbereite Gruppe.

Zieht Fussball gewaltbereite Menschen an?

Nicht der Fussball, aber das, was Fussball auslöst: seine Popularität, diese Bühne, die riesige Beachtung durch Öffentlichkeit und Medien. Zum Teil wollen die Menschen, die Gewalt ausüben, provozieren und Aufsehen erregen, sie wählen eine Bühne, die ihnen grosse Beachtung bringt; anders gesagt, ohne Fussball gäbe es diese Gewalt immer noch, sie würde sich einfach an einen anderen Schauplatz verlagern.

Dann ist es nicht der Fussball, der Gewalt provoziert?

Sport ist grundsätzlich etwas Aggressives; es gibt sanftere und aggressivere Sportarten; Fussball ist mittelaggressiv – zwischen Boxen und Eiskunstlaufen. Fussball ist körperbetont, es geht darum, schneller und besser zu sein und den anderen zu überlisten, und vor allem ist Fussball etwas sehr Emotionales, da gehen bei manchen die Gäule durch, das ist klar, Fussball ist keine Insel der Ruhe und Gerechtigkeit.

Was kann ein Spieler beeinflussen?

Der Spieler hat eine wichtige Rolle, nicht nur, indem er sich verbal von Gewalt distanzieret, sondern vor allem sein Verhalten auf dem Feld ist sehr wichtig. Die Spieler sind nicht schuld an den Gewaltausbrüchen auf den Rängen, aber sie sind indirekt mitverantwortlich und können die Fans beeinflussen. Jeder Spieler beim FCB unterschreibt einen Vertrag, in dem der Umgang mit Ernährung, Alkohol und Drogen sowie mit den Fans, auch den weiblichen, geregelt ist.

Was unternimmt der FCB noch?

Unser Trainer Christian Gross legt grossen Wert auf den Auftritt der Spieler in der Öffentlichkeit und gegenüber den Fans; seit er Trainer ist, erreichten wir immer mindestens Rang zwei in der offiziellen Schweizer Fairplay-Rangliste, die aufgrund der Anzahl gelber beziehungsweise roter Karten, des Verhaltens von Spielern, Trainern, Club-

offiziellen und Publikum erstellt wird. Wenn unsere Spieler nicht so positiv auftreten würden, hätten wir mit jenem ganz kleinen Teil der Fans, die uns schaden, noch grössere Probleme.

Hätte der FCB einen Spieler wie Zinédine Zidane nach seinem Kopfstoss am Weltmeisterschafts-Endspiel 2006 bestraft?

Zidane wäre bei uns wahrscheinlich nicht bestraft worden, nur weil einer mal einen Ausrutscher hat in zehn oder zwanzig Jahren; natürlich war das ein hässlicher Abgang von Zidane, aber wegen nichts ist der nicht ausgerastet, es gibt auch verbale Gewalt.

Wann waren Sie das letzte Mal in der Muttenger Kurve?

Ich stehe oft während der zweiten Halbzeit beim Spielerausgang, der unmittelbar neben der Muttenger Kurve ist. Mit vielen Exponenten der Kurve bin ich häufig im Gespräch, wenn es Probleme gibt. Fussballspiele schaue ich mir aber nicht in der Kurve an, ich akzeptiere die Kurve, aber ich biedere mich bei den Jungen nicht an, das wäre unglaublich.

Wie viel investiert der FCB in die Sicherheit?

Wir zahlen pro ZuschauerIn, der/die das Drehkreuz passiert, Fr. 2.20 für Feuerwehr, Polizei, Sanität und öffentlichen Verkehr, bei einem Risiko-1-Spiel kommen noch bis zu Fr. 125 000 oder mehr an Polizeikosten dazu. Damit sind aber weder unsere eigenen Sicherheitskräfte noch unsere Fanbeauftragten bezahlt; im Jahr investieren wir zwei bis drei Millionen Franken für Sicherheit und soziale Fanarbeit – das entspricht etwa dem gesamten Budget eines mittleren Challenge-League-Clubs.

Welche Strategie hat der FCB im Umgang mit gewaltbereiten Fans?

Wir haben ein Zwei-Punkte-Modell: Repression und Integration. Repression heisst, wenn sich jemand etwas Relevantes zuschulden kommen lässt, bekommt er/sie Stadionverbot, und wir behalten uns vor, Strafanzeige zu erstatten. Integration heisst Gespräche, Gespräche, Gespräche. Wir ziehen die Fans bei, hören sie an und gewähren ihnen ein gewisses Mitspracherecht; unsere Fans haben zum Beispiel erreicht, dass es wieder Stehplätze gibt. In seltenen Fällen müssen wir auch miteinander dealen, ganz banal und unromantisch: Ihr kriegt das und das, dafür verzichtet ihr während der nächsten paar Spiele auf das Zünden von Feuerwerkskörpern.

In englischen Stadien sind die Stehplätze schon lange weg, in der Schweiz dürfen die Fans immer noch stehen – worin liegt der Reiz, zwei Stunden am Spielfeldrand zu stehen?

Ein richtiger Fan steht, und ich verstehe, dass sie das wollen; Sitzplätze machen allerdings weniger aggressiv. Es gibt Fans, die kommen nicht primär, um ihre Mannschaft zu

unterstützen, sondern um selbst eine Show zu machen. In einem cleanen Stadion kann man nicht mehr Fussball spielen. Unsere Donatoren, Sponsoren und VIP-Gäste kommen unter anderem auch wegen der Stimmung im Stadion, wegen der Choreografien aus der Muttenser Kurve. Die Stimmung, welche die Fans machen, ist zu 98 Prozent positiv und hoch kreativ, manchmal witzig, manchmal bitterböse. Die Fans sind autonom, sie wollen kein Geld vom FCB, weil sie sich nicht instrumentalisieren lassen wollen.

Ist die Hooligan-Datenbank eine gute Lösung?

Ich kann mir vorstellen, dass das helfen kann; man darf aber keine falschen Rückschlüsse ziehen, die Gefahr des Missbrauchs existiert. Ob das die ultimative Lösung ist, wage ich zu bezweifeln; für den Fussballclub gilt: Alles, was hilft, Probleme zu lösen, legal und legitim ist, ist ok.

Die Hälfte der JahresabonentInnen im St.-Jakob-Stadion sind Frauen – sinkt die Gewaltbereitschaft mit einem höheren Frauenanteil?

Im Stadion haben wir kein Gewaltproblem, Ausnahme der berühmte 16. Mai 2006, das war ein Zusammentreffen miesester Konstellationen – das entschuldigt nichts, ist aber nicht typisch. Wir haben ein gewisses Gewaltpotenzial bei Auswärtsspielen und ausserhalb des Stadions, deshalb kann ich diese Frage nicht beantworten.

Die rassistischen Sprüche sind weitgehend von den Rängen verschwunden, homophobe Gesänge sind jedoch nach wie vor zu hören – müsste da der Fussballverband eingreifen?

Vielleicht, es gibt vor allem ein Lied, das immer wieder angestimmt wird: «Alle Zürcher sind schwul.» Wenn du einen fragst, weshalb er das singt, macht er das nicht, weil er findet, alle Zürcher seien schwul, sondern weil er die Zürcher beleidigen will. Die antiquierte Sicht dieser Leute ist: schwul gleich zweitklassig oder negativ. Wenn Nicole Petignat [Schweizer Schiedsrichterin, die als erste Frau ein UEFA-Spiel gepfiffen hat] das Spiel leitet, singen sie «Nicole an den Herd». Das klingt dann schon fast liebevoll, sie singen ja nicht «Nicole, du Schlampe». Die homophoben Gesänge sind derzeit aber noch ein zweitrangiges Problem für uns, einfach, weil andere Probleme Priorität haben und wir die Schwierigkeiten nicht alle gleichzeitig, sondern Schritt für Schritt angehen müssen, erstrangig sind physische und aggressivere verbale Gewalt, Sexismus und Rassismus. Ich weiss, wir sollten mehr tun, aber wir müssen Prioritäten setzen; in einem späteren Zeitpunkt müssen wir die Homophobie auch wegstreifen, das ist klar.

Fussball und Politik

Der Englische Fussballverband hat sich in seinen Satzungen gegen Homophobie ausgesprochen. Die Engländer waren auch die ersten, die sich mit der Gewalt auf den Rängen und vor den Stadien auseinandersetzen mussten. Neue Sitzplatzstadien waren die englische Antwort; auch die Deutschen bauten in den Neunzigerjahren Stadien oder Erlebnis-Arenen mit Sitzplätzen. Das grösste Schweizer Stadion, der St.-Jakob-Park in Basel, verfügt nach wie vor über Stehplätze für die Fans in der so genannten Muttenser Kurve; für internationale Spiele können vorschriftsgemäss Sitzplätze montiert werden. In der Schweiz müssen die Clubs seit 2006 Fanbeauftragte, das heisst VermittlerInnen zwischen Clubs und Publikum, benennen; einige Clubs gehen noch weiter und stellen, zum Beispiel in Zusammenarbeit mit der Gemeinde, ausgebildete FanarbeiterInnen an. Letztere bilden die Schnittstelle zwischen Verein, Fan und Sicherheitsbeauftragten, sie animieren junge Fans, sich aktiv am Fangeschehen zu beteiligen – Transparente malen und Choreografien entwickeln gehört zu ihren Aufgaben. FanarbeiterInnen sind aber auch Ansprechpersonen für Leute, die mit einem Stadionverbot belegt sind. Fanarbeit setzt auf integrative Strategien, so heisst es im Konzept der Fussball-Fanarbeit Luzern: *«Durch Partizipation lassen sich entstehende Energien nutzen, um im Hinblick auf eine gesunde und lebendige Fankultur Ressourcen zu entwickeln.»*⁴²⁶ Christian Wandeler hat dieses Konzept mitentwickelt und arbeitet als Fanarbeiter, das bedeutet am Beispiel des 10. Februar 2008, als der FC Luzern zu Hause den FC Aarau empfängt: *«Etwa eineinhalb Stunden vor dem Spiel sind wir beim Eingang. Wir suchen Kontakt zu den Fans oder vermitteln, wenn es Probleme gibt, wenn zum Beispiel ein Fan etwas ins Stadion nehmen will und ihn die Sicherheitsleute nicht durchlassen.»* Einen solchen Fall erlebt Wandeler, als die Anhänger eine Flagge, die mit einem Totenkopf bedruckt ist, ins Stadion nehmen wollen; erst nach seiner Intervention wird das erlaubt. Der Fanarbeiter ist Fan und Sozialarbeiter, und Letzterer ist auch schon mal im Sandwich zwischen Sicherheitsverantwortlichen und Fans: *«Das kann einen in eine schwierige Position bringen. Ich verrate aber sicher keinen, der etwas ins Stadion schmuggelt, sondern mache höchstens die Fans darauf aufmerksam, dass deswegen der Club gebüsst werden kann.»* Die Vereine der höchsten Liga beginnen jetzt mit der aktiven Fanarbeit; in tieferen Ligen müssen für die Fanarbeit keine zusätzlichen Leute angestellt werden, da spielt die soziale Kontrolle innerhalb des Fanblocks.

**«Die Fans sind das Herz des Vereins» –
Ein Interview mit Andreas Mösl**

Der Challenge-League-Club Winterthur fällt durch innovative Ideen auf, beispielsweise durch die Sirupkurve, ein abgetrennter Fan-Sektor für Kinder, und er hat den Ruf, seine Fans seien politisch links anzusiedeln. Andreas Mösl ist seit 2003 Geschäftsführer des FC Winterthur.

Wie konnte sich der FC Winterthur als linker Club etablieren?

Früher war der FCW ein normaler Fussballclub, mit einem bürgerlichen Vorstand, der bei Stadtratswahlen den SVP-Kandidaten offiziell unterstützte. 2001/02 kam die finanzielle Miswirtschaft immer mehr ans Tageslicht, der Verein ging beinahe pleite, und die Vorstandsmitglieder verliessen das sinkende Schiff. Die Fans der Bierkurve blieben, ihnen war es egal, ob der FCW gewinnt oder verliert. Als ich 2003 Geschäftsführer wurde, versuchte ich, den Club weltoffen und klar gegen Gewalt sowie Rassismus zu positionieren. Das war auch das Motto der Bierkurve.

Wie konkret ist die Zusammenarbeit zwischen Ihnen und den Fans?

Die Fans spielen beim FCW eine wichtige Rolle. Wir nehmen sie ernst, lassen sie mitbestimmen und wollen möglichst keine Repression betreiben. In der Kurve gibt es beispielsweise den Salon «Erika», eine Cüplibar mit Kunstausstellungen in einem umgebauten Container. Diese Bar wird von Fans betrieben, ein anderer Container dient ihnen als Fan-Shop, da können sie ihre Fan-Artikel verkaufen sowie Fan-Utensilien wie Fahnen und Transparente lagern. Mit einem geplanten Fan-Rat soll die Mitsprache noch verbessert und institutionalisiert werden, etwa bei einem allfälligen Umbau des Stadions. Wir arbeiten mit unseren Fans in der Kurve zusammen und wollen ihnen nichts von aussen aufzwingen; wir unterstützen ihre Kreativität und ihr Engagement, zum Beispiel indem wir ihnen Raum zur Verfügung stellen, damit sie ihre Transparente malen können; sie müssen allerdings selbst aktiv werden, wenn sie etwas wollen. Kommen gewaltbereite oder rechtsextreme Gruppierungen ins Stadion, greift der Sicherheitsdienst des Clubs ein und sorgt dafür, dass sie keinen Zutritt zum Stadion mehr haben – Diskriminierung und Gewalt haben bei uns keinen Platz!

Dank des Erfolgs in der Challenge League kommen immer mehr ZuschauerInnen ins Stadion, behalten Sie da noch den Überblick über die Fans?

In den letzten Jahren stiegen die Publikumszahlen tatsächlich stetig an, 2002/03 besuchten im Durchschnitt noch 520 Fans ein Spiel, zurzeit sind es über 2100. Für viele ist die Schützenwiese nicht nur ein Fussballstadion, sondern ein wichtiger sozialer Be-

gegnungsort. Winterthur hat eine Grösse, die überschaubar ist, aber es ist schon so: Je mehr sportlichen Erfolg ein Verein hat, desto mehr zieht es auch die Idioten ins Stadion; es gibt eine Minderheit von jungen Männern, die offenbar das starke Bedürfnis nach Randalieren hat. Wenn wir ehrlich sind – eigentlich gab es dieses Phänomen ja schon immer, derzeit wird dieses Bedürfnis halt in und um die Fussballstadien ausgelebt, aber die überwiegende Mehrheit will nach wie vor in Ruhe bei einem Bier und einer Wurst Fussball schauen.

Wie erklären Sie sich, dass vor allem die jungen Männer gewalttätig werden?

Wie gesagt – dieses Phänomen ist so alt wie die Menschheit; es liegt sicher zu einem Teil im Wesen des Menschen, aber auch an der Kultur der Konkurrenzgesellschaft und der überregulierten Wohlstandsgesellschaft, die, je länger, je weniger Möglichkeiten bietet, um aufgestaute Aggressionen und pubertäre Energieschübe auszuleben. Weshalb besonders Männer zu Gewalttätigkeit neigen, kann ich auch nicht erklären, Tatsache ist: Es waren, mit ganz wenigen Ausnahmen, immer die Männer, die Kriege anzettelten und führten.

Glauben Sie also, dass die Gewalt bei Männern genetisch bedingt ist?

Ich bin kein Wissenschaftler, aber ich denke schon, dass bei den Männern die kämpferische Haltung von Geburt an vorhanden ist und natürlich auch gesellschaftlich gefördert wird. Schliesslich ist ja der einzige biologische Sinn des Lebens, sich fortzupflanzen, die Frauen gebären und suchen nach dem besten Erbgut, die Männer wollen ihr Erbgut weiterverbreiten und müssen sich gegen Konkurrenz durchsetzen. Das tönt alles primitiv – und die Menschen haben sich ja zum Glück auch in vielen Bereichen weiterentwickelt –, aber ich denke schon, dass unterbewusst solche Verhaltensmuster mitspielen.

Zurück zum Stadion: Früher war der Fussballfan ein Macker, das hat sich geändert.

Die Macker gibt's natürlich immer noch, aber die Bandbreite der Fussballfans hat sich in den letzten zehn, fünfzehn Jahren extrem geändert. Ich begann Anfang der Siebzigerjahre Fussball zu spielen, war als Jugendlicher in der nationalen Auswahl, bis ich mich dann in den Achtzigerjahren vom Fussball abgewandt habe, weil ich mich mehr für Politik und Rock'n'Roll interessierte. Anfang der Achtzigerjahre war Fussball in der alternativen Szene offiziell verpönt, die coolen Leute gingen nicht zu einem Match; ich bin aber sicher, dass viele heimlich Fussball schauten. In den Neunzigerjahren wurde Fussball plötzlich wieder in, schwierig zu sagen, weshalb.

Kamen dann auch mehr Frauen ins Stadion?

Sicher, der Frauenanteil steigt in den meisten Ländern seit Jahren, Fussball ist keine Männerdomäne mehr, es gibt immer mehr Frauen, die sich als Zuschauerinnen und Fans

für Fussball interessieren, und es gibt auch immer mehr Mädchen, die Fussball spielen wollen. Dank unserer Fankultur haben wir viele Frauen, junge Leute und Familien im Stadion.

Weshalb hat der FCW kein Mädchen- oder Frauenteam?

Dafür gibt es zwei Gründe: Erstens haben wir schon mit den bestehenden Teams zu wenig Platz für den Trainings- und Spielbetrieb, auch in den Umkleidekabinen, Duschen und WC-Anlagen, zweitens gibt es in Winterthur und Umgebung einige Vereine, die Mädchen- und Frauenteam führen. Wenn der FCW auch in den Frauenfussball einsteigen würde, hätte er als Spitzenverein den Anspruch, die besten Mädchen aus der Region in seinen Reihen zu haben – da wären «Lampe» mit den anderen Vereinen vorprogrammiert.

Gibt es beim FCW auch einen schwul-lesbischen Fanclub wie in Basel oder Bern?

Nein, einen Club nicht. Wir haben zwar Schwule und Lesben, die sich Spiele anschauen, aber es war meines Wissens nie ein Thema, sich zusammenzuschliessen; das hängt sicher auch damit zusammen, dass wir keine offen diskriminierenden Ideologien in Stadion und Verein verbreiten, wir sind weltoffen. Obwohl mir bewusst ist, dass es gerade als Fussballer schwierig ist, zu seiner Homosexualität zu stehen, darf es eigentlich kein Negativthema sein; wenn aber bei uns ein Zuschauer den Schiedsrichter oder einen Spieler als «schwule Saul» beschimpft, muss er damit rechnen, von anderen Fans zurechtgewiesen zu werden. Das ist gut so und muss von den Vereinen auch gefördert werden.

Wieso gibt es in Winterthur eine Sirupkurve?

Die Idee der Sirupkurve ist, den Kindern so früh wie möglich eine positive Fankultur zu vermitteln. Eltern sind auf der Schützenwiese willkommen. Die Kinder sollen erleben, dass man Fussball auch ohne Gewalt und Rassismus geniessen kann. Seit kurzem haben wir für Kinder neben der Sirupbar auch eine eigene Sitzplatztribüne erstellt – für einen Jahresbeitrag von zwanzig Franken erhalten sie eine persönliche Mitgliederkarte, vor jedem Spiel ein Matchprogramm, und wir organisieren auch Ausflüge zu Auswärtsspielen. Wir wollen erreichen, dass die Kinder Fussball nicht automatisch mit Prügeleien und Rassismus gleichsetzen.

Wie eng ist der Kontakt zu den Spielern?

Der ist je nach Spieler und Fans verschieden. Es ist üblich, dass die Spieler nach dem Abpfiff zur Bierkurve gehen und die Sirupkurve auf dem Platz Autogramme holt. Leider verbietet der Fussballverband das Betreten des Spielfeldes auch für Kinder, deshalb haben wir auch schon Geldstrafen erhalten. Manche Spieler sind nach dem Spiel auch in der Stadionbeiz anzutreffen. Wir verlangen von ihnen, dass sie den Kontakt zu den Fans pflegen, denn die Sponsoren sind der Motor, die Fans das Herz des Vereins.

Die Spieler sind ja auch ein Vorbild für die Fans – werden sie beim FC Winterthur speziell geschult?

Die Spieler haben sicher eine Vorbildfunktion, man muss aber aufpassen, dass man nicht zu viel in sie hineinprojiziert. In der Challenge League sind nicht die «Millionarios» angestellt, die man wegen ihrer hohen Gehälter in die Verantwortung nehmen kann; bei uns sind viele junge Spieler, die mehr oder weniger knapp von ihrem Fussballerlohn leben können. Wir sehen unsere Aufgabe, vor allem im Nachwuchsbereich, nicht nur in der sportlichen Ausbildung; Fussball ist ein Teamsport, Fussball kennt weder soziale noch kulturelle Grenzen; das müssen wir nutzen, um unseren Spielern auch etwas für den Alltag mitzugeben. Etwa die Hälfte unserer Junioren sind Nicht-Schweizer, sie stammen aus Afrika, der EU, Albanien, Serbien etc., es gibt zwischenmenschliche und sportliche Spannungen, die sie erkennen und lösen müssen. Der Trainer gibt die Leitplanken vor, ist Schlichter und, falls nötig, auch Richter, aber die jungen Spieler müssen lernen, dass sie Probleme selber lösen müssen, denn während eines Matches gibt es keinen Trainer, der dir sagt, was richtig oder falsch ist. Sie müssen lernen, dass sie sich zwar als starke Individuen durchsetzen müssen, aber nur gewinnen können, wenn das ganze Team funktioniert; so gesehen ist Fussball auch ein Lehrstück fürs richtige Leben.

Gewalt macht Männer, Opfer werden Frauen oder Die Unfähigkeit zur Trauer

Der Mann, dem die Welt zu gross wurde

Der Mann hatte seit seiner Kindheit eine jener Kugeln besessen, wie sie die WahrsagerInnen zwischen sich und den Schicksalsgläubigen drehen lassen. Nur etwas unterschied die Kugel des Mannes von jenen magischen Kristallkugeln – es war eine kleine Weltkugel, die er als Bueb mit grossen Augen immer wieder um die eigene Achse hatte kreisen lassen, so dass FeuerlandSpitzbergenWladivostockKairo an ihm vorbeizogen, während schon ParisLondonBümpliz am Horizont auftauchten. Er war stolz darauf gewesen, dass er die ganze Welt zwischen seinen kleinen Fingern hatte drehen lassen können.

Aber seit er zu erfahren begonnen hatte, was zwischen Moskau und Washington, Peking und Sarajewo geschah, schien die kleine Weltkugel in seiner Vorstellung zu wachsen, wurde grösser und grösser, und wenn er sie jetzt zwischen seinen Händen drehte, schien es ihm, als würde sie ihn zu erdrücken beginnen. Die Welt war ihm zu gross geworden.

So beschloss er eines Tages, die Welt kleiner zu machen, und schlug mit einem Hammer auf die Kugel ein. Der Mann schien nicht um die versteckten Eigenschaften seiner magischen Kugel gewusst, und als diese sich, in tausend Stücke zerschlagen, in Sekundenschnelle in tausend neue Weltkugeln verwandelte, da sah er mit entsetzten Augen tausendmal Sarajewo, tausendmal Wladivostock-FeuerlandSpitzbergen. Und statt einer kleineren sah er sich tausendfach derselben grossen Welt gegenüber, tausendfach zogen BombaySwazilandChicagoAnkaraZürich an ihm vorbei. Vorwurfsvoll, wie er in seinem Wahn glaubte. Da packte ihn eine unbändige Wut. Er stand auf. Stapfte aus dem Zimmer. Schlug die Türe mit lautem Knall hinter sich zu. Und liess tausend Welten im Stich.

Fragen Sie mich nicht, was er ausserhalb des Zimmers antraf. Ich will Sie nicht langweilen. ⁴²⁷

Gewalt, das ist der Versuch, die Welt in meine Welt zu verwandeln. Mit Gewalt ist im Folgenden in erster Linie physische Gewalt gemeint, das heisst jene Gewalt, die bei anderen körperliche Schmerzen, allenfalls sogar Verletzungen oder Tod hervorruft. Es ist zu vermuten, dass physische Gewalt sowohl Reaktion auf andere Formen der Gewalt als auch Fortsetzung struktureller beziehungsweise psychischer Gewalt mit anderen Mitteln ist. Männer – und sie werden in erster Linie mit der Ausübung von Gewalt in Verbindung gebracht –, Männer, die das Konzept der hegemonialen Männlichkeit mangels gesellschaft-

lichen Einflusses beziehungsweise struktureller Macht nicht einzulösen vermögen, versuchen, diesen Mangel auch schon mal mit dem Griff zum «Zauberstab der Gewalt» auszugleichen. Allerdings sind auch die im öffentlichen Bereich Mächtigen nicht vor dem Gefühl des Ausgeliefertseins im Privaten gefeit, und gerade da versuchen Männer immer mal wieder, Kontrolle mit FaustMesserPistole herzustellen. Dass mit diesen physischen Wutausbrüchen oder -einbrüchen auf so genannte psychische Gewalt reagiert werde, mag zuweilen stimmen – eine Rechtfertigung für blaue Augen oder gebrochene Rippen ist es so und so nicht, zudem kommen Prügel und verbale Demütigungen nicht selten von derselben Person.

Der «Zauberstab der Gewalt»

Gewalt gegen andere, aber auch gegen sich selbst, ist der Versuch, UnsicherheitAngstOhnmacht zu überwinden oder zu beenden, um Kontrolle oder wenigstens (endgültig) Ruhe herzustellen. Das gilt für die Mutter und den Vater, welche die Begrenztheit ihres Einflusses auf das Kind, selbst das einjährige, nicht ertragen und zuschlagen, ebenso wie für den Mann, der sich, aus Angst vor der Launenhaftigkeit der Liebe, mit Gewalt holt, was ihm nicht zufällt, oder, bei drohendem Liebesverlust RivaleFrauKinder und womöglich auch sich selbst umbringt. Gilt für den Schüler, der sich mit Blei und Sprengstoff an Lehrpersonen sowie MitschülerInnen rächt, für die durch GottunddieWelt erlittenen Demütigungen oder die bevorstehenden Aussichtslosigkeiten in einer Welt, die nur noch die Überdurchschnittlichen brauchen kann. Gilt für den Spitzenpolitiker, der sich, den drohenden Karrierebruch oder gerichtliche Klagen vor Augen, in den Tod stürzt. Gilt aber auch für die Frau, die den Mann, der sie und ihre Kinder immer wieder bedroht hat, erschlägt. Die subjektiv als Hilflosigkeit empfundene Begrenztheit menschlichen Einflusses bewirkt bei den Gewalt Ausübenden das Gefühl, sie würden immer nur zurückschlagen; selbst Staaten kennen nur Verteidigungs-, keine Angriffsministerien. Der deutsche Sozialwissenschaftler Detlef Pech bestätigt in seinem Buch ««Neue Männer» und Gewalt», dass *«das subjektive Gefühl des Kontrollverlustes und die Nutzung des Mittels Gewalt oft in einem Zusammenhang»* ⁴²⁸ stehen. Das Konzept «Mann» ist der Versuch, alles unter Kontrolle zu bekommen. Deshalb wird das Unkontrollierbare, insbesondere Sexualität und Tod, aus der männlichen Existenz verdrängt und auf die Frau projiziert, die damit zum Feindbild «Frau» mutiert: *«Die Frau als Gegenbild und Differenz zum Mann zu postulieren und sie mit Verlust oder Tod in Verbindung zu bringen, heisst, den Mann rhetorisch zur Nicht-Frau, zum fehlenden Verlust oder Tod zu machen»* ⁴²⁹, schreibt die Zürcher Anglistikprofessorin Elisabeth Bronfen in ihrem

Buch «Nur über ihre Leiche». Im Klartext: Der Mann wird als unsterblicher Täter zum Mann, die Frau als sterbliches Opfer zur Frau.

Es gehört zu den schmerzlichsten und kränkendsten Lebenserfahrungen, dass wir immer wieder mit unseren Grenzen konfrontiert werden, zur Kenntnis nehmen müssen, dass unser Einfluss im Privaten und Öffentlichen beschränkt ist, dass wir die Liebe anderer Menschen nicht herstellen können, dass wir kaum etwas gegen das Elend und die Gewalt in der Welt zu tun vermögen, nur wenig gegen unsere und die Not unserer Liebsten. In dieser Beschränktheit wächst der geheime Wunsch, zaubern zu können, Grenzen zu überschreiten, Macht über die Wirklichkeit, letztlich sogar über Leben und Tod zu gewinnen, vor nichts und niemandem mehr Angst haben zu müssen. Der «Zauberstaub der Gewalt» scheint demjenigen und derjenigen, der/die ihn hat, Macht über die Welt zu verleihen. Die Berührung der Welt mit diesem Stab verwandelt sie in meine Welt. *«Betrachten wir die Bedeutung der Gewalt in Märchen oder Mythologien, so sehen wir, dass Gewalt oft Hand in Hand mit Kreativität geht»* ⁴³⁰, hält Allan Guggenbühl in seinem Buch «Männer – Mythen – Mächte» fest und fährt fort: *«Durch Gewalt wird etwas Neues in die Welt gesetzt, eine Wandlung wird eingeleitet, oder Altes, Lästiges und Überholtes zerstört ... Gewalt wird gesucht in der Hoffnung auf Wandel ...»* ⁴³¹ Oder aber auch aus Angst vor der Veränderung. In ihrem Beitrag *«Weibliche Jugendgewalt: <doing gender?>»* ⁴³² weisen Marek Fuchs und Jens Luedtke darauf hin, Gewalttätigkeit beziehungsweise Gewaltakzeptanz sei bei Modernisierungsverliererinnen – das sind Mädchen mit ungünstigen Zukunftsperspektiven – deutlich grösser, was auch für ihre männlichen Kollegen gelten dürfte. Das heisst, (physische) Gewalt kann auch die verzweifelte Reaktion des Körpers gegen strukturelle Gewalt sein. Vor allem aber schiebt der Zauberstab der Gewalt AngstZweifelTrauer beiseite; wer Gewalt anwendet, kann zaubern, und wer zaubert, hat alles im Griff. Solche Magie kommt offensichtlich dem Konzept «Mann» entgegen, denn: Was Letzteres mehr bedroht als alles andere, ausgenommen der Tod, ist die Angst. Sie, nicht die reale Gefahr, wird als Bedrohung von Männlichkeit wahrgenommen und deshalb verdrängt: *«Ich habe keine Angst, weil ich stärker bin. Das nenne ich Mann»*, formuliert es der ehemalige Ausbilder einer Anti-Terror-Einheit.

Gewaltige Zahlen

Die Entstehung individueller oder kollektiver Gewalt ist das Resultat komplexer sozioökonomischer und psychosozialer Verkettungen, die nicht auf einen einzelnen Faktor reduziert werden dürfen, aber Gewalt ist in unserer Kultur tendenziell männlich, das heisst, sie wird in kulturellen Mythen und gesellschaftlich hervor-

gebrachten Geschlechterkonzepten dem Mann zugeschrieben beziehungsweise von ihm erwartet. Das zeigt auch die durch aktuelle Tötungsfälle immer wieder reaktivierte Frage, ob Schweizer Soldaten weiterhin ihr Gewehr nach Hause nehmen dürfen oder künftig in Zeughäusern abgeben müssen; in der erregt geführten Debatte erscheint einigen die partielle Entwaffnung des Wehrmanns offensichtlich als demütigende Entmännlichung. Die Gewalt (oder zumindest ihre Androhung beziehungsweise Gebärde) macht Männer. Damit wird weder unterstellt, dass alle real existierenden Männer auch tatsächlich gewalttätig werden, noch unterschlagen, dass auch Frauen Gewalt anwenden, und das nicht nur gegen Kinder, aber niemals macht Gewalt eine Frau zur Frau. Die weitaus heftigeren Reaktionen der deutschen Öffentlichkeit auf die Frauen in der so genannten Baader-Meinhof-Bande in den Siebzigerjahren oder auf die US-amerikanische Soldatin Lynndie England zu Beginn des 21. Jahrhunderts machen deutlich, dass die Frau mit der Anwendung von Gewalt nicht nur gegen den täglich durchbrochenen Gewaltverzicht verstösst, sondern, vor allem, auch gegen das Konzept «Frau».

Der offensichtlich als bedrohlich empfundene Umstand, dass das (männliche) Geschlecht der Hauptrisikofaktor für gewalttätiges Verhalten ist, wird immer wieder verdeckt. Lieber werden soziale oder ethnische Faktoren in den Vordergrund geschoben: «Wenig Gebildete gewalttätiger», titelt der «Tages-Anzeiger» am 7. Januar 2002, am 7. März doppelt er nach, sich auf dieselbe Studie der Universität Zürich beziehend: *«Mehr als zwei Drittel der Gewaltdelikte von Real- und Oberschülern verübt. Dagegen sind nur wenig mehr als ein Prozent der Gymnasiasten gewalttätig. Besonders häufig sind ausländische Jugendliche an Schlägereien beteiligt.»* Im März sucht man und frau im entsprechenden Artikel vergebens, was zwei Monate zuvor immerhin noch auf einer Zeile vermerkt wurde – dass 92 Prozent der untersuchten, wegen Gewaltdelikten erfassten Kinder und Jugendlichen männlichen Geschlechts sind. Zu oft wird, auch heute noch, in der Debatte über Gewalt der Faktor «Geschlecht» unterschlagen, von Jugendgewalt, Ausländergewalt, Gewalt der Ungebildeten gesprochen und damit sprachliche (Geschlechter-)Gleichheit suggeriert, wo Statistiken und Realitäten durch unabweisbare Differenzen geprägt sind: *«Spitzenreiter der Liste aussagekräftiger soziodemografischer Kriterien für die Auffälligkeit für Gewaltbefürwortungen und -handeln ist eindeutig das Kriterium der Geschlechtszugehörigkeit»* 433, schreibt Kurt Möller. Wenn von Jugendlichen, Bildungsschwachen, Serben, Kosovo-Albanern oder Afrikanern die Rede ist, sind im Kontext Gewalt Serbinnen, Kosovo-Albanerinnen, Afrikanerinnen, junge beziehungsweise bildungsschwache Frauen nicht mitgemeint, obwohl heutzutage viele nicht müde werden zu betonen, wenn sie «Professoren» und «Manager», «Schriftsteller» und «Ärzte» schrieben, dächten sie selbstverständlich auch an Professorinnen/Managerinnen/Schriftstel-

lerinnenÄrztinnen. Der undifferenzierte Sprachgebrauch führt zur Verallgemeinerung und damit zur Verschleierung männlicher Gewalt, darauf weist auch Claudia Töngi in ihrem Buch «Um Leib und Leben» hin: *«Die Feststellung, dass unabhängig vom historischen Kontext die überwiegende Mehrheit der Gewalttaten von Männern verübt wird und dass auch – mit Ausnahme der häuslichen und sexuellen Gewalt – Männer die Mehrheit der Gewaltopfer stellen, hatte indirekt zur Folge, dass die Kategorie Geschlecht nur auf Frauen, nicht aber auf Männer angewendet wurde. Männergewalt erscheint dadurch als allgemeine Gewalt, die nicht auf ihren Gender-Aspekt hin befragt werden muss.»* 434

2006 machen mehrere Fälle sexueller Gewalt unter Jugendlichen Schlagzeilen: In Rhäzüns vergewaltigen zwei männliche Jugendliche von dreizehn und zehn ein fünfjähriges Mädchen, in Steffisburg wird eine Vierzehnjährige von mehreren männlichen Jugendlichen sexuell ausgebeutet; als in Zürich-Seebach dreizehn *«Männerkinder zwischen 15 und 18 Jahren»* 435 beschuldigt werden, ein 13-jähriges Mädchen mehrfach vergewaltigt zu haben, vergreifen sich einige auch schon mal am Hammerwort «Massenvergewaltigung», und Chefredaktor Werner de Schepper sieht im «Blick» *«das von aller Moral befreite Böse»* 436 auftauchen. Als die Jugendanwaltschaft ein Jahr später gegen nur zwei Jugendliche Anklage wegen Vergewaltigung erhebt, gegen vier weitere wegen Sexualdelikten wie Pornografie, Schändung und sexueller Handlungen mit einem Kind jugendstrafrechtliche Massnahmen einleitet, die übrigen sieben Verfahren einstellt, ist klar: Es haben zwar *«schwere sexuelle Übergriffe»* stattgefunden, die zum Teil nicht strafbar, *«aber ebenso demütigend [sind] wie eine Vergewaltigung»* 437. Vorverurteilungen und Skandalisierungen durch Polizeiorgane beziehungsweise Presse haben das rechtsstaatliche Prinzip der Unschuldsvermutung ausser Kraft gesetzt und so dafür gesorgt, dass die auf gesichteten Fakten und gesetzlichen Grundlagen basierenden Anklagen als Verharmlosungen erscheinen.

Immer wieder wird der Dreisprung Gewalt=Jugendgewalt=Ausländergewalt geprobt. Etwas flapsig formuliert, wird die Jugend seit zweitausend Jahren immer dümmerschlimmergewalttätiger. *«Sie prügeln – sie demolieren – sie vergewaltigen – Jugendgewalt»* 438, titelt der «Blick» im Dezember 2006. Die Faktenlage ist äusserst umstritten: *«Die Kriminalität der Jungen hat sehr stark zugenommen»*, schreibt Markus Somm 2007 in der «Weltwoche», *«Neue Zahlen des Bundesamtes für Statistik widerlegen Schönfärbereien»* 439. Dem widerspricht die Jugendanwältin Verena Schmid von Basel in der «Sonntagszeitung»: *«Wir können die Zunahme von Gewaltdelikten nicht bestätigen.»* 440 Während die einen in Bezug auf einzelne Deliktarten steigende Fallzahlen geltend machen und diese als wachsende Gewaltbereitschaft interpretieren, führen die anderen solche Phänomene auf verändertes Anzeigeverhalten zurück. So zum Beispiel der Psychologe und Gewaltspezialist Allan Guggenbühl in der «Neuen Zürcher Zeitung»

vom 18. Juni 2007: *«Wir diagnostizieren Vorfälle und erstatten Anzeigen, wo wir vor dreissig Jahren eine Balgerei gesehen oder von jugendlichem Übermut gesprochen haben.»* Auch die Jugendpsychiaterin Cornelia Bessler betont in der «Neuen Zürcher Zeitung»: *«Es ist wichtig zu wissen, dass die Zahl der jugendlichen Sexualstraftäter im Kanton Zürich nicht zugenommen hat. Zugenommen haben Medienberichte.»* ⁴⁴¹ So genannte Dunkelfeldbefragungen in Deutschland und den Niederlanden zeigen eine Abnahme der Jugendgewalt. ⁴⁴² (Da nicht sämtliche Gewalttaten bei der Polizei angezeigt werden beziehungsweise nicht alle Opfer sich bei offiziellen Stellen melden und im so genannten Hellfeld sichtbar werden, wird eine repräsentative Auswahl der Gesamtbevölkerung nach ihren TäterInnenbeziehungsweise Opfererfahrungen befragt und so das so genannte Dunkelfeld ausgeleuchtet.) Eine Dunkelfeldstudie im Kanton Zürich – befragt wurden 1999 und 2007 jeweils mehr als 2500 NeuntklässlerInnen – ergibt sowohl aufgrund der Täter- als auch der Opferangaben keine statistisch signifikanten Veränderungen für diesen Zeitraum: *«Insgesamt werden heute etwa gleich viele Jugendliche Opfer von Gewalt wie vor acht Jahren. Auch die Täterraten haben sich kaum geändert.»* ⁴⁴³ Zugenommen *«hat dagegen die Anzeigerate für Gewaltdelikte mit Ausnahme von Sexualdelikten ... So wird für den häufigsten Typ von Gewalt, nämlich Körperverletzungen ohne Waffen, mehr als eine Verdoppelung der Anzeigerate von 6 auf über 13 Prozent festgestellt. Dieser Anstieg trägt entscheidend zur deutlichen Zunahme der Gewaltdelikte in der Kriminalstatistik bei und stellt damit die öffentliche Diskussion um eine Zunahme der Jugendgewalt in ein neues Licht»* ⁴⁴⁴, folgern die beiden Autoren Denis Ribeaud und Manuel Eisner. Die These, *«die heutigen Menschen reagierten viel <sensibler> und würden immer schneller die Polizei einschalten»*, bezeichnet der Zürcher Professor für Kriminologie und Strafrecht Martin Killias als *«wissenschaftlichen Skandal ... Zur Anzeigerate gibt es nämlich ausgezeichnete Daten. Nirgendwo stützen sie die These einer markant gestiegenen Anzeigerate. In der Schweiz ist der Trend sogar rückläufig, gerade bei Gewalttaten Jugendlicher.»* ⁴⁴⁵

Die subjektiv empfundene, medial skandalisierte, in Polizeistatistiken registrierte beziehungsweise in Dunkelfeldbefragungen erfasste (Jugend-)Gewalt weist auf widersprüchliche Realitäten zurück. Die aufgeregte und von Erwachsenen geführte Debatte ist nicht nur eine Reaktion auf gesellschaftliche Wirklichkeiten, die nicht verharmlost werden dürfen, sondern auch ein Ablenkungsmanöver, denn natürlich üben sehr viel mehr Erwachsene Gewalt in all ihren Variationen aus als Kinder und Jugendliche. In Fällen sexueller Ausbeutung und Vergewaltigung von Minderjährigen sind meist Erwachsene die Täter (beziehungsweise Täterinnen), aber statt *«sich den Spiegel vorzuhalten, prangern Erwachsene die Jugend an»*, erklärt der Chef der Kriminalpolizei des Kantons Neuenburg Olivier Guéniat im «Tages-Anzeiger» vom 30. Juli 2007. Das zeigt sich auch in den empörten

Reaktionen auf den so genannten Porno-Rap, der mit sexistischen Sprüchen sein (böses) Spiel treibt: *«Ein Schwanz in den Arsch, ein Schwanz in den Mund, ein Schwanz in die Fotze, jetzt wird richtig gebumst, es ist gang gagang gagang gang gangbang ...»*, konjugiert Bushido in seinem Song «Gangbang» das sexuelle Alphabet durch. King Orgasmus One legt mit «Du nichts, ich Mann» nach: *«King Orgasmus One fickt jetzt tief in deinen Arsch, Fotze, mach mir was zu essen und danach gehst du putzen, so wie sich das gehört. Warum denkst du, du wärst was Besonderes, du bist keine Lady, du bist eine Hure, Hure, du dumme Hure ... Fick mich und halt dein Maul»*, arbeitet er das frauenverachtende Einmaleins ab, und in diese Schule gehen viele Kids ganz gerne. Wie müssen, wie können solche Texte gelesen werden? Wörtlich? Symbolisch? Ironisch? Als Pornografie, die Feministinnen als Theorie zur real existierenden Praxis patriarchaler Unterdrückung und Vergewaltigung von Frauen definiert haben? Sind diese Texte Propaganda für oder Protest gegen die Sexualisierung, ja Pornografisierung von allem? Bereiten sie «Gangbangs» und Gruppenvergewaltigungen vor? Oder demaskieren sie durch Zuspitzung eine Warenkultur, in der Sexualität, und damit insbesondere die Frau, an jeder Ecke sowie auf Tausenden von Inserateseiten zu Dumpingpreisen feilgeboten wird, in der sich biedere Geschäftsleute, gewöhnliche Hausfrauen und gemeine Ehepaare in Swingerclubs zu Gruppensex oder anderen Orgien treffen, um sich, hinterher, als Vater und Mutter darüber zu entrüsten, dass Kinder und Jugendliche sie in ihre eigenen Abgründe blicken lassen? Und warum werden RapperInnen, die sich selbst als KünstlerInnen definieren, *«beim Wort genommen»* ⁴⁴⁶, während Gewaltorgien in Film, Malerei und Literatur als Kunst gelten? Sind Porno-Rap und reale Gewalt die letzten Versuche, eine Eltern- generation zu provozieren, die mit Onanie und Blümchensex nicht mehr zu schockieren ist und darauf besteht, sie habe schon alle Tabus gebrochen, die zu brechen Sinn mache?

«Es gibt eigentlich nichts mehr zu durchbrechen wie zu unserer Zeit», sagt die Schauspielerin Michaela Mey im Dezember 2007, sagt es in den Polstersesseln der ARD, bei Sandra Maischberger, sagt es zur deutsch-türkischen Germanistin Reyhan Sahin, die als «Lady Bitch Ray» die männliche Pornorap-Szene aufmischt. Dass sie sich selbst als «Bitch» bezeichne, so wie früher die Männer die Frauen titulierte hätten, sei *«auf jeden Fall ... 'nen Fortschritt ... Eine Grammatikalisierung hat stattgefunden. Es ist eine andere Bedeutung, es ist nicht mehr negativ, 'ne Bitch ist 'ne selbstbewusste Frau ... und steht dafür, dass, wenn die Möse juckt, man sich holt, was man braucht.»* ⁴⁴⁷ Die Vertreterin der Generation der sexuellen Revolution runzelt die Stirn ob Lady Bitch's Vagina-Style und Vulgärsprache. *«Du kriegst meine Genitaltherapie, Boy»*, verspricht Lady Bitch in ihrem Song «Du bist krank» dem armen Mann, der ständig von Sex rede, aber *«unter deiner dicken Hose hast du'n Problem»*, dann geht's zur Sache: *«Guck, was diese*

Zunge mit deiner Eichel macht, guck dir meine Muschi an und streichel mal. Ich trag nichts drunter – das macht dich affengeil, endlich kommt mal wieder Leben in das schlaaffe Teil. Du darfst alles tun und du darfst meine Titten grapschen, ich tu' alles Junge, um dich wieder fit zu machen ...» Bevor sie noch konkreter wird – *«Halt die Fresse – jetzt wird dein Schwanz geblasen! Na los! Du darfst ihn reinstecken! Ich seh' keine and're Möglichkeit, das kranke Ding zu retten! Und falls du fragst, bei wem du dich bedanken darfst, Dr. Bitch Ray war der behandelnde Arzt»* – blendet das Erste Deutsche Fernsehen aus, und Michaela Mey fragt irritiert: *«Wofür, wozu?»* Die Germanistin, die im Refrain mit dem Textmaterial männlicher Pornorapper spielt – *«Du bist irr. Du bist Dreck. Du bist Opfer»* –, stellt sich in die Tradition der Frauenbefreiung: *«Ich bin für die vaginale Selbstbestimmung, jede Frau soll sich nehmen, was sie will ... Frauen werden immer so erzogen, dass sie die Schnauze halten müssen ... Sie werden schon irgendwie als Opfer erzogen ...»* Die Ältere schüttelt den Kopf – *«Von welcher Zeit reden Sie?»* – und besteht gekränkt auf dem nachhaltigen Erfolg der eigenen Revolte: *«Das ist doch schon lange vorbei, die Zeit, wo die Frau nicht reden durfte.»* Mann und frau wähnt sich im falschen Film, sind es doch sonst die alternden Feministinnen, die den jüngeren Frauen die Leviten lesen und ihnen vorrechnen, sie hätten noch gar nicht gemerkt, wie unterdrückt sie seien, bei «Maischberger» aber legt die Fünfundfünfzigjährige die Sechszwanzigjährige auf die Couch und will wissen: *«Ist Ihre Fotze eigentlich Ihre Seele?»* «Manchmal schon», gibt Lady Bitch Ray keck zurück und besteht auf ultimativer Gleichheit: *«So wie Männer mit ihrem Schwanz denken können, kann ich mit meiner Vagina denken.»* Jetzt weiss Manuela Mey definitiv – der Text darf nicht wörtlich genommen werden. Aber Kunst: Nein, Therapie! *«Wenn Sie sagen, Ihre Vagina ist Ihre Seele, dann hat das mit Liebe zu tun, mit fehlender Liebe vielleicht.»* Wenn das kein Versuch ist, die jungen Leute von heute zu verstehen; aber womöglich ist es gerade diese Art von Lektüre, die noch härtere Kost provoziert.

Von Lehrpersonen und Soziantätigen darf, muss erwartet werden, dass sie in der Lage sind und sich auch die Zeit dafür nehmen, unterschiedlichste Bedeutungen in solchen Texten zu erkennen sowie die sexuellen beziehungsweise gewalttätigen Äusserungen Jugendlicher wenigstens ansatzweise zu verstehen, statt mit Pawlowschen Repressionen oder Laissez-faire auf sie zu reagieren. Der politische beziehungsweise mediale Druck – nach beklemmenden Einzelereignissen umgehend zu handeln sowie dafür zu sorgen, dass Gleiches nie mehr vorkomme – und der aufgeregte Ruf nach absoluter Sicherheit ersticken jeden Versuch, nach den Ursachen zu fragen, zu verstehen, was da eigentlich geschieht, was junge Menschen mit ihrem zweifellos verwerflichen Verhalten möglicherweise sagen wollen. In diesem Null-Toleranz-Klima wird die Parole «Schluss mit der Kuschelpädagogik» ausgegeben, nach klaren Grenzziehungen und harten Händen gerufen, ohne

zu bedenken, dass meist gerade nicht Kuschelpädagogik oder andere «Gutmenschlichkeiten», sondern harte Hände und Männlichkeitskonstruktionen Ursachen dafür sind, dass junge Männer zum «Zauberstab der Gewalt» greifen, in der Hoffnung, dass er aus Opfern doch noch Männer mache. Die Jugend wird, nicht nur im Kontext Gewalt, immer wieder und hoffend als utopischer Ort konstruiert, sie soll es besser machen als die Erwachsenen, die sich selbst als Utopien Einlösende längst aufgegeben haben. Die Zerstörung der Projektion «heile Jugend» – und die sei unsere Zukunft, heisst es immer wieder – durch real existierende Kinder und Jugendliche erschüttert oft mehr als die eigentliche Tat; das verbreitete und medial aufbereitete Gefühl steigender Bedrohung durch Gewalt basiert auch bei Erwachsenen nicht auf gesellschaftlichen Realitäten, wie die Übersicht über die Wahrnehmung der Verbrechensentwicklung des deutschen Kriminologen Christian Pfeiffer zeigt. Der Evolutionspsychologe Steven Pinker weist darauf hin, dass *«Abnahme der Gewalt»* ein Phänomen sei, *«das sich beim Vergleich von Jahrtausenden, Jahrhunderten, Jahrzehnten und Jahren herauskristallisiert und für unterschiedliche Grössenordnungen gilt – von Genozid über Krieg und Aufstände bis hin zu Mord und der Behandlung von Kindern und Tieren. Und es handelt sich um einen globalen, wenn auch keineswegs homogenen Trend.»* ⁴⁴⁸ Dass dieselben Zahlen zu ganz unterschiedlichen Aussagen führen können, zeigt ein Gespräch der beiden Strafrechtler und Kriminologen Martin Killias sowie Marcel Alexander Niggli in der Zeitschrift «Plädoyer». Während Killias darauf hinweist, *«die Zahl der vorsätzlich Getöteten»* habe sich bei den Männern *«seit 1965 verdreifacht und bei den Frauen verdoppelt»* ⁴⁴⁹, entgegnet Niggli: *«Schauen wir uns aber die Anzahl der Urteile bezogen auf je 100 000 Einwohner an, stimmt die Aussage nicht. Seit Beginn dieser Statistik im Jahre 1936 sind diese Quoten praktisch für alle Delikte stabil oder gar rückläufig.»* Die härteste, weil nicht von Anzeigeverhalten und Gewaltdefinitionen abhängige Zahl im Kontext Gewalt, die Tötungsrate, ist im langfristigen Trend tatsächlich deutlich rückläufig: Im 19. Jahrhundert wurden in der Schweiz laut «Sonntagszeitung» jährlich 3,7 Menschen pro 100 000 EinwohnerInnen umgebracht, heute sind es noch 0,8. ⁴⁵⁰ Manuel Eisner und Patrik Manzoni haben in ihrem Buch «Gewalt in der Schweiz» schon 1998 auf diese Entwicklung hingewiesen; ihre Daten zeigen, dass bei Männern die so genannte Homizidrate von fast sechs (pro 100 000 Einwohner) im Jahre 1880 auf rund einen im Jahre 2000 sank, bei den Frauen verlief die entsprechende Kurve sehr viel flacher – von 2,5 (1880) auf rund eine (2000). ⁴⁵¹

Wahrnehmung der Verbrechensentwicklung

	Entwicklung in 10 Jahren gemäss Polizeistatistik	Schätzung der Entwicklung durch NutzerInnen von öffentlich-rechtlichen Medien	Schätzung der Entwicklung durch NutzerInnen von Privatsendern
Mord	- 40,8 %	+ 141,2 %	+ 170,2 %
Autodiebstahl	- 70,5 %	+ 411,0 %	+ 469,4 %
Sexualmord	- 37,5 %	+ 502,1 %	+ 1026,9 %

Quelle: Christian Pfeiffer 2004, in: Peter Aebersold: *Jugend und Gewalt*, «NZZ am Sonntag», 9.12.2007

Die fremde Gewalt

«*Jugendgewalt hat einen Namen: Ausländerkriminalität*», vollendet die Schweizerische Volkspartei im November 2006 ⁴⁵² in einer Inseratekampagne die Verschiebung der Gewalt vom Zentrum an die Peripherie unserer Gesellschaft. Ein für die Wahlen 2007 schweizweit geklebtes Plakat – auf dem unter dem Motto «Sicherheit schaffen», ein schwarzes Schaf aus dem roten Feld mit weissem Kreuz bugsiert wird, so dass nur noch drei weisse Schafe auf eidgenössischem Boden zurückbleiben – suggeriert, die Schweiz werde durch Ausschaffung krimineller Ausländer in «*Mein Zuhause*» verwandelt, und zu Hause, unter seinesgleichen, sei der Mensch sicher vor Gewalt beziehungsweise anderen Bedrohungen. Die empörten GegnerInnen machen es der Partei, die sich selbst als nationalkonservative Bewegung definiert, einmal mehr allzu leicht. Die Frage, ob die Metapher des schwarzen Schafes, die keineswegs nur von der SVP verwendet wird, an sich rassistisch sei – weil sie die Schwarzen (einmal mehr) als die Bösen ausgrenzt, die Weissen als die Guten ins Zentrum stellt – oder ob die Metapher der schwarzen beziehungsweise weissen Schafe eben gerade nicht rassistisch gedeutet, Menschen schwarzer Hautfarbe nicht mit dem schwarzen Schaf gleichgesetzt werden dürfen –, weil, metaphorisch gesehen, auch Menschen schwarzer Hautfarbe weisse, Menschen weisser Hautfarbe schwarze Schafe sein können –, diese Frage lenkt von der eigentlich rassistischen Denkfigur ab. Was Berufslernende in der Schweiz lernen, müssten auch die VordenkerInnen der SVP wissen – dass Schweizer BürgerInnen dank ihrer staatsbürgerlichen Rechte in jedem, auch dem schlimmsten Fall vor Ausschaffung geschützt sind und folglich sämtliche schwarzen Schafe mit Schweizer Pass auf eidgenössischem Boden

bleiben. Dass sich auf dem SVP-Plakat im Schweizerländchen nur noch weisse Schafe tummeln, nachdem das schwarze fremde Schaf ausgeschafft ist, dass also unterstellt wird, SchweizerInnen seien unisono weisse Schafe – das ist die rassistische Denkfigur.

Das Schäfchenplakat der SVP ist die perfekte Illustration der in psychologischen Lehrbüchern beschriebenen Projektion des Dunklen auf das Fremde. Während Menschen grundsätzlich eine so genannte Zebrastruktur haben, versuchen sowohl Individuen als auch Kollektive, sich als weisse Zebras beziehungsweise Schafe zu konstruieren, aber *«die Phantasie vom weissen Zebra»*, schreibt Thomas Aucher in seinem Essay *«Angst, Hass und Gewalt»* 453, *«ist nur aufrechtzuerhalten, wenn ich alles Schwarze von mir auf den anderen übertrage. Er muss als Müll-Container für alles Negative, bei mir selbst Abgelehnte dienen»*. Erst die Leugnung der Zebrastruktur, das heisst eigener Potenziale zum Gewalttätigen, ermöglicht die stereotypisierende und stigmatisierende Schrittfolge Jugendgewalt – Ausländergewalt – fremde Gewalt. Wo die Gewalt zur Gewalt der Fremden wird, erscheint das Leben unter den Einheimischen und Vertrauten, das Leben im eigenen Land als sicher. Die Ausländer schleppen die Gewalt in unser Land ein wie Aids und andere Seuchen, sagen wir. Im Fall des St. Galler Lehrermordes 1999 wurde der Umstand, dass der Täter ein Kosovo-Albaner war, ebenso zum Anlass genommen, Gewalt kulturell zu begründen, wie bei den Fällen sexueller Gewalt unter Jugendlichen im Jahre 2006: *«Hinter der mutmasslichen Vielfachvergewaltigung einer Schülerin in Zürich-Seebach steckt ein Balkan-Problem ... Ob in Rhäzüns, Steffisburg oder Seebach – die Haupttäter stammten fast alle aus dem Balkan und sprechen zu einem grossen Teil Albanisch»*, schreibt Alex Baur in der *«Weltwoche»* vom 23. November 2006. Aber niemand kommt in Fällen mit makelloser schweizerischer Täterschaft, das heisst auf mehrere Generationen zurück frei von Einbürgerungsverdacht, auf die Idee, den nationalen Hintergrund für das Geschehene verantwortlich zu machen – weder bei den drei jungen Winterthurnern, die 1992 eine Blumenverkäuferin umbrachten, die einem von ihnen *«lästig»* geworden sei, noch beim *«Amokläufer von Zug»*, der am 27. September 2001 vierzehn PolitikerInnen umbrachte, oder bei der Ermordung der ehemaligen Skirennfahrerin Corinne Rey-Bellet und ihres Bruders im Mai 2006 beziehungsweise bei der im September 2007 von einem Schweizer getöteten Ylenia. Niemand vermutet hinter diesen Fällen ein Schweizer Problem; die Rede ist von Gewaltausbrüchen, die dem Täter nie zugetraut worden wären, oder von Individuen mit pathologisch-krimineller Energie, die zu spät erkannt worden sei.

Das fast allen Fällen von (sexueller) Gewalt gemeinsame Merkmal allerdings wird nur selten erwähnt, stundenlange Debatten, seitenlange Artikel, ja ganze Bücher zu GewaltjugendgewaltAusländergewalt, und kaum einmal fällt das Stichwort *«Geschlecht»* – weil es so selbstverständlich ist, dass es nicht einmal genannt



... Unterstellt wird, SchweizerInnen seien unisono weisse Schafe – das ist die rassistische Denkfigur ... SVP-Plakat 2007, Foto: Jürgmeier

wird und so gänzlich verschwindet? Was offensichtlich zu allen Zeiten und in (fast) allen Kulturen Realität ist, hat, so der Soziologe Manuel Eisner, *«bislang weder in der politischen Diskussion noch in der wissenschaftlichen Forschung hinreichend Beachtung gefunden»* ⁴⁵⁴, gemeint ist die Tatsache, dass die Ausübung von Gewalt in erster Linie Männersache ist. Letzteres bestätigt auch die Pädagogin Corina Elmer an einer Tagung im September 2007: *«Ausgeprägte männliche Geschlechtsrollenstereotype begünstigen Gewaltverhalten ... Sind es insgesamt rund 23% weibliche Jugendliche, welche 2005 nach StGB verurteilt wurden, so ist deren Anteil an Straftaten gegen die sexuelle Integrität verschwindend gering und liegt unter 3% ... Es ist die Zugehörigkeit zum männlichen Geschlecht und allenfalls zu einer bestimmten sozialen Schicht, welche einen entscheidenden Einfluss auf die Häufigkeit von Jugendgewalt ausübt, nicht die ursprüngliche Staatsangehörigkeit der Eltern ...»* ⁴⁵⁵ Gewalt ist ein zentrales Element zur Herstellung von Männlichkeit, insbesondere, aber nicht nur für jene (jungen) Männer, die dem hegemonialen Konzept «Mann» – das über gesellschaftlichen Einfluss, ökonomischen Reichtum, beruflichen Erfolg konstituiert wird – nicht zu genügen vermögen. So wie für «Frauen aus der Unterschicht» – die wenig Aussicht haben, berufliche

Karriere zu machen, ja überhaupt einen Job zu finden und so «*Anerkennung zu erfahren*» – Sexualität zu einer Möglichkeit wird, «*erfolgreich*» zu sein, wie Walter Wüllenweber im «Stern» 6/2007 schreibt, so bleibt Männern – nebst Fussball und anderen sportlichen Betätigungen – die Gewalt als ultimatives Mittel zur Erlangung von Männlichkeit. Das erklärt weitgehend, weshalb der Anteil gewalttätiger Männer bei Bildungsschwachen, sozial Schlechtergestellten und entsprechenden ausländischen Gruppierungen grösser ist als im statistischen Durchschnitt – die Zentrumsfernen müssen, zur Einlösung des Konzepts Mann, häufiger zum «Zauberstab der Gewalt» greifen als jene, die den hegemonialen Weg zu gehen vermögen; soziale und kulturelle Benachteiligungen überformen beziehungsweise akzentuieren so den Hauptrisikofaktor für Gewalttätigkeit – das Geschlecht.

«Ich habe ja nichts gegen Ausländer», sagen nicht nur SVP-Mitglieder, um dann umgehend in kulturalisierende Stereotypisierungen – «aber Kosovo-Albaner haben nun mal ein Gewaltproblem, das lässt sich nicht schönreden» – zu verfallen. Der Satz aber «Ich habe ja nichts gegen Männer» ist höchstens von Frauen zu hören, die sich von falschem Verdacht befreien und klar machen wollen, dass sie durchaus für Bekanntes zu haben sind. Die Skandalisierungs- und Stereotypisierungsmathematik endet da, wo die Rechnung noch am ehesten aufginge; die Gleichungen Jugendgewalt=Männergewalt, Ausländergewalt=Männergewalt, Gewalt=Männergewalt werden allenfalls in kleinen feministischen Zirkeln durchgerechnet, ins Mathematikbuch für Volksschulen schaffen sie es nicht, denn gesellschaftliche (Macht-)Zentren waren schon immer in der Lage und sind es noch heute, pauschalisierende Schuldzuweisungen beziehungsweise logisch unzulässige Verallgemeinerungen – wie sie Minoritäten zu allen Zeiten über sich ergehen lassen müssen – mit der Forderung «Mehr Differenzierung bitte» zurückzuweisen; zu beklemmend ist die Vorstellung, dass die Gewalt nicht von Fremden eingeschleppt wird, sondern integrierender Bestandteil der eigenen Kultur ist. Die Serben, die Kosovo-Albaner, die Ausländer, beruhigen wir uns, oder, allenfalls noch, die Jungen. Die Ausländer, weil sie's aus der Fremde bringen, das Böse; die Jungen, weil's bei ihnen ein vorübergehendes Phänomen, eine Frage der noch nicht abgeschlossenen Sozialisation ist. Auf die Serben, die Ausländer und die Jungen wird projiziert, was Kern jeder patriarchalen Kultur, auch der unseren, ist. Mit dieser nachhaltigen Abspaltung und Verleugnung lenken wir davon ab, dass Gewalt nicht das Aussergewöhnliche und Exotische ist, sondern das Normale, etwas für die Hervorbringung von Männlichkeiten Zentrales. Gewalt ist mitten unter uns, grösste Gefahr droht noch immer da, wo wir uns geborgen wähnen, von denen, die uns am vertrautesten erscheinen – wir sind die, vor denen wir euch immer gewarnt haben. Diese Tatsache ist so unerträglich, dass wir nach Trost und Erleichterung suchen; die Projektionsfläche

des Fremden, des Anderen, der Bestie liefert uns die willkommene Scheidung von friedlicher Innen- und bedrohlicher Aussenwelt, von heiler Heimat und fremder Grausamkeit.

Soldaten sind Mörder

Das Allmachtskonzept «Mann», das heisst, nie hilflos zu sein, jederzeit seinen Mann stehen zu können, im Bett, am Schreibtisch und auf dem Schlachtfeld, nie passiv, nie hinnehmend zu sein, der Zwang, immer handeln zu können, enthält einen Zwang zur Gewalt. Alexander der Grosse wurde gross dank der Breite der Blutspur, die er hinterliess. Von männermythologischer Bedeutung ist die über Jahrhunderte erhaltene Wirkung des 334 vor unserer Zeit in Gordion durchschlagenen Knotens. Die Faszination der scheinbar einfachen Lösung des Problems – den als unlösbar geltenden Gordischen Knoten auseinanderzubekommen – unterschlägt, dass das Problem mit diesem Schwertschlag alles andere als gelöst ist; der Riemen, mit dem ein Joch an der Deichsel eines Streitwagens befestigt war, ist hinterher nicht mehr brauchbar. Stellen Sie sich einen Bergsteiger oder eine Bergsteigerin vor, die/der sich bei gefrorenem Knoten im Sicherungsseil, zum Beispiel im so genannten Göttergang in der Eigernordwand, der Alexander-technik bedient. Der Zwang, zu handeln, verführte Alexander den Grossen zu einer Lösung, mit der er das, was er eigentlich entwirren wollte, zerstörte – ein Lösungsmuster, das patriarchale Kultur prägt. Die Nationalsozialisten bezeichneten selbst den Massenmord noch als «Endlösung der Judenfrage».

Gewalt wird auf diesem Hintergrund zum integrierenden Bestandteil des Konzepts «Mann», das heisst des Ensembles gesellschaftlicher Erwartungen, denen der real existierende Mann unterworfen wird. In Kriegszeiten macht sie ihn zum umjubelten Helden; der im ersten Golfkrieg als Haudegen gefeierte General Schwarzkopf trat nach der (erfolgreichen) «Operation Wüstensturm» mit folgenden Worten vor die Presse: *«Bei unserem letzten Treffen fragten Sie mich, was wir im Falle eines Krieges tun würden, und ich antwortete Ihnen: «Dann werden wir den Irakern in den Hintern treten.» Und genauso war's denn auch.»* Der bis 2008 amtierende US-Präsident George W. Bush junior liess sich nach dem offiziellen Ende des zweiten Golfkriegs wahlkampfträchtig mit Victory-Zeichen und in Navy-Uniform auf einem Flugzeugträger ablichten.

«Da gab es vier Jahre lang ganze Quadratmeilen Landes, auf denen war der Mord obligatorisch, während er eine halbe Stunde davon entfernt ebenso streng verboten war. Sagte ich Mord? Natürlich Mord. Soldaten sind Mörder», schrieb Kurt Tucholsky unter dem Pseudonym Ignaz Wrobel am 4. August 1931 in der «Weltbühne». Das Zitat hat seither deutsche Justizgeschichte gemacht, weil es sich

der Orwellschen Neusprache verweigert, die Armeen mit Begriffen wie Sicherheit, Verteidigung, Befriedung beziehungsweise Intervention in Heilsarmeen, Soldaten in liebende Friedenskämpfer verwandelt. In der aufgebrachten Reaktion gegen den bis heute immer wieder zitierten Satiriker, der Soldaten als Mörder bezeichnet, wird die dem militärischen Friedensalltag eigene Verdrängung sichtbar, die sich oft in sexistischem Sarkasmus entlädt, jene Verdrängung, die das *«Wissen um die Präsenz der globalen Mordmaschinerie»*, so Hanne-Margret Birckenbach 1989 in der *«Zeit»*, ins Abstrakte verlegt und den Alltag des Soldaten von jeder konkreten Vorstellung befreit, was hier, Handgriff um Handgriff, vorbereitet wird. Mann und frau erinnere sich nur an die Bilder US-amerikanischer Soldaten, die in automatisierten Abläufen das Scharfmachen von *«Minute-Man»*-Raketen absolvieren, in Unkenntnis darüber, ob es sich um Übung oder Ernstfall handelt. Dass Soldaten sehr wohl bewusst ist, worauf sie vorbereitet werden, bezeugt ein deutscher Bomberpilot – möglicherweise kurz vor dem Einsatz in Ex-Jugoslawien – gegenüber dem ehemaligen Magazin *«Tempo»*: *«Als die Tornados aus Lechfeld hier ankamen, hatten sie scharfe Waffen dabei, endlich mal scharfe Waffen ... Das war ein tolles Gefühl. Dafür haben wir doch jahrelang geübt.»* Der Kern jeder militärischen Ausbildung ist die *«Ausbildung zum Töten»*, macht Hanne-Margret Birckenbach deutlich, nur intensive pädagogische Bemühungen machten die Umgestaltung des *«normalen Mannes»* zum Soldaten möglich, denn Soldaten müssten lernen, *«ihre zivile Orientierung, vor allem das Gewaltverbot, unter bestimmten Bedingungen zu überwinden»*, das heisst den oft und sinnigerweise so genannten *«inneren Sauhund»*, die Angst vor dem Töten und Getötetwerden, zu besiegen. Unter dem Titel *«Du sollst töten»* schreibt Dan Baum in der *«Weltwoche»*: *«Der Feind ist kein Mensch – er ist das Ziel. So nehmen Militärs ihren Soldaten die Hemmungen, abzudrücken. Der Führung ist klar, dass viele Krieger deswegen unter psychischen Schäden leiden. Doch Vorbeugemassnahmen würden die Kampfmoral untergraben.»* ⁴⁵⁶ Das bestätigt auch der Militärpsychiater Harry Holloway: *«Die Armee sagt, wenn wir anfangen, über das Töten zu reden, wird das dazu führen, dass wir eine absolut notwendige Situation pathologisieren.»* ⁴⁵⁷ Dessen Kollege James Marquardt, gemäss Dan Baum während fünfundzwanzig Jahren Chef der Psychiatrischen Abteilung des Veteranen-Krankenhauses in Denver, sieht das abgeklärt: *«Die allermeisten Jungs haben doch kein Problem damit, feindliche Soldaten zu töten. Die Ausbildung vermittelt dem durchschnittlichen Soldaten eine Art Schutzschicht. Er kann sich sagen: «Ich kämpfe für eine gerechte Sache», «Ich kämpfe für mein Land, meine Einheit kämpft auch», «Gott ist auf meiner Seite», und braucht als Einzelner also kein schlechtes Gewissen zu haben, das ihn andernfalls plagen würde.»* ⁴⁵⁸

Der Mann und Soldat aber ist immer bedroht durch die Verführung seines Schattens, durch den Deserteur, durch die Verweigerung von Töten und Getötetwer-

den, durch den banalen Wunsch, zu leben (und leben zu lassen). Deshalb gehört, wer von der Fahne geht, zum Feigling wird, sich als Nicht-Mann erweist, in allen Armeen der Welt zu den am härtesten Bestraften: *«Ohne Exekution derer, die sich mitzumachen weigern, kein Krieg»* ⁴⁵⁹, macht der deutsche Schriftsteller Gerhard Zwerenz in seinem Buch *«Soldaten sind Mörder – Die Deutschen und der Krieg»* klar. Männer erweisen sich als Männer, indem sie Angst und Mitleid, Erotik und Emotion, alles Unberechenbare, alles Lebendige besiegen, und so ist denn, in letzter Konsequenz, der Faschist die fürchterlichste Erfüllung des Konzepts «Mann». Der Kommandant von Auschwitz, Rudolf Höss, der nach dem Zusammenbruch des Dritten Reiches mit seinen vom Stolz des Tüchtigen geprägten Aussagen über die perfekte Organisation der Ermordung und Beseitigung von Millionen dazu beitrug, dass die begangenen Verbrechen gegen die Menschlichkeit nicht länger geleugnet werden konnten, macht in seinen autobiografischen Aufzeichnungen nur überdeutlich, was Mann-Sein in letzter Konsequenz bedeutet: *«Kalt und herzlos musste ich scheinen, bei Vorgängen, die jedem noch menschlich Empfindenden das Herz im Leibe umdrehen liessen ... Musste kalt zusehen, wie die Mütter mit den lachenden oder weinenden Kindern in die Gaskammern gingen. – Einmal waren zwei kleine Kinder so in ihr Spiel vertieft, dass sie sich absolut nicht von ihrer Mutter davon wegreißen lassen wollten ... Den um Erbarmen flehenden Blick der Mutter, die bestimmt wusste, was geschieht, werde ich nie vergessen ... Alles sah auf mich – ich gab dem diensthabenden Unterführer einen Wink, und er nahm die sich heftig sträubenden Kinder auf die Arme und brachte sie mit der herzerbrechend weinenden Mutter in die Kammer. Ich wäre am liebsten vor Mitleid von der Bildfläche verschwunden – aber ich durfte nicht die geringste Rührung zeigen. Ich musste alle Vorgänge mit ansehen. Ich musste, ob Tag oder Nacht, beim Heranschaffen, beim Verbrennen der Leichen zusehen, musste das Zahnausbrechen, das Haarabschneiden, all das Grausige stundenlang mit ansehen ..., weil ich derjenige war, auf den alle sahen, weil ich allen zeigen musste, dass ich nicht nur die Befehle erteilte, die Anordnungen traf, sondern auch bereit war, selbst überall dabeizusein, wie ich es von den von mir dazu Kommandierten verlangen musste ...»* ⁴⁶⁰

Gewalt macht Männer

In Friedenszeiten verstößt der Mann zwar durch die Anwendung von Gewalt gegen Norm und Gesetz, das in immer mehr Ländern auch die alltägliche Gewalt gegen Frauen und Kinder strafrechtlich verfolgt; zur nachwirkenden Kulturgeschichte patriarchaler Gesellschaften aber gehört integral das Recht des Mannes auf den Körper und die Züchtigung von Frau und Kind. Auch heute noch wird

der Mann, der gegen das entmännlichende Gewaltverbot verstösst, zum wahren Mann, der die Sprache von Kampf und Gewalt beherrscht, der, sogar in der Gestalt des Serienkillers, die erschauernde Bewunderung des Publikums weckt – so zum Beispiel durch die Allmachts-Inszenierungen im Film «Das Schweigen der Lämmer». Der Mann aber, der nicht töten kann, Angst vor der Gewalt hat, der, ganz Christ, nach der linken auch noch die rechte Backe hinhält (oder umgekehrt) – das ist eine lächerliche Figur, ist der Nicht-Mann, der, im Gegensatz zu Richard Wagners Ritter Tannhäuser, der Verführung des Weibes erliegt. David G. Gilmore beschreibt in seinem Buch «Mythos Mann» Tannhäusers inneren Kampf auf dem Venusberg: *«Soll er ein glücklicher, aber passiver Gefangener bleiben, dessen Bedürfnisse augenblicklich von der Göttin und ihren Nymphen und Amoretten erfüllt werden, oder soll er auf all das verzichten und zurückkehren in die sonnenbeschienene Welt der Konflikte und Gefahren. Nach langem Zögern verzichtet der Held auf die dekadenten Genüsse der allumschlingenden Venus, die ihm die Möglichkeit nehmen würde, «ein kühner Streiter» in der Welt zu sein. «Mein Sehnen drängt zum Kampfe;/nicht such' ich Wonn und Lust/Oh, Göttin, woll' es fassen,/mich drängt es hin zum Tod», singt er ... Der Ritter hat die ursprünglichste Forderung des Lustprinzips überwunden und der Versuchung widerstanden, in den Armen einer allmächtigen Frau zu versinken, sich in einen kindlichen Kokon des Genusses und der Sicherheit zurückzuziehen ...»* ⁴⁶¹ Gleich Tannhäuser verlässt James Bond, der englische Filmagent 007 mit Tötungslizenz, wenn die Welt ihn ruft, das warme Bett, in dem er, wann immer ihn die grosse Politik lässt, seine Sekundärpotenz unter Beweis stellt; aber wenn Ihre Majestät seine primäre Kraft braucht, schlüpft er in die immer frisch gebügelte Hose, lässt sich den neusten Zauberstab überreichen und die liebende, vielleicht sogar geliebte Frau zurück, im gewöhnlichen, unmännlichen Leben.

Männlichkeit – bei den Fox-Stämmen in Iowa treffend als das *«grosse Unmögliche»* ⁴⁶² bezeichnet – ist immer gefährdet, weil bis ins letzte Glied als Allmacht konstruiert: Männliche Grandiosität ist bedroht durch Begrenzung, insbesondere durch den Tod. Im Konzept Mann wird das Todesproblem durch magische Gebärden, zum Beispiel durch Vorstösse in grosse und kleine Todeszonen, gelöst; dort, wo seine endgültige Vernichtung droht, in der Höhle des Löwen, versucht der Mann zum Mann zu werden – weil er, heil aus der Todeszone zurückkommend, als Sieger über den Tod, als Unverletzlicher erscheint; weil er, das Leben auf dem Schlachtfeld, im ewigen Eis oder im Weinkeller lassend, zum unsterblichen Helden stilisiert wird. Der Tod macht Männer. Das kulturelle Konstrukt bringt den real existierenden Mann in eine heikle Lage: Da sind, zum einen, seine alltäglichen Schwächen und Ängste sowie seine Sterblichkeit; da ist, zum anderen, dieses Konzept «Mann», an dem er zu zerbrechen droht, weil es, im Grunde, das Über-Menschliche verlangt, das sich, allzu häufig, im Un-



« ... Mir tut jeder leid, der ihm näher als zweihundert Yards vor die Flinte kommt ...» «Time», April 1998

Menschlichen zu verwirklichen sucht. Zur Überwindung dieses Grabens greift der Mann nicht selten zum «Zauberstab der Gewalt», denn der macht den Mann scheinbar zum Beherrscher der Unberechenbarkeiten von Liebe und Leben, und wenn es, in Ermangelung der Fähigkeit, Liebe und Leben herzustellen, auch nur die gezielte Herbeiführung des eigenen oder fremden Todes ist: *«Jede grosse Liebe»*, so Friedrich Nietzsche in *«Menschliches, Allzumenschliches»*, *«bringt den grausamen Gedanken mit sich, den Gegenstand der Liebe zu töten, damit er ein für allemal dem frevelhaften Spiel des Wechsels entrückt sei; denn vor dem Wechsel graut der Liebe mehr als vor der Vernichtung»* ⁴⁶³, genauer – vor dem Wechsel graut dem Mann mehr als vor tödlicher Sicherheit. Der Bewunderung, die der Mörder sowohl in Kriegs- als auch in Friedenszeiten mehr oder weniger heimlich genießt, liegt die Illusion zugrunde, er, wenigstens, sei zum Herrn über Leben und Tod, zum Mann geworden.

Das obige Foto zeigt den, vermutlich, knapp vierjährigen Drew, pausbäckig und unbeschwert in die Kamera lachend. Noch weiss er nicht, dass er im April 1998 in seinem Army-Kleidchen, mit Patschhändchen eine Holzflinte an sich drückend, da sitzen wird, wo sonst US-amerikanische Präsidenten und Hollywood-Stars

posieren – auf dem Titelblatt des «Time»-Magazins. Zwei, drei Jahre später schaut er, auf einem anderen Familienfoto, schon sehr viel skeptischer unter einem Cowboy-Hut hervor, als zweifelte er, ob er je in die Kluft der Männlichkeit hineinwachsen würde. Auch im weissen Westernmantel, den er hinter sich herschleift, den metallenen Doppellauf eines Gewehrs auf den Oberschenkel gestützt und den Munitionsgurt ums Bäuchlein geschnallt, ahnt er noch nicht, dass die Presse nur ein paar Jahre später den kleinen Andrew Golden aus dem privaten Album reissen und aller Welt vorführen wird.

Männer werden nicht als Männer geboren, sonst wäre die Angst von Männern und Jünglingen nicht so gross, kein richtiger Mann zu sein beziehungsweise zu werden, dann wäre das Mannsein und -werden eine Selbstverständlichkeit und kein *«unsicherer oder künstlicher Zustand, den sich»*, so David Gilmore, *«die Jungen gegen mächtige Widerstände erkämpfen müssen»* ⁴⁶⁴. Immer ist die Robe der Männlichkeit dem real existierenden Mann oder Buben zu gross; machen wir uns nichts vor: Es gibt keine Männer, so wenig wie es einen Wilhelm Tell oder einen Winkelried gegeben hat. Weil den Buben *«kontinuierliche emotionale Vorbilder fehlen, gewinnen kulturelle Bilder von Männlichkeit an Bedeutung»* ⁴⁶⁵, folgert Tim Rohrman in seinem Buch *«Junge, Junge – Mann, o Mann»*, das heisst, nicht die realen Männer mit ihren Stärken, Unzulänglichkeiten und Ängsten, sondern ihre kulturellen Inszenierungen in Literatur, Film, TV, Comics oder im Fantasyland der Kinderspielfiguren und Videogames werden den Kleinen als Identifikationsobjekte angeboten, weil nur sie der männlichen Grandiosität zu genügen vermögen. Und an dieser wird, obwohl (oder gerade weil) die real existierenden Väter an ihr gescheitert sind, festgehalten; wo immer ihre öffentliche Repräsentation ins Wanken gerät, wird sie umgehend reinszeniert. Als der neue Mister Schweiz Stephan Weiler im April 2008 verrät, er habe nie geraucht, nie Drogen konsumiert, wohne, mit 24, noch bei den Eltern – bei *«Mami und Papi in einer kleinen Wohnung»*, frotzelt das Schweizer Boulevardblatt - und habe seine Freundin erst nach sechs Wochen zum ersten Mal geküsst, lässt ihm der «Blick» von eidgenössischen Cervelatprominenzen den (männlichen) Tarif erklären. *«Was für ein Duschbeutel»*, stammelt der Rapper Gimma und bekommt es offensichtlich mit der Angst zu tun: *«Das ist langsam etwas zu metro, was da abgeht.»* ⁴⁶⁶ Jubaira Bachmann, Viva-Musikchefin, setzt klare Grenzen: *«Ein richtiger Mann wohnt doch mit 24 nicht mehr zu Hause. Er ist ja nicht Asiate.»* Und nicht Frau, aber das sagt sie nicht. Familienvater und TV-Blödler Frank Baumann schreibt den Buben ins Geschlechter-ABC: *«Richtige Männer haben doch heute schon Sex, bevor sie das erste Mal geküsst haben.»*

Dem durchschnittlichen Mann bleibt auf dem Weg vom Knaben zum Mann nur die unsichere Identifikation mit den Masken der Männlichkeit und die Zurückweisung alles Weiblichen, wenn nötig mit Gewalt beziehungsweise ihrer Gebärde.

Gewalt gegen Frauen, wenn sie Männer zurückweisen oder verlassen (Andrew Goldens Kollege habe sich auch an einem Mädchen rächen wollen, das Schluss mit ihm gemacht habe, berichten die Medien), wenn sie, umgekehrt, Männern zu nahe kommen (wie die bereits erwähnten jungen Winterthurer, die eine Kollegin strangulierten, weil einem von ihnen deren Avancen lästig waren), aber auch Gewalt gegen andere Männer beziehungsweise gegen sich selbst (dreimal mehr Männer als Frauen bringen sich erfolgreich um). Gewalt, so der Basler Psychologe Henry Drefus in der «Zeitschrift für Friedenspolitik» (FriZ), sei *«eine ungeheuer demokratische Möglichkeit der sozialen Verwirklichung. Sie steht jedem offen. Und die Wirkung ist sensationell, ja, geradezu magisch.»* Lieber Ausländer und Schwule «klopfen», Kinder schlagen und Frauen vergewaltigen, lieber Serienmörder als Schlappschwanz – das ist die Botschaft kultureller Inszenierungen von Männlichkeit.

Und die hat Kody, der als Mitglied einer Strassengang in Los Angeles mit elf zum Killer wird, begriffen: *«Heute abend würde ich ein Mann werden, und ich nahm jeden Befehl so ernst wie Afrikaner bei ihren Initiationsriten»* ⁴⁶⁷, beschreibt er im ehemaligen Yuppie-Magazin «Tempo» den Tag, der ihm den *«stolzesten Moment meines bisherigen Lebens bescheren sollte»*. Nach Pot, Bier und dem Beweis seiner *«gnadenlosen Härte»* in einer Schlägerei mit den anderen Bandenmitgliedern drückt ihm der Gang-Chef eine Pump-Gun in die Hand: *«Du hast acht Schüsse, und du kommst nicht zurück, bis sie alle abgefeuert sind.»* Kody besteht die Feuertaufe, indem er seinen ersten Toten abliefert. Gerade, weil der kleine biologische Unterschied gesellschaftlich überhöht wird, ist männliche (und womöglich auch weibliche) Identität so brüchig, droht dem Mann – wegen der Unmöglichkeit, das gloriose Konzept «Mann» einzulösen – permanent der Absturz ins Weibliche, Schwule, Nicht-Männliche, ins Nichts. Gegen diese klassischen Bedrohungen männlicher Identität wird lebenslänglich mit mörderischem und selbstmörderischem Heldenmut angekämpft, Männer «phällen» oder «phallen»: *«Ohne Gewissensbisse töten und ohne Angst sterben»*, bringt es «Monster Kody» von den Los Angeles Grips auf den Punkt. *«Meine Kumpels»*, erzählt er, *«wurden zu meiner Familie, die älteren zu Ersatzvätern. Sie gratulierten mir jedesmal, wenn ich der Gang eine neue Waffe organisiert hatte. Zu Hause wurde ich zusammengeschissen, weil ich den Müll nicht rausgebracht hatte. Den Müll. Kapierte Mom denn nicht, wer ich war?»* Hier wird das Konzept «Mann» deutlich sichtbar, es ist gekennzeichnet durch die gewaltsame Abgrenzung vom weiblich besetzten Haus, von der durch die Mutter verkörperten Geringschätzung männlicher Grandiosität und der aufs Weibliche projizierten Banalität des Lebens – Müll eben.

Ein deutscher Jugendlicher, der seinen Stiefvater und seine Mutter mit dem Messer erstach, enthüllt Wolfgang Korruhn, er habe sich danach erwachsen gefühlt: *«Erwachsen. Selbständig. Wie 'n Vater.»* ⁴⁶⁸ Der Film «Stand by me» ⁴⁶⁹ macht

deutlich, welche Rolle Gewalt und Tod für die Mannwerdung spielen: Zwei Gruppen von älteren beziehungsweise jüngeren Jugendlichen geraten in einen Wettlauf um eine unbekannt Leiche, die Jüngeren sind vor den Älteren am Ziel; in der Schlüsselszene kommt es zum Showdown zwischen den beiden Gruppen, der durch einen eher schwächlichen Buben, der plötzlich eine Pistole zieht, zugunsten der Jüngeren entschieden wird. Die Suche nach der Leiche – eine typische Mutprobe, Bestandteil männlicher Initiation. Der Griff zur Pistole macht aus dem Jungen – der, von der Leiche daran erinnert, eben noch wegen seines toten Bruders geweint hat – einen Mann, der die Situation beherrscht.

Der Tod macht Männer

In «Highlander» – einer Fantasy-Story, die nicht nur in mehreren Kinoveritionen, sondern auch als Fernsehserie und im Internet ihre vierhundertjährigen Spuren hinterlässt – wird der Held von seinem Lehrmeister brutal aus dem Boot in den See gekippt und verlacht, als der Nichtschwimmer um Hilfe schreit: *«Du wirst nicht ertrinken, du Narr, du bist unsterblich»*, und das ist der Mann denn auch tatsächlich; während die Frauen, die er liebt, grau werden und sterben, bleibt Highlander ewig jung. Nur die Erfüllung seines grössten Traums, eine Familie, ist ihm verwehrt: *«Du kannst keine Familie haben, wir können keine Kinder zeugen»*, verkündet der Meister streng und fordert: *«Du musst sie verlassen.»* Als er selbst die letzte der Frauen – die er in seinem über zweitausendjährigen Leben geliebt – verloren habe, verrät der Mentor und enthüllt damit zentrale Männerängste, *«war ich gebrochen. Ich möchte dir diesen Schmerz ersparen.»* Gemeint ist die Trauer ob des Verlusts eines geliebten Menschen, die Angst vor dem Verlassenwerden, dem Ausgeliefertsein, dem Tod, die Angst vor der Angst. Die Unfähigkeit zur Trauer, das macht Männlichkeit im Kern aus, deshalb die Sehnsucht nach Unsterblichkeit, die sich in «Highlander» erfüllt. *«Die meisten Menschen haben Angst davor zu sterben. Aber das ist nicht dein Problem, du hast Angst vor dem Leben»*, hält ihm eine der geliebten Frauen entgegen. Der Held muss um der höheren Sache willen – die Rettung der Welt, der Kampf gegen das Böse – jeder weiblichen Verführung widerstehen, alle menschlichen Gefühle und Wünsche unterdrücken, alles hinter sich lassen. Denn: *«Sie bringen Männer nicht dazu zu töten, wenn Sie ihnen Gefühle erlauben»* 470, erklärt ein Sergeant der englischen Armee in Carol Lees Buch «Hilflose Helden».

Im Kriegsstreifen «Pearl Harbour» 471 – in dem die Frauen als Krankenschwestern, die Männer als Soldaten inszeniert sind – gibt sich Held Nummer eins als Gentleman und verabschiedet sich am Abend vor seinem Kampfeinsatz in England vor der Türe der geliebten Krankenschwester. Sie solle sich ihre Jungfräu-

lichkeit erhalten, meint er, bis die Schlacht geschlagen sei; in Tat und Wahrheit hat er, vermutlich, Angst, er könnte sich nicht mehr aus ihren zärtlichen Schenkeln lösen, um in der Luftschlacht über dem Ärmelkanal seinen Mann zu stellen, wo er, vermeintlich, sein Leben lässt. Die trauernde Verlobte lässt sich von Held Nummer zwei trösten und schwängern – Happy End, bis die unverhoffte Rückkehr von Held Nummer eins aus dem Reich der Toten sie in ein banales Dreiecksverhältnis stürzt. Aber Hollywood wäre nicht die Traumfabrik, wenn das Drama nicht in Minne aufgelöst würde. Nach dem historischen Überfall der japanischen Marine auf Pearl Harbour befiehlt US-Präsident Roosevelt zur Wiederherstellung der US-amerikanischen Ehre einen sinnlosen Bombenangriff auf Tokio. Beide Helden gehören zu dem Himmelfahrtskommando, das, Tage vor dem Abflug, vom Captain aufgefordert wird, den Nachbarn zur Linken anzuschauen und sich zu vergegenwärtigen: *«Er oder Sie werden in sechs Tagen vermutlich tot sein.»* Wer dazu bereit sei, fordert er seine Mannen auf, solle einen Schritt vortreten, alle stürzen sich, so 2001 inszeniert, dem Tod entgegen, keiner zögert, nicht einer ist unter den Männern, der Angst zeigt. Held Nummer zwei widersteht auch der Verführung durch Held Nummer eins, der ihm, im Gegensatz zur werdenden Mutter, verrät, er werde bald Vater, und ihn auffordert, zu Hause zu bleiben, damit die Frau nicht noch einmal den Tod eines geliebten Mannes erleiden müsse. Aber Held Nummer zwei tilgt die Schmach, sich, damals, im Frauenschoss verkrochen zu haben – während der Freund sich, im letzten Moment mit dem Schleudersitz aus dem abgeschossenen Bomber entkommen, durch feindliche Linien schlug –, zieht in den Krieg und kehrt, als Mann rehabilitiert, in einem Blechsarg ins Vaterland zurück. Held Nummer eins übersteht auch das zweite Stahlbad des Todes, und jetzt darf er zum gewöhnlichen Menschen werden, darf ins Haus, zu Frau und Kind von Held Nummer zwei, darf leben, denn er hat erbracht, was dem Mann abverlangt wird.

Männlich und tapfer nimmt auch Highlander das Kreuz des Helden auf sich, greift zum «Zauberstab der Gewalt» und stellt sich dem Kampf, wird hundertmal verletzt und getötet, steht aber, wie von Zauberhand aus der Grube gehoben, immer wieder auf, verletzt und tötet seinerseits hundertmal; aber auch The Kurgan, der böse Widersacher, ist ein Unsterblicher, bis sein Kopf im allerletzten Showdown mit Highlander, gegen Ende des 20. Jahrhunderts, endgültig – oder wenigstens bis zum nächsten Film – fällt. Jetzt, endlich, wird Highlander zum ganz normalen Menschen und verkündet der Frau, die er gerade liebt (abgewiesen wird er natürlich nie): *«Ich bin genauso wie du, ich kann lieben und Kinder haben, leben und alt werden.»* Aus den Wolken ruft ihm der Meister zu: *«Alles braucht seine Zeit.»*

Auch der kleine Andrew Golden schafft es im April 1998, gerade mal elfjährig, sein Kostüm auszufüllen, er erschießt mit seinem dreizehnjährigen Mitschüler

Mitchell Johnson in Jonesboro, Arkansas, vier Schülerinnen und eine Lehrerin. Sein Bild geht um die Welt, Politiker bedauern, dass die Todesschützen nicht wie erwachsene Männer abgeurteilt werden können, Andrew Golden ist zum ernst zu nehmenden Mann geworden. Und Grossvater Golden, in dessen Waffenschrank sich die beiden Buben bedient haben, gibt in seinem Garten eine Pressekonferenz, an der er, so Michael Schwelien in der «Zeit», mit *«unverhohlenem Stolz auf das jägerische Geschick seines Enkels»* erklärt: *«Mir tut jeder leid, der ihm näher als zweihundert Yards vor die Flinte kommt.»* Wer hätte da noch Angst davor, wer dürfte, bei solchen Grossvätern, noch darauf hoffen, dass Männer, irgendwann, ganz gewöhnliche Menschen werden, die, wie im gleichnamigen Märchen, das Fürchten lernen.

Frauen reden, Männer handeln, ein Feigling, wer vor den grossen Problemen und dem Nein der Begehrten kapituliert, der Mann kennt kein Nein. Der deutsche Student Tarnberg, der seine Zimmerwirtin umbrachte und zerstückelte, erklärt später: *«Nur immer reden und nicht handeln, macht depressiv»* ⁴⁷², macht insbesondere Männer depressiv, die weder Untätigkeit noch Stille aushalten, weil sie durch die Leere, um es verkürzt zu formulieren, mit dem Tod, der Endlichkeit und der Angst konfrontiert sind. Der Mann muss auf jede Situation reagieren, immer aktiv sein, und wenn dabei Menschenleben vernichtet werden. Nach der Ermordung Tausender *«Unschuldiger»* im World Trade Center am 11. September 2001 erklärte der Präsident, wie er auch in Europa genannt wird, der *«Achse des Bösen»* und ihren *«schuldigen»* Völkern den Krieg. Statt angesichts des drohenden Konkurses, der aussichtslosen Liebe, des nicht mehr wiedergutzumachenden eigenen Verschuldens zu verzweifeln oder Hilfe zu holen, mordet der Amokläufer, bringt sich der ehrenwerte Mann selber um – alles (untaugliche) Versuche, männliche Omnipotenz, ausgerechnet in der Stunde der Ohnmacht, (wieder) herzustellen, Hauptsache, man handelt. Gewalt, das ist auch die Unfähigkeit zur Trauer. Statt die unerwiderte oder beendete Liebe, die nicht eingelösten Hoffnungen und Utopien, die anhaltende Not und Unterdrückung, den Graben zwischen Traum und Wirklichkeit zu beklagen und zu beweinen, ohne in Resignation, Selbstentwertung und Gewalt gegen sich selbst beziehungsweise Hass und Gewalt gegen andere zu verfallen, greift der Mann zum *«Zauberstab der Gewalt»*. Die Stunde der Katastrophe ist für ihn die Stunde der Bewährung. Vater George Bush senior hält bei einem Trauergottesdienst nach 9/11 die Hand seines Sohnes. Jetzt musst du stark sein, mein Sohn, scheint die Hand des Golfkriegers a.D. zu sagen, das ist die Gelegenheit, ein grosser Präsident, ein Mann zu werden.

Unweibliche Gewalt und andere blinde Flecken

In Krisensituationen zeigen sich die Erwartungen an Männlichkeit besonders deutlich, da sind starke, da sind harte Männer gefragt: *«Die russischen Bürger reagieren nur auf zwei Dinge: auf das, was sie persönlich betrifft wie Sozial- oder Kommunalreformen; und auf alle Anzeichen dafür, dass die Führung die Kontrolle verliert. Deshalb demonstrieren die Machthaber ihre Stärke. Das beruhigt die Bürger und erhöht das Rating der russischen Führung»*, erklärt die russische Soziologin Olga Kryschtanowskaja nach der Befreiung von Beslan im September 2004, die Hunderte von Geiseln das Leben kostet. Präsident Putin räumt Fehler ein: *«Wir haben Schwäche gezeigt, und Schwache werden geschlagen.»* Männerworte. Allerdings: *«Das Terrorkommando bestand aus Männern und Frauen»*, notiert die *«Neue Zürcher Zeitung»* am 2. September 2004. Die *«Frankfurter Allgemeine Zeitung»* erinnert am gleichen Tag an die so genannten schwarzen Witwen; drei von ihnen werden für die kurz davor in die Luft gesprengten russischen Flugzeuge und das Selbstmordattentat auf die Metro-Station Ryschskaja verantwortlich gemacht: *«Hunderte Menschen sind in den vergangenen Jahren in Russland durch die Attentate von Tschetscheninnen gestorben, die sich in Zügen, an Bushaltestellen, in Metro-Stationen und in mit Sprengstoff beladenen Lastwagen in die Luft gesprengt haben – nun auch in Flugzeugen. Bekannt wurden diese Frauen, als 19 von ihnen an der Geiselnahme von mehr als 900 Theaterzuschauern im Moskauer Musical *«Nord-Ost»* im Oktober 2002 beteiligt waren. Damals taufte man sie *«schwarze Witwen»*, nach ihrer Kleidung und danach, dass sie Männer, Söhne und Brüder rächen wollten, die von den Russen in Tschetschenien getötet worden waren.»* Wir werden noch härter zurückschlagen, kündigt Putin an. Das ist, weltweit, das ewige Gebet des starken Mannes.

Auch das Bild ist um die Welt gegangen, das Bild der US-amerikanischen Soldatin Lynndie England, das die ihren Enkeln in Jahrzehnten noch wird erklären müssen, das Bild einer jungen Frau, mit T-Shirt und modisch gewordenen Tarnhosen, einen nackten irakischen Gefangenen an der Hundeleine zerrend. *«Wissen Sie»*, erklärt sie im März 2008, ein Jahr nach ihrer Haftentlassung, in einem Interview mit den *«Stern»*-Journalisten Michael Streck und Jan Christoph Wiechmann, *«ganz ehrlich, ich fühlte mich die ganze Zeit nicht richtig schuldig. Weil ich Befehlen folgte.»* 473 Das Bild beklemmt, weil es daran erinnert, dass Friedfertigkeit und Respektierung von Menschenrechten nur dünner Firnis sind, unter dem Menschenverachtung und Folter, Demütigung und Gewalt lauern; weil es deutlich macht, dass all das nicht unamerikanisch, unmenschlich, ja, nicht einmal unweiblich ist. Die Obergefreite Lynndie England selbst greift auf traditionell weibliche Entlastungsbilder zurück, wenn sie sich zum Opfer ihres damaligen Freundes, des Stabsgefreiten Charles Graner – mit dem sie auf einem anderen

Bild *«hinter einer Pyramide nackter Gefangener»* posiert –, macht: *«Ich tat alles, was er wollte. Ich wollte ihn nicht verlieren.»* 474

Weshalb ist gerade dieses Bild von RedaktorInnen so oft ausgewählt worden? Weil es die Männer vom Kollektivverdacht der Gewalttätigkeit entlastet? Weil *«unter Medienaspekten die Frau als Täterin das Unerwartete»* ist, *«also stärker»* wirkt, wie die deutsche Soziologin Karen Gabbert in einem Interview mit der *«Tageszeitung»* (taz) am 12. Mai 2004 erklärt? Gewalt als das Frauenmögliche – geschäftstüchtige Medieninszenierung oder patriarchale Propaganda? *«Ist die Schwelle zur Gewalt nach einer traditionellen Mädchenerziehung nicht doch höher?»*, fragt die *«Tageszeitung»* nach und wird von Gabbert des letzten Quäntchens Hoffnung beraubt: *«Das ist meiner Meinung nach Quatsch. Männer unterliegen öfter Bedingungen, die Gewalt hervorrufen können. Wenn Frauen diesen Bedingungen auch ausgesetzt werden, handeln sie genauso.»* Die nachstehende Aussage von Lynndie England jedenfalls ist im Verlauf der Geschichte von Tätern schon mehr als einmal vor Gerichten zu Protokoll gegeben worden: *«Ich war dumm genug, diese Dinge zu tun. Zu denken, es ist in Ordnung, nur weil dir die Offiziere diese Befehle geben. Aber im Militär folgst du Befehlen. Es heisst immer nur: Yes, Sir. No, Sir. Du folgst ihnen. Du stellst keine Fragen. Jetzt aber sagen die: «Du hättest Fragen stellen sollen.»»* 475 Die Vorstellung, dass Frauen unter denselben Bedingungen gleich (gewalttätig) handeln wie Männer, widerstrebt den meisten von uns, Frauen und Männern, zutiefst, weil sie, einem Gleichheitsansatz folgend, die Geschlechterdifferenz zurückweist und damit das Wunschbild des anderen, des friedfertigeren Geschlechts zerstört. Elisabeth Badinter zitiert in ihrem Buch *«Die Wiederentdeckung der Gleichheit»* die Philosophin Monique Canto-Sperber, die ihre Verwunderung über das Selbstmordattentat einer Palästinenserin ergründet: *«Liegt es daran, dass ich mir eine Gewalt, die sich unterschiedslos gegen andere wie gegen das eigene Selbst richtet, bei einer Frau nur schwer vorstellen kann? Stelle ich mir vor, dass eine Frau mehr Mitleid für das konkrete Leid ihrer Opfer empfindet als ein Mann? Oder glaube ich, dass Frauen realistischer sind, weniger fanatisch, weniger anfällig für den Rausch der «gerechten Sache»?»* 476

Die Genderperspektive hat, wie jedes Modell, blinde Flecken; gerade weil das Konzept *«Gender»* davon ausgeht, dass Männer zu Männern, Frauen zu Frauen gemacht werden, verführt es uns dazu, Frauen nur als Frauen, Männer nur als Männer zu erkennen, wenn sie kulturellen Männlichkeits- und Weiblichkeitsvorstellungen entsprechen. Das Modell im Kopf kann zum Brett vor dem Kopf werden, das uns den Mann nur als Täter, die Frau bloss als Opfer sehen lässt. Begünstigt wird solch selektive Wahrnehmung durch den von Marek Fuchs und Jens Luedtke in ihrem Beitrag *«Weibliche Jugendgewalt»* beschriebenen Umstand, dass weibliche Jugendliche Gewalt weniger im öffentlichen, mehr im privaten

Raum ausüben und *«gegenüber Täterinnen eine relativ geringere Verfolgungsbereitschaft der Kontrollinstanzen»* 477 bestehe. Das war übrigens schon im Urnerland des 19. Jahrhunderts so, Gewalttätigkeit von Frauen tauchte, so Claudia Töngi, weit seltener in Kriminalstatistiken auf als jene von Männern, einerseits weil *«Frauen ihre Auseinandersetzungen seltener vor Gericht brachten als Männer»*, andererseits weil das ausschliesslich männliche Gericht solche *«Weiber-affairen»* als *«Bagatellsache»* abtat und richtige Gewalt nicht mit Weiblichkeit verband. Männlichkeit, schreibt Claudia Töngi, *«war durch übermässige Gewalt nicht zu gefährden oder in Frage zu stellen. Männlichkeit wurde auf andere Weise brüchig: Wenn man einer Auseinandersetzung auswich und seine Ehre nicht verteidigte, war dies schädlicher, als wenn man in einem Schlagabtausch unterlag ... Wurden dagegen Frauen gewalttätig, so liefen sie sehr schnell Gefahr, damit die Geschlechtergrenzen zu verletzen. Vor Gericht existierte für sie nur eine Position, in welcher sie sich konform zu den gültigen Weiblichkeitsvorstellungen verhalten konnten: jene des Opfers. Konnte diese Rolle nicht konsequent eingehalten werden, wurden Frauen schnell zum Mannweib, zur Verführerin oder zu einer Gefahr für das häusliche Machtgefüge ...»* 478

Männer oder Opfer – Frauen oder Täterinnen 479

Wenn er die Wohnung betrat, änderte sich die Stimmung schlagartig, Angst fuhr in die Körper der Anwesenden; der Vater der damaligen Freundin des Autors war ein schwerer Alkoholiker, immer wieder schlug er ihre Mutter, drohte auch schon mal mit Karabiner und Benzinkanister Schlimmeres an, die Polizei, mehr als einmal gerufen, ermahnte die kleine, zierliche Frau, den Mann nicht unnötig zu provozieren, und zog wieder ab – Ende der Siebzigerjahre war häusliche Gewalt noch kein öffentliches Thema. *«Vor kurzem brach der eidgenössische Gesetzgeber durch die Offizialisierung der häufigsten Delikte im häuslichen Bereich die Tabuzone Familie auf. Gewalt in der Familie soll nicht mehr ohne Einmischung des Staates hinter verschlossenen Türen stattfinden und stillschweigend akzeptiert werden»* 480, schreibt Silvia Steiner 2004 in ihrem Buch *«Häusliche Gewalt»*, erst 2007 wurde das Gewaltschutzgesetz im Kanton Zürich eingeführt. Während einer öffentlichen Lesung mit einer ehemaligen Freundin gab diese dem Autor hinter der Bühne eine Ohrfeige, was nicht im Programm stand; nach der Vorstellung kam ein entrüsteter Freund auf ihn zu, wie er, der Autor, dazu käme, seine Freundin zu schlagen. Schon mehr als einmal habe ihm die Freundin eine Ohrfeige gegeben, erzählt ein Mann, aber er habe sich nie bedroht gefühlt. Die, im Rahmen einer Veranstaltung zu *«Aktuellen Gendereien»* 481, anhand von Filmausschnitten aus *«James Bond»* und *«Drei Engel für Charlie»* illustrierte Männer-

beziehungsweise Frauengewalt wird von den TeilnehmerInnen ganz unterschiedlich wahrgenommen, die Gewalt der Frauen eher als lächerlich, die Gewalt der Männer tendenziell als brutal.

Schlaglichter auf gesellschaftliche Gewalt-Realitäten, deren spektakulärste Ausformungen in den Medien sichtbar werden, zum Beispiel im «Blick» vom 15. September 2005: *«14 Monate. 14 Familiendramen ... Es ist eine Liste des Grauens – Ermordete Mädchen: 12. Ermordete Buben: 6. Ermordete Ehefrauen: 7. 12-mal ist der Täter ein Mann.»* Die ehemalige Chefin der Kriminalpolizei der Stadt Zürich beziehungsweise des Kantons Zug bestätigt in ihrer Untersuchung «Häusliche Gewalt»: *«Selbst wenn das Projekt der Stadtpolizei zur Bekämpfung der häuslichen Gewalt bewusst geschlechtsneutral ausgerichtet wurde, zeigen die Resultate mit absoluter Deutlichkeit auf, dass die Urheber der angezeigten Taten in erster Linie Männer waren.»*⁴⁸² Jahrelang hat es der Autor in Essays geschrieben beziehungsweise in Referaten gesagt und wird es auch weiterhin tun: Gewalt macht Männer⁴⁸³, zunehmend mit dem differenzierenden Hinweis, Geschlechterkonstruktionen drohten den Blick auf männliche Opfer und Frauen als Täterinnen zu verstellen. Allerdings, dass Arne Hoffmann schreibt, *«körperliche Gewalt in der Partnerschaft»* gehe *«zum überwiegenden Teil von Frauen aus, nicht von Männern»*⁴⁸⁴, tönt denn schon fast nach maskulistischer Propaganda, aber er besteht darauf: *«Die Menge der Studien, die dies belegen, [ist] längst unüberschaubar geworden.»* Im «Magazin» vom 15. März 2003 wird eine Untersuchung aus Deutschland zitiert, die *«besagt, dass auf zehn verprügelte Frauen neun misshandelte Männer kommen»*. Im April 2004 weist die «SonntagsZeitung» darauf hin, die Statistiken verschiedener Schweizer Kantone zeige *«Erstaunliches»*: *«Die Zahl der Frauen als Täterinnen ist höher als erwartet. Im Kanton St. Gallen wurden beispielsweise von 135 Straftaten 47 von Frauen verübt. Das macht einen Frauenanteil von 34 Prozent. In den Kantonen Zürich und Baselland sowie in der Stadt Bern liegt der Anteil zwischen 13 und 22 Prozent. Der Kanton Baselland hat die Zahlen bereits 2002 separat erfasst und kann deshalb vergleichen: «Wir sehen eine deutliche Zunahme der Gewaltbereitschaft der Frauen», stellt Hauptinspektor Kurt Otter von der Polizei Basel-Landschaft fest.»* Reaktionäre Männerpropaganda? Gefälschte Statistiken? Oder ernst zu nehmende Beiträge zur Beschreibung gesellschaftlicher Wirklichkeit, die unseren Geschlechtervorstellungen widersprechen?

Die Wirklichkeit beziehungsweise ihre Beschreibung ist zwiespältig, Studien zu physischer Gewalt in heterosexuellen Beziehungen kommen zu ganz unterschiedlichen Resultaten bezüglich der TäterInnenschaft: Geschlechtersymmetrie (Männer und Frauen gleichermaßen gewalttätig) steht deutlicher Geschlechterasymmetrie (TäterInnen mehrheitlich männlich) gegenüber.⁴⁸⁵ Wie kommt es zu dieser widersprüchlichen Darstellung einer letztlich identischen Wirklichkeit? Dieser Frage ist nachzugehen, und zwar unter folgenden Voraussetzungen: Es

geht nur um physische, nicht um psychische, ausschliesslich um private, nicht um öffentliche Gewalt, nur um Gewalt in heterosexuellen Beziehungen und nicht um sexuelle Gewalt. Mit diesen Beschränkungen sind geschlechtsspezifische Verzerrungen in beide Richtungen verbunden, denn: Männer sind sehr viel häufiger Opfer und Täter von Gewalt im öffentlichen Raum als Frauen, Letztere sind in einem viel grösseren Ausmass Opfer sexueller Gewalt als Männer. (Männliche Opfer sexueller Gewalt werden allerdings zum Teil unsichtbar gemacht, so kennt das schweizerische Strafrecht nur die Vergewaltigung von Frauen: *«Wer eine Person weiblichen Geschlechts zur Duldung des Beischlafs nötigt, namentlich indem er sie bedroht, Gewalt anwendet, sie unter psychischen Druck setzt oder zum Widerstand unfähig macht, wird mit Zuchthaus bis zu zehn Jahren bestraft.»* ⁴⁸⁶ Männer können zwar Opfer der Straftatbestände «Angriffe auf die sexuelle Freiheit und Ehre, sexuelle Nötigung» werden, für die dasselbe Strafmass wie bei Vergewaltigung gilt, trotzdem ist die einseitig mit dem Opfer «Frau» und dem Täter «Mann» verbundene Vorstellung von Vergewaltigung eine Wirklichkeit verschleiende Geschlechterkonstruktion. Dahinter stecke die Vorstellung, *«dass es biologisch gesehen unmöglich ist, dass eine Frau einen Mann vergewaltigen kann»*, schreibt Yvonne Peer in ihrer Diplomarbeit «Gewalt gegen Männer in heterosexuellen Beziehungen», *«aber dies ist prinzipiell möglich. Eine Frau ist durchaus imstande, einen Mann körperlich zu überwältigen und ihn zum Geschlechtsverkehr zu zwingen. Es können sowohl Erektionen durch Angst ausgelöst, als auch Ejakulationen erzwungen werden, so dass dadurch die Sexualität der Männer auch in Bedrohungssituationen funktioniert.»* ⁴⁸⁷ Frauen setzen vermutlich eher psychische, Männer eher physische Gewalt ein, Männer sind (auch heute noch) eher in der Lage, strukturelle Gewalt auszuüben als Frauen – all das muss bei nachfolgender Fokussierung auf körperliche Gewalt in heterosexuellen Beziehungen mitbedacht werden.

Asymmetrische oder symmetrische Wirklichkeiten

Die Frage ist, wie es zu der gegensätzlichen Beschreibung der, so ist zu vermuten, an sich vorhandenen, aber, in unserer Wahrnehmung, letztlich immer nur (über Sprache) konstruierten Wirklichkeit kommt. Durch unpräzisen Sprachgebrauch, das heisst durch Verwendung desselben Begriffs, Gewalt, für unterschiedliche Realitäten – liegt der Unterschied also nicht in der Sache, sondern in der Sprache? Durch selektive Wahrnehmung, das heisst, es werden immer nur Teile derselben Wirklichkeit wahrgenommen beziehungsweise beschrieben – liegt der Unterschied also nicht in der Sache, sondern im Blick? Es ist natürlich denkbar, dass aufgrund entsprechender Interessen Untersuchungsergebnisse ab-

sichtlich gefälscht beziehungsweise bewusst verdreht werden; diese Variante menschlichen Verhaltens bleibt hier unberücksichtigt, auch die Überprüfung statistischer Berechnungen beziehungsweise Repräsentativitäten kann nicht Inhalt der folgenden Überlegungen sein. Vielmehr soll folgenden zwei Thesen nachgegangen werden:

1.

Der Widerspruch (asymmetrisch versus symmetrisch) kommt dadurch zustande, dass zwei ganz unterschiedliche Realitäten beschrieben werden.

2.

Der Widerspruch (symmetrisch versus asymmetrisch) ist das Resultat selektiver Wahrnehmung, die den Mann als Opfer und die Frau als Täterin ausblendet.

Gewalt ist nicht gleich Gewalt

Die beiden Zürcher Soziologinnen Daniela Gloor und Hanna Meier von Social Insight, einer soziologischen Forschungs- und Beratungsstelle, sehen in der widersprüchlichen Darstellung von Gewalt-Realitäten vor allem ein semantisches Problem, das heisst, mit dem abstrahierten Begriff «häusliche Gewalt» («körperliche Gewalt in heterosexuellen Partnerschaften») wird auf eine jeweils andere Realität verwiesen. Geschlechtersymmetrie resultiert vor allem aus Studien beziehungsweise Meta-Studien, die mit der so genannten CTS-Methode («Conflict Tactics Scale») durchgeführt wurden und werden. Daten von Polizei und Justiz, Frauenhäusern und Opferberatungsstellen ergeben ein massiv asymmetrisches Bild. Das wird auch vom Juristen und Sozialwissenschaftler Jürgen Gemünden, der zum Thema «Gewalt gegen Männer in heterosexuellen Beziehungen» dissertiert hat, bestätigt: *«Nach Sichtung und Auswertung aller aufgefundenen Untersuchungen und Daten zum Dunkelfeld, zu Tötungsdelikten, zu Ehescheidung, Polizeinotrufen, war generell festzustellen, dass einerseits bei den Dunkelfelduntersuchungen mit der CTS durchgehend immer annähernd hohe Raten von Gewalt von Männern an ihren Frauen und vice versa zu finden waren, dass aber andererseits bei Partnertötungen, bei Polizeinotrufen wegen Familienstreitigkeiten, bei Strafanzeigen gegen den Partner wegen Körperverletzung usw. sowie bei Scheidungsuntersuchungen Gewalt von Männern an ihren Partnerinnen überwog.»* ⁴⁸⁸

Die «Conflict-Tactics-Scale»-Methode wurde in den USA in den Siebzigerjahren im Rahmen der Familienkonfliktforschung entwickelt, und zwar von einer Forschungsgruppe unter der Leitung von Murray Straus, Direktor des Familienforschungsinstituts der Universität New Hampshire, zu der auch Suzanne K.

Steinmetz gehörte. Die damals überraschenden Ergebnisse führten zu heftigen Auseinandersetzungen, insbesondere nach Veröffentlichung des Artikels «The Battered Husband Syndrome»⁴⁸⁹ von Suzanne Steinmetz. In feministischen Kreisen wurde (vermutlich nicht zu Unrecht) befürchtet, eine Debatte über geschlagene Männer könnte zu einer Verharmlosung der eben erst öffentlich sichtbar gemachten Gewalt gegen Frauen führen. Bei der CTS-Methode wird Paaren die so genannte Konflikt-Taktik-Skala vorgelegt; in unserem Zusammenhang von Interesse sind die acht Punkte, die den Bereich der physischen Gewalt betreffen und von «etwas (gezielt) nach dem anderen werfen» über «mit der flachen Hand schlagen, ohrfeigen» bis zu «Benutzen eines Messers oder einer Schusswaffe»⁴⁹⁰ geht. Während Bastian Schwithal die CTS als die «beste Form der Operationalisierung von Gewalt» bezeichnet⁴⁹¹ – «weil tatsächliches Verhalten abgefragt wird und somit eine persönliche Bewertung der Ereignisse durch den Befragten vermieden wird» – und der Kriminologe Michael Bock die Resultate der CTS-Studien für realitätsgerechter hält als die (viel kleineren) Zahlen öffentlicher Institutionen – weil sie nicht nur das Hellfeld (öffentlich registrierte beziehungsweise bezeugte Gewalt), sondern auch das Dunkelfeld erfassen⁴⁹² –, kritisieren Gloor/Meier, hier würden Äpfel mit Birnen verglichen.⁴⁹³ Auch Barbara Kavemann, wissenschaftliche Begleiterin von Interventionsprojekten gegen häusliche Gewalt an der Universität Osnabrück, weist darauf hin, die verschiedenen Studien seien «kaum miteinander zu vergleichen»⁴⁹⁴, die differierenden Untersuchungsergebnisse seien zwar nicht entweder falsch oder richtig und würden sich auch nicht widerlegen, sondern beschrieben ganz einfach einen «anderen Ausschnitt der sehr breiten und vor allem komplexen Problematik Gewalt im Geschlechterverhältnis»⁴⁹⁵.

Gloor/Meier führen deshalb zwei unterschiedliche Begriffe in die Debatte ein. Die Geschlechtersymmetrie nachweisenden CTS-Studien untersuchen nach ihrer Definition «Gewalt als spontanes Konfliktverhalten»⁴⁹⁶, das heisst «jede physisch aggressive Handlung im Familienalltag, auch solche Handlungen, die im Alltag als gängiges Konfliktverhalten grossteils akzeptiert sind», unabhängig von ihren Folgen (zum Beispiel Verletzungen) und ihrem Kontext (zum Beispiel Reaktion auf langjährige Unterdrückung und physische Misshandlung); diese spontanen Gewalthandlungen gingen tatsächlich gleichermassen von Frauen und Männern aus. Zwar würden mit CTS auch «schwerere Gewalthandlungen», nicht aber «systematisches Gewalt- und Kontrollverhalten»⁴⁹⁷ erfasst, das mehrheitlich von Männern praktiziert werde. Regina-Maria Dackweiler/Reinhild Schäfer weisen darauf hin, mit CTS würden zwar «einmalige bis selten auftretende, geringfügige bis heftige Tätigkeiten im familiären Streitgeschehen» erfasst, nicht aber «die Verbreitung fortgesetzter massiver Gewalt, wie sie in Misshandlungsbeziehungen stattfindet, das zeige sich auch daran, dass eine Filterung der «Untersuchungser-

gebnisse zu häuslicher Gewalt» nach behandlungsbedürftigen Verletzungen eindeutig ergebe: «Wesentlich mehr Frauen als Männer sind Opfer schwerer körperlicher Gewalt.» 498

Die widersprüchliche Beschreibung des Gewaltgeschehens in heterosexuellen Partnerschaften (symmetrisch, asymmetrisch), so die Lösung, wie sie unter anderem von Gloor/Meier vertreten wird, ist darauf zurückzuführen, dass mit demselben Begriff unterschiedliche Aspekte der Wirklichkeit bezeichnet werden. *«Irritierender- und fälschlicherweise werden die beiden unterschiedlichen Formen aber häufig mit ein und demselben Begriff, nämlich mit ›häuslicher Gewalt‹, bezeichnet ... Es liegen zwei gänzlich unterschiedliche Phänomene respektive Lebensrealitäten vor, und wir müssen lernen, diese – in der Forschung, aber auch in der Praxis und in der Politik – differenziert wahrzunehmen» 499*, das heisst, die KontrahentInnen reden nicht vom Gleichen, wenn sie sich streiten, kommunikationstheoretisch: ein Problem von Codierung und Decodierung.

Gewalt wird unterschiedlich wahrgenommen

Eine andere (Auf-)Lösung des Widerspruchs Symmetrie/Asymmetrie: selektive Wahrnehmung, das heisst, die grundsätzlich identische Wirklichkeit wird nur partiell beziehungsweise verzerrt wahrgenommen, gegenüber bestimmten Teilen der Wirklichkeit besteht eine *«Wahrnehmungsblockade» 500*, insbesondere werden Männer als Opfer und Frauen als Täterinnen, weil den jeweiligen Geschlechterkonstruktionen widersprechend, *«übersehen»*. Diese Position wird auch von Jürgen Gemünden, auf den sich verschiedene andere AutorInnen beziehen, vertreten: *«Auf Männer als Opfer ihrer eigenen Partnerinnen ist die Gesellschaft nicht eingestellt»*, schreibt er, und: *«Das von Feministinnen entworfene Bild der friedfertigen Frau ist ein dogmatisches Konstrukt.» 501* Michael Bock räumt zwar ein, dass die *«CTS am ganz oberen Rand ihrer Aussagekraft schwächer wird»*, aber, fragt er, *«warum soll das nur für weibliche Opfer gelten?» 502* Die Differenzen zwischen so genannten Hellfeld- und Dunkelfeld-Studien erklärt er damit, dass auf dem Weg vom Dunkel- ins Hellfeld *«mehr Männer als Frauen»* verloren gingen, *«denn die äusseren und inneren Hürden auf diesem Weg sind geschlechtsspezifisch unterschiedlich» 503*, im Klartext: Was öffentlich sichtbar (gemacht) wird – Gewalt geht mehrheitlich von Männern aus –, ist nicht repräsentativ für das gesamte Gewaltgeschehen; in Wirklichkeit geht Gewalt gleichermassen von Frauen und Männern aus. Daran ändere auch die Tatsache nichts, dass deutlich mehr Frauen durch Männer getötet würden als umgekehrt, schreibt Gemünden, Partnertötungen seien sehr seltene Ereignisse, deshalb verbiete sich die *«Übertragung von Erkenntnissen von Tötungsdelikten auf nicht-letale Gewalt» 504*.

Dass Gewalt gegen Männer weniger wahrgenommen und seltener öffentlich, zum *«Gegenstand eines sozialen Verarbeitungsprozesses»* (Gemünden) gemacht werde als Gewalt gegen Frauen, sei das Resultat von Männlichkeitskonstruktionen, die verhinderten, dass sich Männer als Opfer zeigten beziehungsweise ernst genommen würden, während die Weiblichkeitskonstruktion der Frau als Opfer geradezu eine Identität verschaffe: *«Entsprechend ihrem Rollenbild fühlen sich angegriffene Frauen auch eher als Opfer, daher definieren sie die Angriffe ihres Partners häufiger als schwerwiegend und ziehen auch häufiger «Konsequenzen» als Männer.»* ⁵⁰⁵ Männer gehen weniger zum Arzt oder ins Krankenhaus, holen sich seltener Hilfe und zeigen, so Gemünden, eine gewalttätige Frau erst an, *«wenn sie während des Angriffs durch ihre Partnerin um ihr Leben fürchten mussten oder schwer verletzt wurden»* ⁵⁰⁶, ein Umstand, der auch in Gesprächen mit Männern, gegen die eine Gewaltschutzmassnahme ausgesprochen worden ist, immer wieder sichtbar wird. Männer, die ihrerseits von Frauen körperlich attackiert werden, verzichten in den meisten Fällen, zum Teil trotz entsprechender Aufforderung durch die Polizei, auf eine Anzeige – einerseits weil sie das Gefühl haben, sie wüssten sich im Ernstfall zu wehren, andererseits aus (der nicht ganz unberechtigten) Angst, sie könnten aufgrund von Geschlechtervorurteilen plötzlich ihrerseits als Täter behandelt werden; vor allem kollidiert das Sich-als-Opferweiblicher-Gewalt-Zeigen mit den kulturellen Anforderungen an den Mann und bedroht ihn mit dem Verlust von Männlichkeit, ja mit dem Absturz ins Weibliche. *«... Aus Scham nehmen ... misshandelte Männer keine Hilfe Aussenstehender in Anspruch (Shupe et al. 1987) ...»*, so Gemünden, *«Frauen wird eine Misshandlung durch den Partner in der Regel geglaubt, einem Mann in der Regel nicht (Shupe et al. 1987) ...»* ⁵⁰⁷ Das zeigt sich auch in einer vom Autor geleiteten Gesprächs- und Selbsterfahrungsgruppe für Männer, in der ein Gespräch über das Thema *«Der Mann als Opfer»* eigentümlich schleppend, geradezu wortkarg verläuft; immer wieder fällt, wenn doch geredet wird, das Wort *«Scham»*; Männer, denen als Kinder oder Erwachsene Gewalt widerfahren ist oder widerfährt, schämen sich dafür, ganz besonders, wenn diese Gewalt von einer Frau ausgeht; einer der Männer erklärt schliesslich, es würde ihm viel leichter fallen, über Situationen zu sprechen, in denen er selbst Gewalt ausgeübt habe. Gemünden zitiert eine Untersuchung, in der bei *«Gewalt gegen Frauen»* die Täter- und Opferangaben etwa übereinstimmen, bei *«Gewalt gegen Männer»* aber differieren: Die Frauen bekannten mehr ausgeübte Gewalt, als die Männer *«angaben, erlitten zu haben»* ⁵⁰⁸. Das kann, rein logisch gesehen, zweierlei bedeuten: Die Frauen übertreiben die selbst ausgeübte Gewalt, die Männer spielen die erlittene Gewalt herunter. Die VertreterInnen der Symmetrie-These gehen natürlich davon aus, dieses *«underreporting»* eigener Opfererfahrungen durch Männer sei mitverantwortlich für die Differenzen zwischen Hell- und Dunkelfeld. Anders interpretieren Gloor/Meier

die Differenz zwischen Täter- und Opferangaben: Da Gewalttätigkeit für Frauen ein *«deutlicher Normverstoss»* sei, würden sie diese als besonders *«verurteilungswürdig»* wahrnehmen und überdeklarieren. ⁵⁰⁹ Würden allerdings, wie von Gloor/Meier unterstellt, auch die betroffenen Männer weibliche Gewalt überbetonen, käme es nicht zu diesen unterschiedlichen Täterinnen- und Opferangaben, die eher zu bestätigen scheinen, dass sich Männer aus Angst vor dem Verlust von Männlichkeit nicht als Opfer zeigen wollen.

Das Pendant zum kulturell nicht vorgesehenen männlichen Opfer ist die in der Geschlechterkonstruktion weitgehend ausgesparte Frau als Täterin. Das führt zu dem heute noch immer wirksamen Paradox, dass Frauengewalt sowohl zur Sensation als auch unsichtbar gemacht wird; die gewalttätige Frau fällt zwar als das Unerwartete stärker auf als der gewalttätige Mann, aber sie wird, weil es dem Geschlechterkonzept widerspricht, letztlich nicht als Frau wahrgenommen. Auch Elisabeth Badinter – *«Tatsächlich fällt es schwer, weibliche Gewalt zu denken – nicht nur aus politischen Gründen (vielleicht ist Gewalt doch nicht bloss Sache eines Geschlechts?), sondern weil sie das weibliche Selbstbild gefährdet»* ⁵¹⁰ – und Margrit Brückner – *«In feministischen, patriarchatskritischen Ansätzen wird bisher die aggressive Seite von Frauen und deren eigenes Verhältnis zur Gewalt kaum untersucht (Ausnahme: Elliott [Hg.] 1995), so dass die Gefahr einer Verfestigung kultureller Bilder weiblicher Friedfertigkeit und der Konstruktion eines polaren Geschlechterverhältnisses durch Theoriebildung besteht»* ⁵¹¹ – weisen auf die Gefahr von Wahrnehmungsblockaden gegenüber weiblicher Gewalt hin, die gemeinsam mit der partiellen Ausblendung männlicher Opfer die selektive Wahrnehmung des Gewaltgeschehens hervorbringen.

Sprachgebrauch oder/und Geschlechterkonstruktion?

Beschreibung unterschiedlicher Gewaltrealitäten oder selektive Wahrnehmung derselben Wirklichkeit – das ist die Frage, auf die es keine einfache Antwort gibt. Sicher scheint: Männer sind mehr Opfer, Frauen mehr Täterinnen, als gemeinhin angenommen wurde und wird; gegen diese Abweichungen vom normalen Geschlechterkonstrukt bestehen offensichtliche Wahrnehmungsblockaden. Ebenso offensichtlich ist aber, dass sich die unterschiedlichen Beschreibungen nicht durchwegs auf identische Wirklichkeitsausschnitte beziehen, das heisst, die widersprüchlichen Bilder des Gewaltgeschehens zwischen Frauen und Männern in heterosexuellen Beziehungen (Symmetrie versus Asymmetrie) resultieren, vermutlich, aus Wechselwirkungen zwischen unterschiedlichem Sprachgebrauch beziehungsweise inkompatiblen Messinstrumenten und selektiver Wahrnehmung. Wie gross der Anteil der durch Geschlechterkonstruktionen bedingten

Ausblendung von Frauen als Täterinnen und männlicher Opfer ist, liesse sich erst entscheiden, wenn sichergestellt wäre, dass mit häuslicher Gewalt beziehungsweise Gewalt in heterosexuellen Beziehungen, auch wenn mit unterschiedlichen Skalen gemessen, ein und dasselbe bezeichnet wird. Da aber auch für die Erforschung sozialer Wirklichkeiten der Satz «Das Medium ist die Botschaft» gilt, würden gerade mit einer Vereinheitlichung von Messinstrumenten Teile der Wirklichkeit ausgeblendet und wir würden am Ende da landen, wo die Debatte über Intelligenz längst angekommen ist, bei Banalitäten wie: Intelligenz ist, was der Intelligenztest X misst, mit dem Intelligenztest Y käme natürlich etwas ganz anderes heraus.

Bleibt also nur die Annäherung an eine sich immer wieder der präzisen Beschreibung entziehende Wirklichkeit, und dazu gehört auch die Erweiterung des anfänglich mit Bedacht auf physische Gewalt in heterosexuellen Beziehungen verengten Blicks, das heisst, der Einbezug des gesamten privaten und öffentlichen Spannungsfeldes von physischer, psychischer und struktureller Gewalt. Geschlechterkonstruktionen führen dazu, dass, zum einen, die Beschränkung auf den privaten Bereich männliche Opfer von weiblichen Täterinnen überproportional ins Blickfeld rückt und, zum anderen, die Nicht-Berücksichtigung psychischer Gewalt wesentliche Anteile weiblicher Täterinnenschaft vernachlässigt. Dass im so genannten Hellfeld offizieller Statistiken von Polizei, Justiz, Gesundheits- und Beratungsinstitutionen sehr viel mehr Männer als Täter beziehungsweise Frauen als Opfer sichtbar werden, hat mit selektiver Wahrnehmung und geschlechtsspezifischen Reaktionen auf das Erleiden von Gewalt (Anzeige erstatten, medizinische Hilfe oder Opferberatung beanspruchen) zu tun, es ist aber zu vermuten, dass männliche Gewalt wegen der nach wie vor bestehenden physiologischen Unterschiede zwischen Mann und Frau auch deshalb sichtbarer wird, weil ihre Folgen (Verletzungen) real besser zu sehen sind. Zudem gilt für beide Geschlechter: Nebst Wahrnehmungsblockaden besteht auch eine Tendenz zu «self-fulfilling-prophecy»-Verhalten, das heisst für Frauen, sich als Opfer anzubieten, für Männer, Angst und Verletztheit mit eigener Täterschaft zu überformen, um so eine Übereinstimmung zwischen kulturellen Erwartungen und realem Verhalten herzustellen.

Wo Interpretationen der Wirklichkeit und andere Wahrheiten nicht abschliessend geklärt werden können, bleibt die Testfrage, welches Interesse hinter der Bereitschaft steckt, das eine für Realität, das andere für Propaganda zu halten. Wer will die Frau als Opfer, wer will sie als Täterin sehen? Wer will den Mann als Opfer, wer will ihn als Täter übersehen? Wer will die Beschreibung von Welt so weit differenzieren, bis die Realität weichgespült und die Wirklichkeit ihres harten Kerns – Männer sind mehr Täter und Opfer körperlicher Gewalt als Frauen – beraubt ist? Dass Frauen den Mann eher als Täter denn als Opfer wahrnehmen,

ist verständlich: Zum einen sind sie (häufig) Opfer realer männlicher Gewalt, zum anderen dient die Stilisierung des bösen Mannes der Stärkung des idealisierten (weiblichen) Selbstentwurfes. Aber warum sehen sich auch Männer selbst lieber als böse Männer denn als gute oder nette? Die Antwort ist einfach: Es erhält die Männlichkeit. *«Die männliche Form der Weltaneignung beruht auf Herrschaft und Kontrolle und vermittelt sich in einem verhängnisvollen patriarchalen Kulturbegriff... In dieser Logik stellt der Begriff des «männlichen Opfers» ein kulturelles Paradox dar: Entweder ist jemand ein Opfer oder er ist ein Mann. Beide Begriffe werden als unvereinbar gedacht»*⁵¹², spitzt es der Sozialwissenschaftler Hans-Joachim Lenz zu. Der Mann, der geschlagen wird (und nicht zurückschlägt), erscheint weniger als Opfer denn als lächerliche Figur – Penis in Plüsch, eben; der Geschlagene oder Hilflose wird nicht als Mann, sondern als feiges Weib wahrgenommen. So können Vorurteile wider die Realität aufrechterhalten werden, denn alle, die dem Vorurteil widersprechen, werden gar nicht als jüdisch, homosexuell oder eben männlich wahrgenommen, bis am Schluss nur noch einer übrig bleibt: James Bond.

Geschlechterkampf oder -dekonstruktion

Ist Gewalt, wie es der Gleichheitsansatz nahe legt, wie so vieles nur eine Frage der Gelegenheit? Die Frage, weshalb sie das trotzen Kind, aber nicht den nervenden Chef schlägen, beantworten die meisten pragmatisch: «Der würde mich glatt rausschmeissen.» Niemand marschiert in die USA ein, um Atom- oder Bio- waffen zu beseitigen. Sind Frauen nicht wegen ihrer genetischen und hormonellen Ausstattung, infolge geschlechtsspezifischer Sozialisation oder aus Einsicht weniger gewalttätig, das heisst anders als Männer, sondern weil sie, vermutlich zu Recht, den harten Gegenschlag fürchten? Weil sie sich, der Biologie und dem kulturellen Geschlechterkonzept gehorchend, als schwächer empfinden? Weil ihnen der Staat noch nie das Recht auf körperliche Züchtigung des Mannes zugestanden hat? Oder ist Gewalt das letzte Refugium männlicher Macht, das in Fernseh- und Kinofilmen mehr und mehr geknackt wird? Die *«gnadenlose Braut «Black Mamba»* wütet in *«Kill Bill»* mit ihrem Samurai-Schwert derart unter ihren GegnerInnen, dass Carla S. Reissmann in einer Filmbesprechung der *«Deutschen Presseagentur»* das Blut nicht nur fließen, sondern in *«hohen Fontänen aus abgeschlagenen Gliedmassen, Rümpfen und Köpfen»* spritzen sieht. Ist die auch von Männern betriebene Stilisierung der Frau als Friedfertige nur eine hinterhältige Umarmungsgeste wie, damals, das Argument gegen das Frauenstimmrecht, Frauen seien zu gut für den politischen Sumpf? Werden Frauen, wenn ihre Befreiung dereinst abgeschlossen, dem Gleichheitskonzept folgend, ihrerseits

ohne Skrupel und ganz selbstverständlich zum «Zauberstab der Gewalt» greifen? Weil Befreiung in patriarchalen Verhältnissen immer noch eine Befreiung auf den Mann hin ist? Heisst es am Ende: Gewalt macht Menschen?

Die Gewaltfrage muss auch im Spannungsfeld geschlechterpolitischer Auseinandersetzungen insgesamt gesehen werden. Nachdem der Geschlechteraspekt von Gewalt durch die feministische Bewegung und vereinzelte Männerforscher eben erst zum relevanten Blickwinkel des Gewaltdiskurses gemacht werden konnte, bestehen verständliche Ängste, die Genderkomponente von Gewalt könnte durch platte Symmetrisierungen wieder unter den Tisch gekehrt werden. Umgekehrt darf der Gender-, so die Gefahr des Differenzansatzes, nicht zum Tunnelblick werden, der uns nur Klischees als Frauen beziehungsweise Männer wahrnehmen, den Mann nur als Täter, die Frau bloss als Opfer sehen, den Mann als Opfer, die Frau als Täterin aber übersehen lässt. So wie Gewalt gegen Frauen erst sichtbar gemacht werden musste, so muss jetzt Gewalt gegen Männer thematisiert werden, wobei hinter einem männlichen Opfer nicht zwingend eine Frau als Täterin steht. Insgesamt (Gewalt im öffentlichen und privaten Raum zusammen) sind Männer offensichtlich häufiger Opfer physischer Gewalt als Frauen, aber mehrheitlich von männlichen Tätern. Wahrnehmungsblockaden werden nicht aufgehoben, indem, in den bestehenden Verhältnissen, vorschnelle Gleichheit – Frauen sind nicht besser als Männer – propagiert wird, wie es beispielsweise Peter Beck und Uwe G. Seebacher in ihrem Buch mit dem bezeichnenden Titel «Rambofrauen» tun: *«Es heisst, alle 44 Sekunden schlägt ein Mann irgendwo auf der Welt seine Frau. Und nun halten Sie sich fest: alle 41 Sekunden rasten im Gegenzug Frauen aus und misshandeln ihre Männer ... Körperliche Gewalt in der Partnerschaft geht beinahe schon zum überwiegenden Teil von Frauen aus, nicht von Männern ... Wir leben in einer Kultur, in der nichts Schlechtes über Frauen gesagt werden darf und nichts Gutes über Männer.»*⁵⁴³ In der Fixierung auf die Frau als Täterin verschwindet paradoxerweise genau das, was sichtbar gemacht werden soll – das männliche Opfer. Die beiden Männer ziehen sich, um keine Schwäche zu zeigen, auf vertrautes (Kampf-)Gelände zurück. *«Eigenartig im Schatten bleiben bei diesen vehementen Positionen oder sensationsheischenden Berichten die Opfer, das heisst alle diejenigen Männer, die tatsächlich häusliche Gewalt erlebt haben oder noch immer erleiden»*⁵⁴⁴, notieren Gloor/Meier. Statt verbissen um eine symmetrische Darstellung komplexer Realitäten zu kämpfen, wären, zum einen, Rahmenbedingungen zu schaffen, die es Männern ermöglichen, sich als Opfer zu zeigen beziehungsweise Hilfe zu holen – was ja die Zahl weiblicher Opfer nicht verkleinern würde – und, andererseits, die Dekonstruktionsprozesse so weit voranzutreiben, dass Männlichkeits- und Weiblichkeitsvorstellungen den möglicherweise beklemmenden Blick auf die Wirklichkeit nicht länger verstellen. *«Den klügsten Satz habe ich von meiner Mutter gehört»*, schreibt Dagmar Oberlies⁵⁴⁵

in Zusammenhang mit einem Prozess, in dem eine Mutter beschuldigt wird, ihre Kinder umgebracht zu haben, *«sie sagt, es sei ihr einfach lieber, sich vorzustellen, dass der psychisch kranke Vater die Kinder im Zustande eines ›Blackouts‹ getötet habe, als sich die Mutter als Mörderin ihrer eigenen Kinder vorzustellen.»*

Stärkt Lynndie England, so zynisch es klingt, am Ende die Utopie der Gleichheit? Weil sie deutlich macht: Das Menschenmögliche ist auch das Frauen, ist das beiden Geschlechtern Mögliche. Und weil das Menschenmögliche nicht nur Gewalt und Menschenverachtung, sondern gleichermassen Friedfertigkeit und Respekt gegenüber allem Lebendigen enthält, ist Letzteres, utopisch gesehen und konsequenterweise, auch das Männern Mögliche, obwohl diese, bisher, zweifellos häufiger zum «Zauberstab der Gewalt» gegriffen haben und noch immer greifen als Frauen. (Zur Wahrnehmung solcher [vorläufiger] Realitäten ist der Differenzansatz zuweilen noch immer ganz hilfreich.) Wenn es gelänge, das Alptraumpaar Männlichkeit und Gewalt zu trennen, mehr noch, das Konzept «Mann», dem sich auch real existierende Frauen zu unterwerfen drohen – die Aussage der 14-jährigen Yvette: *«Ich bin stärker als die meisten, ich hab vor niemandem Angst»* ⁵¹⁶, beispielsweise klingt wie das Echo auf den Ausbilder einer Anti-Terror-Einheit –, zu dekonstruieren, wenn die Überwindung von Geschlechterkonzepten und -differenzen schlechthin Realität würde, könnten Männer und Frauen vielleicht doch noch Gleiche, das heisst Menschen werden.

Von Mann und Frau zur menschlichen Vielfalt oder Die Utopie der Gleichheit

In der grossen allgemeinen Verunsicherung der Postmoderne – bereits 1978 nannte sich eine österreichische Band «Erste Allgemeine Verunsicherung» (EAV) – nimmt die Infragestellung traditioneller Geschlechterkonzepte neben der Deonstruktion von Subjekt und Nation eine zentrale Stellung ein. Während die grossen Erzählungen, (Ent-)Würfe und Utopien der Moderne zerfasern, die alten und vermeintlichen Gewissheiten prekarisiert werden, scheint sich die Sehnsucht nach ihnen, aus einem unsicheren, anstrengenden, konfliktreichen Alltag heraus, immer wieder zu erneuern, so wie komplexe gesellschaftliche Probleme und Konflikte die Sehnsucht nach einfachen Lösungen (re)aktivieren. Zwar ist die Vorstellung des modernen autonomen Subjekts radikal in Frage gestellt worden, aber gleichzeitig werden «Ich-AG» und individuelle Eigenverantwortung angesichts der Bedrohung des Sozialstaats durch Globalisierung beziehungsweise neoliberalistische Konzepte hochstilisiert. Einerseits werden die alten Nationalstaaten durch «global players» verdrängt, andererseits werden nationale Rekonstruktionen geschäftstüchtig vermarktet (Stichwort «Swissness»). Die sich als nationalkonservative Bewegung inszenierende SVP zerstört mit der einen Hand des absolut gesetzten freien Marktes grundlegende Lebenssicherheiten (die womöglich nie oder nur für ganz kurze Perioden Realität waren), während sie mit der anderen Hand den «Sonderfall Schweiz» rekonstruiert und als einfache Lösung für Verunsicherungen aller Art anbietet. Fussballspiele lösen nationalistische Leidenschaften aus wie in den guten alten (Kriegs-)Zeiten. Ausgerechnet in den Momenten, in denen die Gleichheit eingelöst scheint, werden Geschlechterdifferenzen von verschiedenster Seite wieder verstärkt und wenn immer möglich mit GenenHormonenHirnströmen naturalisiert, was ein veritabler Rückgriff in vergangene Jahrhunderte ist. *«Irgendwann im 18. Jahrhundert»,* schreibt Riki Wilchins im Jahre 2004, *«erfand man den Sex, wie wir ihn heute kennen. Wie Carol Travis richtig bemerkte, ist es kein Zufall, dass Theorien der Differenz genau dann zu florieren beginnen, wenn die besagten Differenzen anfangen zu verblassen. Als die gesellschaftlichen Rollen begannen, immer stärker zusammenzuwachsen und sich weniger zu unterscheiden, wurde ... eine <Sprache der Gleichheit ... allmählich von einer Sprache unverhältnismässiger Differenz abgelöst> ...»*⁵¹⁷ Für unsere beiden Tatorte (Fussball und Krimireihe) stellt sich die Frage, wie die durch sozioökonomische und diskursive Entwicklungen produzierten Unsicherheiten in der Populärkultur aufgenommen werden. Werden die traditionellen beziehungsweise hegemonialen Geschlechterkonzepte im so genannten Überbau, insbesondere in populärkulturellen Repräsentationen, weitergetrieben, werden Männlichkeiten und Weiblichkeiten verworfen oder rekonstruiert? Es ist offensichtlich,

dass populäre Formate und Figuren nicht einseitig auf Dekonstruktion setzen können, sie müssen, um sich ein grosses Publikum sichern und entsprechenden ökonomischen Erfolg generieren zu können, offen für unterschiedlichste Identifikationen bleiben, das heisst, sie müssen sowohl in Bezug auf den einzelnen Text beziehungsweise die einzelne Figur als auch in Bezug auf allenfalls hegemoniale Dekonstruktionen (Gender Mainstreaming, Globalisierung) widerständige Lesarten und Identifikationen ermöglichen, die durchaus Allianzen mit traditionellen beziehungsweise anderen hegemonialen Diskursen eingehen können.

Schnittmenge oder Grenze

Während zum Beispiel Michael Ballack mit seiner Website, inklusive englischer Variante – welche die technologische und mediale Globalisierung repräsentiert –, und als Vertreter des internationalisierten Fussballbusiness auch widerständige Lesarten potenzieller GlobalisierungsverliererInnen – die sich nach dem alten «Qualität vor Nationalität» zurücksehnen – provoziert, beruhigt er seine Fans mit einer Männlichkeitsinszenierung, als ob nichts geschehen wäre. Anders als auf der Website von Birgit Prinz oder in den verschiedenen «Tatort»-Folgen spielt das Geschlecht auf seiner Website, der klassischen Formel Mann=Mensch gehorchend, (scheinbar) keine Rolle. Es wird also weder dekonstruiert noch rekonstruiert, die Geschlechterfrage wird noch nicht einmal ansatzweise gestellt. Der Website von Birgit Prinz und den ausgewählten «Tatort»-Folgen gemeinsam sind jeweils dominante Geschlechterdekonstruktionen (Frau und Fussball, Mann und Reproduktionssphäre); mit punktuellen Rekonstruktionen wird verhindert, dass die einzelnen Texte beziehungsweise Figuren als Identifikationsangebot an den (Sparten-)Rand gedrängt werden können. Das Fussballfeld ist für die Frau per se ein dekonstruierter Ort, an dem die hegemonialen Geschlechterkonstruktionen ausser Kraft gesetzt sind und der deshalb zusätzliche Normüberschreitungen ermöglicht; demgegenüber ist der «Tatort» für männliche Kommissare eine traditionelle Domäne, die Dekonstruktion besteht hier im Einbezug der (weiblichen) Reproduktionssphäre. In beiden Fällen stellt sich die Frage, ob das Vordringen in traditionellerweise fremde Bereiche zu einer Dekonstruktion im weiteren Sinne, das heisst zu einer Aufweichung beziehungsweise Überwindung der Geschlechterdifferenz führt oder ob, gerade umgekehrt, die hegemoniale Konstruktion wiederhergestellt wird, indem sich die Konnotation des fremden Ortes so über die Frau beziehungsweise den Mann stülpt, dass der Mann im Haus zur Frau und die Frau auf dem Fussballfeld zum Mann wird.

Bezeichnenderweise öffnet sich gerade in diesem Punkt eine Differenz zwischen der Autorin und dem Autor: während der Autor die Geschlechtergrenze und die

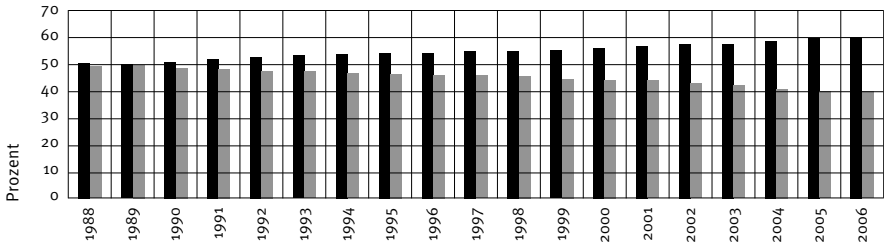
mit deren Überschreiten verbundene Absturzgefahr zeichnet, hat die Autorin das Bild der Schnittmenge der beiden Geschlechter beziehungsweise einer durchlässig gewordenen Mauer vor sich. Diese Wahrnehmungsdifferenz ist ihrerseits das Resultat herrschender Geschlechterverhältnisse und –konstruktionen; Männer wurden immer schon sehr viel stärker in Abgrenzung zur Frau konstituiert – Mann sein heisst, nicht Frau sein. Das hat zum einen damit zu tun, dass in einer heteronormativen Welt Mädchen durch Identifikation mit, Buben durch Abgrenzung von der ersten weiblichen Bezugsperson zu Frauen beziehungsweise Männern werden. Zum anderen steht dem Macht- und Statusgewinn der Frauen, die sich Richtung männliche Welt bewegen, ein macht- und statusmässiger Absturz der Männer gegenüber, die sich ins weibliche «Haus» begeben. Solange die Ökonomisierung von allem, die Verknüpfung von Existenz und Erwerbsarbeit, Autonomie und Geld nicht in Überbau und sozioökonomischer Basis dekonstruiert wird, erscheint das Äquivalent zur Befreiung der Frau als Abstieg des Mannes. Die Frau, die in Männerkleider steigt, hat am Ende die Hosen an; der Mann, der sich einen Rock überzieht, wird zur lächerlichen Figur. Daran haben auch die Versuche von ModeschöpferInnen, den männlichen Rock zum Trend zu machen, nichts geändert. Die Hosen-Rock-Grenze ist nur in einer Richtung überschritten, nur von einer Seite her aufgeweicht und im Grunde gänzlich beseitigt worden, von der anderen Seite her ist sie noch immer scharf gezeichnet – so gesehen ist der Widerspruch zwischen der Autorin und dem Autor die Widerspiegelung der gegenwärtigen Geschlechterverhältnisse, und die sind, sowohl in der sozio-ökonomischen Wirklichkeit als auch in den (populär)kulturellen Repräsentationen, nach wie vor durch widersprüchliche Gleichheiten und Differenzen, Dekonstruktionen und Rekonstruktionen geprägt. In diesem gegenderten Spannungsfeld müssen Erwachsene und Jugendliche ihre Identitäten immer wieder neu entwerfen und verwerfen, suchen und irgendwie finden, Geschlechtergrenzen werden überschritten, aufgeweicht, neu gezogen – auch in der Schule. Die seit einiger Zeit geführte Debatte über die *«Jungenkatastrophe»* ⁵¹⁸ drängt sich für einen letzten Genderblick auf vergeschlechtlichte Wirklichkeiten und Interpretationen geradezu auf.

«Der gute Schüler ist heute ein Mädchen» ⁵¹⁹

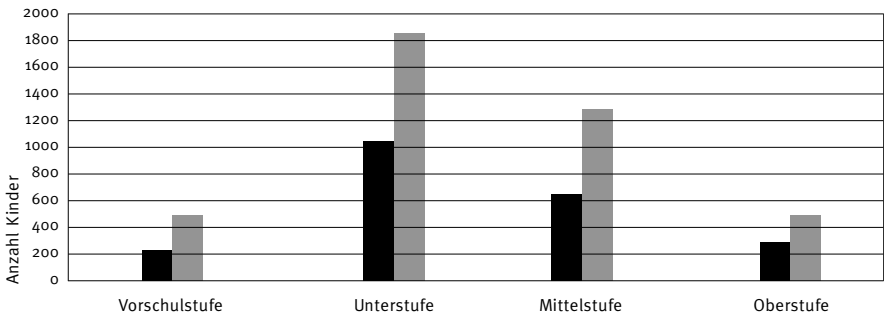
Die im «Magazin» vom 12. Januar 2008 veröffentlichten Zahlen über die Geschlechterverteilung bei MaturandInnen und SonderschülerInnen im Kanton Zürich verweisen auf vergleichbare Realitäten in anderen Kantonen sowie Ländern: Besuchten Ende der Achtzigerjahre noch gleich viele Buben und Mädchen eine Mittelschule, waren im Jahre 2006 nur noch 40 Prozent der MaturandInnen männ-

lichen, aber 60 Prozent weiblichen Geschlechts; die Übersicht über «Sonderschüler im Kanton Zürich 2005» zeigt auf allen Stufen einen massiven Überhang von Buben. Dieses Problem bestehe allerdings seit vierzig Jahren, sagt Bildungsdirektorin Regine Aeppli im «Club» mit dem Titel «Das betrogene Geschlecht: Werden Buben diskriminiert?» vom 22. Januar 2008, «*seit wir Daten erheben, sind drei Viertel der SchülerInnen, die Kleinklassen oder Sonderklassen bevölkern, Buben*», und die sind kaum Opfer des vom Journalisten Daniel Blickenstorfer beschworenen «*feministischen Geschlechterkampfes ..., der die Erwachsenen meint und die Kinder trifft*». ⁵²⁰ Die vor vierzig Jahren in Sonderklassen Verwiesenen hatten auch nicht die Folgen der oft beklagten Feminisierung der Schule zu tragen; damals war es dem Autor noch möglich gewesen, die gesamte Volksschule zu absolvieren, ohne je mit einer weiblichen Lehrperson zu tun zu haben, und auch in der Mittelschule – die er 1971, im Jahr der Einführung des Schweizer Frauenstimmrechts, abschloss – wurde das Gruppenbild seiner Lehrer nur gerade durch eine weibliche Aushilfe für ein Englisch-Semester sowie eine Nebenfachlehrerin für zwei Semester Philosophie gestört. Aber auch wenn bei den 25- bis 64-jährigen Frauen noch immer 23 Prozent (im Gegensatz zu 13 Prozent der Männer) keine so genannte nachobligatorische Bildung haben, das heisst weder eine Berufslehre absolvieren noch den allgemeinbildenden Weg über Mittelschule und Hochschule einschlagen, zeichnet sich ab, dass Frauen bald einmal das besser (aus)gebildete Geschlecht sind. Mädchen haben die besseren Schulnoten sowie mehr Maturitätsausweise, und auch bei den Hochschulabschlüssen (Universitäten beziehungsweise Fachhochschulen) ist die Parität zwischen Männern und Frauen faktisch erreicht. «*Die Wahl der Fachrichtung bleibt jedoch stark geschlechtsspezifisch geprägt*» ⁵²¹, schreibt die Eidgenössische Kommission für Frauenfragen, das heisst, deutlich mehr Frauen als Männer schliessen in Geistes- und Sozialwissenschaften, Medizin und Pharmazie ab, bei den Wirtschafts-, Natur- und technischen Wissenschaften sind es immer noch signifikant mehr Männer, und bei den JuristInnen sind die Frauen leicht im Vorsprung. ⁵²² «*Der gute Schüler ist heute ein Mädchen*», bringt es der Verfasser des Standardwerks «Babyjahre» Remo Largo im «Magazin» vom 12. Januar 2008 auf den Punkt.

MaturandInnen im Kanton Zürich: Anteil Mädchen / Knaben



SonderschülerInnen im Kanton Zürich 2005



■ Mädchen ■ Knaben

Quelle: «Das Magazin», 12.1.2008

«Die Mädchen werden systematisch bevorzugt, die Buben hingegen diskriminiert» 523

In den Interpretationen dieser weitgehend unbestrittenen Fakten werden ganz unterschiedliche Geschlechtervorstellungen und -vorurteile sichtbar. «Für mich offenbaren diese Zahlen ganz klar eine Chancenungleichheit zwischen Mädchen und Buben», gibt Remo Largo – für den es offensichtlich gänzlich undenkbar ist, dass es mit rechten Dingen zugeht, wenn Mädchen schulisch besser abschneiden als Buben – in einem Gespräch mit «Magazin»-Redaktor Martin Beglinger zu Protokoll, «die Mädchen werden systematisch bevorzugt, die Buben hingegen diskriminiert.» 524 In den Ohren der Psychologin und Autorin Julia Onken klingt Largos im «Club» wiederholte These der Benachteiligung von Buben «abenteuerlich», sie verweist auf die ganz andere «Lebenswirklichkeit» (ungleiche Löhne, Machtpositionen usw.). Der durch eigene Erfahrungen und Konfrontationen mit

realen Diskriminierungen beziehungsweise Unterwerfungen von Frauen sowie durch Erkenntnisse feministischer Forschung geschulte Blick verweigert sich der ungeheuerlichen Vorstellung, Angehörige des privilegierten Geschlechts könnten punktuell und in bestimmten Kontexten benachteiligt sein. Onken ist sich der möglicherweise selektiven Wahrnehmung durchaus bewusst und fordert den Verzicht auf *«Reizwörter»* (diskriminierte Buben), *«sonst komme ich gar nicht dazu, genau hinzusehen»*. Regierungsrätin Aeppli hält dem *«bekanntesten Kinderarzt und Jugendkenner der Schweiz»* ⁵²⁵ entgegen: *«Der gute Schüler war immer schon ein Mädchen, aber früher hat man die Mädchen nicht ermuntert.»* ⁵²⁶ Eine Aussage, die im Grunde bedeutet: Buben sind von Natur aus dümmer, aber die soziale Benachteiligung des weiblichen Geschlechts – dem in patriarchalen Verhältnissen lange der Zugang zu Bildung verwehrt oder zumindest erschwert wurde – hat während Jahrhunderten verdeckt, dass Frauen eigentlich die Klügeren sind. Während die früher den Mädchen und Frauen zugeschriebenen natürlichen geistigen Defizite und Abweichungen vom Normgeschlecht Mann (Stichwort *«Hirngrösse»*) weitgehend dekonstruiert worden sind, wird hier eine neue Geschlechterdifferenz postuliert, welche, umgekehrt, die Frauen als das vorgegebene überlegene Geschlecht inszeniert, eine essenzialistische Vorstellung, der offensichtlich auch Largo verfällt – die *«ab Geburt»* reiferen Mädchen, beklagt er, hätten bei Aufnahmeprüfungen ins Gymnasium gegenüber den Buben *«zwangsläufig einen biologischen Vorteil»*. Sein Hinweis *«Im umgekehrten Fall hätten wir laufend Reklamationen der Gleichstellungsbüros»* ⁵²⁷ darf zwar nicht billig als männliches Ressentiment abgetan werden, aber es ist bezeichnend, dass er als Vertreter des (bisher) dominanten Geschlechts eine aus seiner Sicht vorgegebene Differenz als Benachteiligung der Buben deutet und deshalb die Veränderung des heutigen *«kompetitiven System[s] mit Noten, Prüfungen und generellen Lehrplazielen»* ⁵²⁸ sowie mit sprachlastigen Schullehrplänen, was alles den Mädchen zugute komme, fordert. Umgekehrt wurden traditionellerweise die dem männlichen Geschlecht attestierten (und inzwischen weitgehend dekonstruierten) biologischen Vorteile als gegebene Überlegenheit interpretiert und für die Legitimation sozialer Über- beziehungsweise Unterordnungen instrumentalisiert. Die Argumentation von Largo fortschreibend, hätten übrigens die Systeme PolitikWirtschaftSport, in denen Frauen immer noch deutlich untervertreten sind, längst vollständig umgebaut werden müssen; real wurde und wird Frauen aber immer (noch) abverlangt, dass sie sich ihren Platz mit überdurchschnittlichen Leistungen erkämpfen. Warum nicht dasselbe von Buben in der Schule verlangen, zumal der Kampf traditionellerweise als Männersache gilt? Auch wenn die grössten strukturellen Barrieren – Mädchen hatten früher beispielsweise weniger Mathematikstunden als Buben – mit der Einführung der Koedukation abgebaut wurden, das (von Männern entwickelte) System *«Schule»* ist nicht substanzuell



« ... Männerbild ist nicht schulkompatibel ... » «Der Spiegel», 17.5.2004

zugunsten der Frauen verändert worden, die verbesserte Teilhabe von Frauen und Mädchen an der schulischen Bildung hat vor allem mit dem in den letzten Jahren betriebenen Empowerment von Mädchen und der Erweiterung des Konzepts «Frau» Richtung berufliche Karriere beziehungsweise Selbstverwirklichung zu tun. Wer sich auf ein langes Erwerbsleben einrichtet, verhält sich in der Schule ganz anders als diejenige, die, wie es Mädchen früher häufig unterstellt wurde, eh Hausfrau wird; das heisst, die Überwindung des Konzepts «Frau» auf das traditionell Männliche hin hat zu einem besseren Zugang der Mädchen und Frauen zu Bildung, Wissenschaft, Politik usw. geführt.

«Männerbild ist nicht schulkompatibel» 529

Davon ausgehend, dass es bezüglich des geistigen Potenzials keine Geschlechterdifferenz gibt und die momentanen schulischen Defizite von Buben gegenüber Mädchen ebenso wenig in ihrer Natur begründet sind wie die früher behauptete intellektuelle Schwäche der Mädchen und Frauen, stellt sich die Frage nach den

«Demotivationsfaktoren»⁵³⁰, danach, was Knaben sowie männliche Jugendliche daran hindert, in der Schule ihre Möglichkeiten voll auszuschöpfen. Eine mögliche Spur legt der Sozialpädagoge Lu Decurtins im bereits mehrfach zitierten «Club»: «Das Männerbild», erklärt er, «ist nicht schulkompatibel»⁵³¹, und Remo Largo stellt die These auf, nicht die Kompetenz, sondern das Verhalten lasse Schüler schlechter abschneiden als Schülerinnen. «Aber es darf doch nicht sein», fährt er fort, «dass die heutige Pädagogik die Buben ausgrenzt, weil sie nicht so pflegeleicht sind wie Mädchen.»⁵³² Seine Aussage enthält genau jene gegenderte Doppelbotschaft, die vermutlich mitverantwortlich für das Verhalten von Knaben und männlichen Jugendlichen ist: Wer die Anforderungen der Schule erfüllt, ist «pflegeleicht», und die Pflegeleichten, so die Geschlechterzuschreibung, sind die Mädchen; Buben aber, so die Aussage im Subtext, sind anders, spannender, sagen Lehrpersonen häufig, während sie sich gleichzeitig über die Störenfriede beklagen. Der Knabe gerät im Spannungsfeld der Anforderungen der Schule einerseits, des Konzepts «Mann» andererseits in eine klassische «Doublebind»-Situation – entweder gute Schülerin oder Mann. Ausgenommen jene Spitzenschüler, die schulische Höchstleistungen erbringen, ohne dem Image des braven Strebers – der ins Weibliche abzustürzen, zur verachteten Streberin zu werden droht – zu entsprechen; sie erfüllen, ganz Superman, sowohl die Leistungsansprüche der Institution Schule, und das mit Leichtigkeit, als auch die Anforderungen des Grandiositätskonzepts «Mann» im richtigen Leben ausserhalb des Unterrichts.

Bei den meisten aber wird das Grandiositätskonzept «Mann» in der schulischen Normalität entzaubert. «Ein junger Mann», inszeniert der Jugendpsychologe Allan Guggenbühl im «Club» vom 6. Juli 2004 männliche Herrlichkeit, «schreibt keinen Aufsatz, sondern das erste Kapitel eines Romans».⁵³³ Umso bitterer die Ankunft in den Niederungen des real existierenden Alltags. Solange Lernende geprüft und bewertet werden, ist die Schule für viele (auch) ein Ort der Demütigung und der Niederlage: «Das einzigste, was ich intensiv in der Schule beigebracht bekommen habe, war, dass ich ein Verlierer bin», sagt ein so genannter School-Shooter in der Dokumentation «Amokläufer im Visier», die der TV-Sender «arte» im März 2008 ausstrahlt. So gross Erfolg und Bewunderung beim «Freeriden» auch sein, so cool KollegInnen einen oder eine auch finden mögen – in der Schule kann jeder und jede zur Versagerin beziehungsweise zum Versager werden, ist jede und jeder dem (vernichtenden) Urteil der Lehrpersonen ausgeliefert. Die tendenziell unterschiedlichen Reaktionen von Mädchen beziehungsweise Buben auf diese Situation müssen (auch) als Teil der Vergeschlechtlichung dekonstruiert werden. Während Mädchen und Frauen sich bemühen, bessere (Anpassungs-)Leistungen zu erbringen – «Mädchen», so Largo, «sind fleissiger, zuverlässiger und angepasster. Sie begehren weniger auf»⁵³⁴ –, um am Ende doch noch auf Anerkennung zu stossen

beziehungsweise in traditionell männliche (Macht-)Bereiche vorzustossen, begehren Buben auf, versuchen, wie ein Mann, erlittene oder befürchtete Verletzungen durch Abwertung der Schule beziehungsweise der Frau, die sie zurückweist oder verlässt, zu verdrängen und ungeschehen zu machen. Die Schlampe hat mich nie interessiert. Schule ist eh scheisse. Selbst erfolgreiche Männer betonen nicht selten und fast stolz, sie seien keine Helden in der Schule gewesen, der Höhenbergsteiger und ehemalige Chefarzt des Zürcher Stadtspitals Triemli Oswald Oelz macht, trotz schulischer Erfolge klar, was für einen Mann wirklich zählt: *«Sich habitieren, das ist ja ganz nett, aber den Everest besteigen – das ist eine ganz andere Dimension!»,* das ist die männliche Initiation: *«Zeigen, dass man ein Siebesiech isch, dass man alle Schwierigkeiten überwinden kann.»* 535

Widerstand, Leistungsschwäche, Disziplinprobleme sowie aggressives Verhalten müssen auch als Versuch interpretiert werden, in Momenten der Ohnmacht und Verzweiflung Männlichkeit zu (re)konstruieren und auf anderem Gebiet doch noch zum Helden zu werden. *«Jungen wandeln Trauer in Wut um»,* schreiben Dieter Schnack sowie Rainer Neutzling in ihrem Text *«Wir fürchten weder Tod noch Teufel!»* 536; sie weisen damit auf die täglich reproduzierte Gefahr hin, dass das Konzept «Mann» Buben und Männern zuerst abverlangt, Angst und Hilfsbedürftigkeit zu überspielen, und dass sich hinterher der einem oberflächlichen Differenzansatz folgende Genderblick von solchen Männlichkeitsinszenierungen blenden lässt, das heisst nur den Täter, aber nicht das Opfer «Mann», nur die Störung des Unterrichts, nicht aber die dahinterliegende Angst und Hilfsbedürftigkeit sieht. (Umgekehrt ist es allerdings ein veritabler Kurzschluss, die nach aussen häufig weniger sichtbaren Reaktionen von Mädchen auf die Kränkungen der Schule so zu interpretieren wie Allan Guggenbühl: *«Vieles, was die Schule anbietet, entspricht den Mädchen besser. Deshalb sind sie auch ruhiger und kooperativer.»* 537) Die Verdrängung von Angst gelingt so perfekt, *«dass Jungen»* in schriftlichen Tests in Schulen *«im Durchschnitt niedrigere Angstwerte erzielen als Mädchen»,* obwohl bei der Messung entsprechender physischer Symptome *«gleich hohe körperliche Angstwerte»* registriert werden. Buben kreuzen denn auch deutlich häufiger als Mädchen den Satz an: *«Ich möchte, dass man mir meine Angst nicht anmerkt.»* Das von vielen Lehrpersonen beklagte unruhige Verhalten von Knaben, die nicht still sitzen könnten, unterstützt diese Verdrängung, verhindert, dass *«Angst, Schmerz und Kummer hochkommen»,* und unterdrückt die Erinnerung an Gefühle von Hilflosigkeit und Ohnmacht, in letzter Konsequenz an den Tod. Die beiden Autoren vermuten, dass *«viele Jungen Ängste nicht nur nicht zugeben, sondern sie unter Umständen gar nicht wahrnehmen können»* 538, was den erst in Ansätzen aufgeweichten Gefühlspanzerungen von Männern entspräche, denen es oft schwer fällt, über Gefühle zu reden, ja, sie nur schon wahrzunehmen. Nur in Todesgefahr, sagen etwa Extremsportler(innen), spürten sie sich wirklich.

Lernen versus Konzept «Mann»

Die Lernsituation hat ganz generell und für alle auch etwas Kränkendes, sie konfrontiert uns mit unseren Unwissenheiten, Grenzen und Beschränktheiten. Je kleiner seine (Wissens-)Welt, spottet der deutsche Kabarettist Mathias Richling im «Scheibenwischer» vom 20. März 2008 sinngemäss, desto grösser und grossartiger erscheine er sich selbst. Lernen setzt das Eingeständnis voraus, nicht (alles) zu wissen, bei der Erschliessung von Welten auf Unterstützung und Hilfe anderer angewiesen zu sein. Das aber ist eine radikale Bedrohung des Konzepts «Mann», das alles unter Kontrolle hat, keine Grenzen kennt und kein Nein akzeptiert, was einerseits die Chance zum Widerstand gegen Unzumutbares und zur Verwirklichung von Visionärem, andererseits aber auch das Potenzial zu Gewalt enthält, gegen andere und gegen sich selbst. Das «Selbst ist der Mann» verbaut dem Buben tendenziell den Weg zum pädagogischen Angebot, er weist die Unterstützung zurück, gleich dem Autor, der schwitzend die vier Stockwerke eines Warenhauses rauf- und runterrennt, weil er zu stolz ist, eine Verkäuferin oder einen Verkäufer zu fragen, in welchem Gestell die Badehosen diesen Frühling hängen. Der Lehrer, der verkündet, er lese keine Bücher und schaue sich keine Filme an, steht dem Buben Modell, der, so eine von Schnack/Neutzling zitierte Lehrerin, nie «von sich aus» äussert, *«dass er etwas nicht versteht»* 539. Dass sie allerdings *«noch keinen Jungen erlebt»* haben will oder auch hat, der dieses Eingeständnis macht, hat weniger mit Realitäten als mit jenem selektiven Genderblick zu tun, der nur jene real Existierenden als Männer beziehungsweise Buben anerkennt, die dem soziokulturellen Konstrukt entsprechen. *«Die Unfähigkeit der Jungen, Hilfe anzunehmen, findet ihre Entsprechung in dem Unvermögen der Erwachsenen, Jungen als hilfsbedürftig wahrzunehmen»*, schreibt Dirk Bange in «Pädextra» 540.

Es ist also nicht oder jedenfalls nicht in erster Linie das System «Schule», das die Knaben benachteiligt beziehungsweise die Mädchen bevorzugt, sondern das Konzept «Mann», das Buben im Umgang mit der Kränkung «Lernen» ein selbstschädigendes Verhalten abverlangt, sie daran hindert, weiblich konnotierte Unterstützung sowie Hilfe anzunehmen und so ihr volles Leistungspotenzial auszuschöpfen. Das war vermutlich immer schon so, ist aber erst sichtbar geworden, nachdem Mädchen und Frauen (zumindest in diesem Punkt) weitgehend vom Korsett «Frau» befreit sind und ihrerseits nicht mehr durch Weiblichkeitskonstruktionen an der Entfaltung ihrer Kompetenzen gehindert werden. Wenn die Schule als öffentliche Bildungs- und Erziehungsinstitution, vergleichbar dem privaten Haus, zunehmend als weibliche Welt erscheint, der sich Buben, in Erfüllung der Grundkonstruktion «Mann sein heisst, nicht Frau sein», tendenziell verweigern (müssen), ist das offensichtlich nicht primär das Resultat der realen Verweibli-

chung des Lehrkörpers – selbst Largo betont, die von ihm beklagte Diskriminierung der Buben habe *«nichts mit dem Geschlecht der Lehrpersonen zu tun»* 541 –, sondern der symbolischen Vergeschlechtlichung der pädagogischen Tätigkeit beziehungsweise Institution selbst. Ähnliches gilt für den Bereich Psychologie, den Allan Guggenbühl, selbst Psychologe, radikal weiblich konnotiert. *«Vielleicht kommt das psychologische Denken dem Weiblichen entgegen»* 542, beginnt er fast zögernd, um es dann zuzuspitzen: *«Der Knabe wird kastriert, wenn er sich <verpsychologisieren> lässt.»* 543 Fragt sich nur, weshalb Fachgebiete, Methoden und Institutionen, die – auch wenn Frauen dabei eine grössere Rolle gespielt haben, als es die offizielle Geschichtsschreibung eingesteht – überwiegend von Männern entwickelt und strukturell dominiert worden sind beziehungsweise es bis heute werden, am Ende (symbolisch) weiblich besetzt sind.

Zwei denkbare Erklärungen bieten sich an:

1.

Die Männer, welche die Vision Schule beziehungsweise Psychologie entworfen und verwirklicht haben, sahen den (erfolgreichen) Mann, sich selbst, immer nur als aktiven=männlichen TherapierendenWissendenLehrenden, aber nie als passiven=weiblichen TherapiertenLernendenBelehrten – *«Der gute Schüler»*, eben, *«war immer schon ein Mädchen»* 544, Frauen hatten anfänglich nur als Patientinnen Zugang zur psychologischen Praxis, und die Begründer der Psychoanalyse, Freud und Jung, so Allan Guggenbühl, *«gewannen ihre wichtigsten Erkenntnisse in Auseinandersetzung mit weiblichen Patienten»*. 545 So hätten denn die Männer selbst den Institutionen Schule und Psychologie, vermutlich unbewusst und schon im Ursprung, eben jene geschlechtsspezifische Ausrichtung und Bewertung eingeschrieben, die hinterher – wenn der Bub und Mann sich dem Lern- und Therapieprozess, weil Frauensache, verweigert – als Diskriminierung beklagt wird.

2.

Wo immer Frauen nicht mehr mit einem Differenzkonstrukt – zu wenig hart, zu empfindlich für ... – ausgegrenzt werden können, sondern, einem Gleichheitsansatz folgend, in Männerdomänen vorstossen, das heisst, den Beweis erbringen *«Das können wir auch»* – wofür es in umgekehrter Richtung aufgrund der Überordnung traditionell männlicher beziehungsweise der Unterordnung bisher weiblicher Sphären kein Äquivalent gibt –, neigen die Vertreter des dominanten Geschlechts dazu, diese Bereiche und Aktivitäten zu entwerten, sich aus ihnen zurückzuziehen und, zur Rekonstruktion der Differenz, auf andere Felder auszuweichen. *«Der Zustrom von Frauen»*, schreibt van Creveld zum traditionellsten

Männer-Reservat Armee, *«ist ein Symptom für den Niedergang des staatlichen, regulären Militärs.»* 546 Auch die Ablösung des Primats der Politik durch das Primat der Ökonomie könnte als vergeschlechtlichte Reaktion auf die wachsende Zahl von Frauen in Parlamenten und Regierungen gedeutet werden. In der Psychologie, so scheint es, stehen die Frauen kurz vor der Machtübernahme – 2007 waren an der Universität Basel gerade mal noch ein Fünftel der PsychologiestudentInnen Männer 547, die womöglich noch als feminin eingestuft würden. Allan Guggenbühl setzt der Seelenkunde enge weibliche Grenzen, wenn er sie auf die Sphäre des Individuellen – und das *«entspricht der weiblichen Psyche»* – reduziert; den bedrängten Männern aber öffnet er ein Tor zu grösseren und grossartigeren Welten: *«Frauen besitzen ein Sensorium für Psychologie, Männer locken die Mythen.»* 548 Da ist das *«Frauen an den Herd, Männer auf die Kommandobrücke»* nicht mehr weit. In der Schule scheint sich auf der Makroebene zu spiegeln, was der Bub – der seine Versagensängste mit Abwertung schulischer Leistungen und Aktivitäten zu bändigen versucht – vor- beziehungsweise nachspielt. Dem Vorrücken der Frauen wird mit Entwertung der öffentlichen Erziehung zum einen, dem Rückzug der Männer aus dem weiblichen (Schul-)Haus zum anderen begegnet, der sich selbst verstärkende Mechanismus produziert nach der schon seit Jahrzehnten beklagten vaterlosen Gesellschaft eine männerlose Schule – was sie auf der Unterstufe faktisch bereits ist –, bis der Ruf nach dem Retter Mann die Anknüpfung an einen neuen Mythos der Grandiosität verspricht.

Taten statt Worte

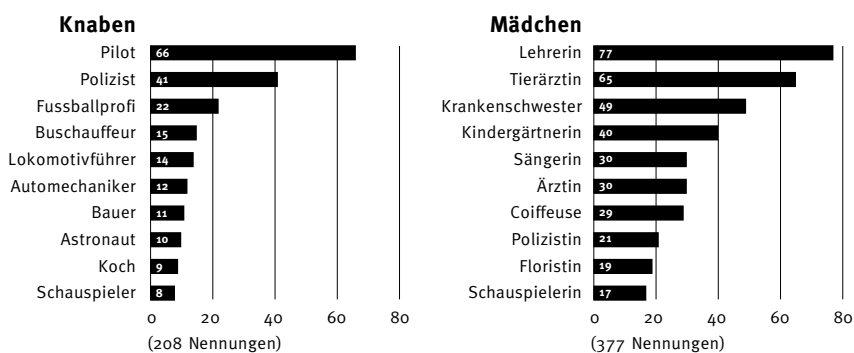
Das Konzept *«Mann»* wird – aus Angst vor den sich in geistige Höhen schwingenden Frauen – über die Abwertung von Schule sowie universalistischer Bildung ins Theorie- und Intellektuellenfeindliche getrieben. Nachdem während Jahrhunderten der (männliche) Geist dem (weiblichen) Körper übergeordnet wurde, die Männer das Wort und damit das Sagen für sich reklamierten, sind die theoretischen Geistes- und Sozialwissenschaften – die heutzutage mehrheitlich von Frauen belegt werden – längst von den praktischen Erfahrungs-, den Naturwissenschaften verdrängt worden. Der Lehrer, der keine Bücher liest beziehungsweise sich keine Filme anschaut, weist die vermittelte Wissenswelt zurück und beschränkt sich auf die Welt der (eigenen) Erfahrung; das schulische Wissen wird zur grauen Theorie erklärt, der Mann wird jetzt, da die Frauen in Haus und Öffentlichkeit das Wort ergreifen (dürfen), nicht mehr als Mann des Wortes und der Theorie, sondern als Mann der Praxis und der Tat inszeniert: *«Als Mann aus dem Volk und <Kleinunternehmer> traut ihm die Basis mehr zu, als wenn er im akademischen Elfenbeinturm sozialisiert worden wäre»*, schreibt die *«Neue*

Zürcher Zeitung» am 11. März 2008 über den eben zum Stadtratskandidaten gekürten SVP-Politiker Marco Tuena. Welcher rechte Bub möchte da noch studieren? Nicht nur am anderen Ende des politischen Spektrums, sondern auch am Gegenpol der dualen Geschlechterordnung steht SP-Bundesrat Moritz Leuenberger, der von seinem ehemaligen Kollegen Adolf Ogi als *«Poet im Bundesrat»* 549 charakterisiert wird und selbst das Zitat liefert: *«Ein guter Staatsmann soll ein Philosoph sein.»* 550 Der 2003 mit dem Cicero-Preis für die beste politische Rede im deutschen Sprachraum Ausgezeichnete, der auch schon mal ironisch wird, (Selbst-)Zweifel formuliert und öffentlich frühmorgendliche Rücktrittsgedanken verrät – *«Die weinerlich depressive Tour wird vom Volk nicht mehr goutiert»* 551, meckert die damalige Präsidentin der Freisinnig-Demokratischen Partei des Kantons Zürich, Doris Fiala –, wird von seinen politischen GegnerInnen prompt mit traditionell weiblichen Attributen zur schwachen Figur gemacht, ja pathologisiert: *«Leuenberger solle sich nicht als Schöngeist produzieren, sondern sein Amt führen»* 552, zitiert der *«Tages-Anzeiger»* einen von ihnen, *«zu wenig entschlossen und hartnäckig, ... zu wenig kämpferisch, schwebte philosophisch über den Dingen»* 553, urteilt FDP-Nationalrat Gerold Bührer, und für SVP-Ständerat This Jenny ist der *«Schwerarbeiter mit Hang zum Schweben»* 554 *«zu zart, zu wenig der Macher»*, also eine Frau, *«mit melancholischem Charme»* 555, schreibt der *«Tages-Anzeiger»*; mit solchen Argumenten wurden die Schweizerinnen bis 1971 von der politischen Bühne ferngehalten.

Das Reden wird, Zug um Zug, feminisiert, das Wort erscheint plötzlich als Frauensache, und in dem Moment, in dem das Gespräch unter Gleichen droht, rekonstruieren sich Männer über das Schweigen, und so kommt es zur viel bejammerten Kommunikationsstörung in heterosexuellen Paaren, die einige in den Genen der Geschlechter, die von unterschiedlichen Planeten kommen sollen, zu finden glauben. Wäis Kiani schreibt das schon fast verstaubte Sprichwort *«Ein Mann – ein Wort, eine Frau – ein Wörterbuch»* fort: *«Ein Mann redet nicht viel. Er weiss, dass Worte nichts sind als Schall und Rauch ...»*, und treibt es auf einen neuen Höhepunkt: *«Ein Mann, der älter ist als fünfundzwanzig und ständig von sich erzählt, ist schon fast eine Frau.»* 556 Da bleibt dem armen Mann nur das *«Taten statt Worte»*, auch wenn der damit verbundene Zwang zu handeln bekanntlich den Zwang zur Gewalt enthält. Schon in Goethes *«Faust»* und Wagner ist diese Abwertung von Theorie und Bücherwissen – *«Da steh ich nun, ich armer Tor, und bin so klug als wie zuvor!»* 557 –, die Verschiebung von der Wissens- zur Erfahrungswelt, vom Wort zur Tat angelegt. *«Geschrieben steht: <Im Anfang war das Wort!> / Hier stock ich schon! Wer hilft mir weiter fort? / Ich kann das Wort so hoch unmöglich schätzen ...»*, sinniert Faust in seinem Studierzimmer, greift dann nach dem Sinn, *«der alles wirkt und schafft»*, schliesslich nach der Kraft als Anfang von allem, bis ihm der Geist zu Hilfe kommt, jetzt *«auf einmal seh ich Rat / Und schreib getrost: Im Anfang war die Tat!»* 558

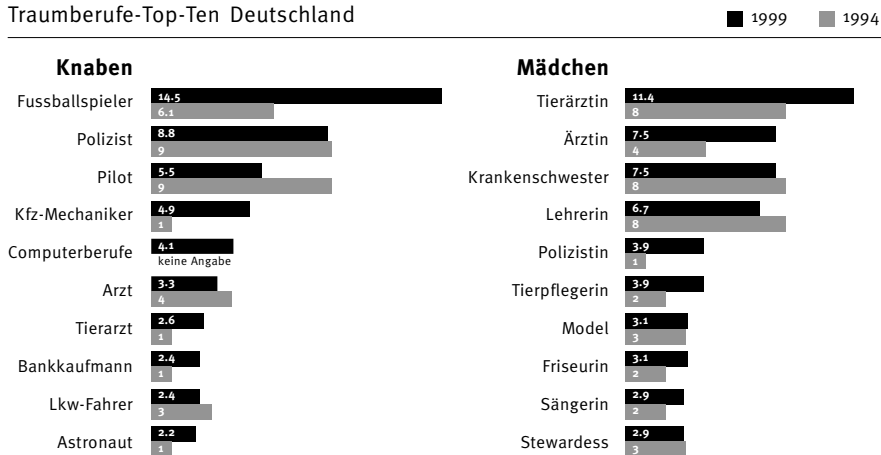
Die Ablösung der ehemaligen Königswissenschaft Philosophie durch die Praxis spiegelt sich auch in den Berufswünschen von Schweizer Buben und deutschen Jungen, auf welche «die Emanzipationsbewegung des 20. Jahrhunderts kaum abgefärbt» 559 hat – ein irgendwie und theoretisch Gelehrter findet sich unter ihren Top-Ten-Traumberufen auf jeden Fall nicht, bei den Mädchen hat immerhin die Lehrerin in beiden Ländern einen sehr hohen Stellenwert. Das Primat des Handelns ist zum Kern aktueller Männlichkeiten geworden, die sich am Gegenbild der intellektuellen Frau aufrichten und der ökonomischen Logik unterwerfen, die

Traumberufe-Top-Ten Schweiz



«Die von Jugendlichen meistgenannten Traumberufe ihrer Kindheit, differenziert nach Geschlecht (absolute Häufigkeiten)» Quelle: NFP 43 «Bildung und Beschäftigung» 2004, in: «Neue Zürcher Zeitung», 29.2.2008

Traumberufe-Top-Ten Deutschland



Befragung des Deutschen Instituts für Jugendforschung bei 1000 Kindern im Alter zwischen 6 und 14 Jahren
In: www.focus.de, 20.3.2008

das Denken als das Nutzlose, das Handeln als das Verwertbare erscheinen lässt. Paradoxerweise werden sich die Frauen auf dem Weg zur (männlichen) Macht womöglich ihrerseits dem Taten-statt-Worte beugen müssen, weil ihnen die Männer zwar teilweise Platz machen (müssen), ihnen aber das zweifelhafte Erbe des Primats der Tat hinterlassen, was am Ende auch auf das Verhalten der (bisher) pflegeleichter Schülerinnen zurückwirken wird. Im Übrigen haben die Buben gute Gründe, sich nicht allzu sehr über schulische Defizite zu grämen – am Ende sind sie, so Beatrice Schlag, im *«Berufsleben trotzdem das tonangebende Geschlecht»*. 560

Abschied vom «Mann sein heisst, nicht Frau sein»

Die Grundformel «Mann sein heisst, nicht Frau sein» ist massgeblich für das schulische Elend der Buben verantwortlich, und es ist absehbar, dass die Konstituierung von Männlichkeit durch Rekonstruktion der Geschlechterdifferenz mit jedem Schritt der Frauen zu mehr Gleichheit schwieriger wird; am Ende des Versuchs, sich durch Entwerten und Zurückziehen in frauenfreie Zonen, eigene, männliche Orte zu retten, stehen Männer und Buben mit dem Rücken zur Wand. Ihnen bleibt, wenn sie sich (wieder) mehr Raum verschaffen wollen, ähnlich wie den Frauen, nur die Dekonstruktion von Geschlecht im weiteren Sinne, das heisst die Überwindung der Herstellung männlicher Identität durch Abgrenzung vom Feindbild «Frau», die Erweiterung des Konzepts «Mann» auf das traditionell Weibliche hin, und dies sowohl auf den Ebenen sozialer Erfahrungen (zum Beispiel durch Konfrontation mit Erwachsenen, die sich dem Geschlechterdiktat widersetzen), Normen und Strukturen als auch in Bezug auf Zuschreibungen und Wahrnehmung. Für Schule und soziale Praxis bedeutet das: Die männlich und tapfer kaschierten Unsicherheiten sowie Nöte von Knaben erkennen, Ermutigung und Empowerment der Buben, auch zu weiblich konnotierten Verhaltensweisen – Ängste spüren und aussprechen, Hilfe anfordern und annehmen, Lesen und Reden –, Arbeit in geschlechtsheterogenen und -homogenen Gruppen, koedukativen und seedukativen (geschlechtergetrennten) Unterrichtssequenzen, weil Letztere es den Knaben ermöglichen, differenziertere Verhaltensweisen innerhalb der Bubengruppe zu entwickeln, ohne sich gegenüber Mädchen als die Anderen und Stärkeren inszenieren zu müssen. *«Ich halte den geschlechtergetrennten Unterricht zwar für die wirksamste Methode»*, schränkt der Lehrer Thomas Rhyner ein, *«aber die Studien zeichnen kein klares Bild.»* 561 Lange wurde von Frauen- seite, umgekehrt, Kritik an der Koedukation geübt, welche die Mädchen gegenüber den Buben benachteilige, und, einem Differenzansatz folgend, die teilseedukative Schule verlangt.

So berechtigt die Forderung von Guggenbühl und anderen – *«Man muss die Männer [und Buben, Im] abholen, wo sie sind»* 562 – nach geschlechtsspezifischer Didaktik und Pädagogik erscheinen mag, so sinnvoll ihre teilweise Erfüllung ist, sie enthält auch die Gefahr, die vorgefundene Differenz als vorgegebene zu interpretieren und zu verstärken. Wer mit Männern oder Buben über Autos plaudert, bringt sie, niederschwellige Intervention, womöglich zum Reden, so dass sie ihm am Ende ihre Ängste vor Gewalt, Mädchen und sexuellem Versagen verraten, aber er akzentuiert gleichzeitig die Verknüpfung von Mann und Auto und übersieht die Buben, die sich nicht für Offroaders interessieren. Es ist nicht einmal sicher, dass alles ganz anders würde, wenn Frauen mit Jungs über Autos reden oder so eine Karre mit ihnen tunen würden. Wer Buben in die Welt *«der Mythen, für die Männer ihr Herzblut geben»* 563, führt – wie die so genannte «Wild-Men»-Bewegung, in der Männer noch (oder wieder) Männer sein dürfen, *«miteinander ringen, trommeln oder grunzen»* 564 –, wer ihnen einen Weg *«aus dem privaten Labyrinth zur Welt dort draussen»* 565 zeigt, agiert wie der so genannte freie Markt, der mit Werbemillionen und -psychologie erst die Bedürfnisse weckt, die er hinterher zu befriedigen behauptet. Es ist kaum die Natur des Mannes, wie Guggenbühl suggeriert – der die Geschlechterdifferenz als *«anthropologische Tatsache»* 566 sieht –, sondern das kulturelle Konzept männlicher Grandiosität, das den Wunsch weckt, *«sich vom Persönlichen [zu] distanzieren und den Mythen [zu]zuwenden»*. Wer, differenzfixiert, solche Vergeschlechtlichungen fort-schreibt, verschärft die kulturellen Paradoxien MannoderLernen, MannoderOhn-macht, MannoderOpfer – die massgeblich für die schulische Schwäche der Buben verantwortlich sind –, um am Ende deren Benachteiligung zu beklagen. Statt vorgefundene Männlichkeiten als vorgegebene zu erklären und immer wieder zu rekonstruieren, müsste eine geschlechtergerechte Didaktik und Pädagogik sich an der Dekonstruktion im weiteren Sinne beteiligen und mithelfen, Buben und Männer von jenem Allmachtsskonzept zu befreien, das ein sie behinderndes und gleichzeitig andere bedrohendes ist – auf dass sie (wieder) Worte finden.

Die Gleichheit der Fremden

Es ist ein weiter Weg zur Gleichheit, dahin, wo Martin Felser nicht mehr belächelt, sondern als Transgender-Figur – *«ein Überbegriff für alle, die Geschlechtergrenzen überschreiten»* 567 – wahrgenommen wird, eine Gratwanderung, auf welcher immer der Absturz in vorschnelle Gleichheiten oder festgeschriebene Differenzen droht. Erholungs- und Denkpausen sollten deshalb gut genutzt werden – zur gender-reflektierenden Wahrnehmung dessen, was jetzt ist. Gibt es noch signifi-kante Differenzen zwischen den Geschlechtern, überformen sie kulturelle bezie-

hungsweise soziale Unterschiede, werden sie, umgekehrt, von diesen überlagert, oder sind individuelle Besonderheiten innerhalb der jeweiligen Gruppe grösser als alle kollektiven Kategorien? Wo sich Differenzen jeder Dekonstruktion zu widersetzen scheinen, müsste, zumindest vorübergehend, eine ungleiche, aber geschlechtergerechte Förderung mehr Gleichheit herstellen. Wenn sich, beispielsweise, herausstellen sollte, dass Mädchen tatsächlich generell und biologisch bedingt *«reifer als die Buben»* 568 sind, bliebe, womöglich, nur die spätere Einschulung der Knaben. Und wenn männliches Gewaltverhalten effektiv Testosteron-gesteuert wäre, dann, so der Psychologe Romeo Bissuti, *«müsste doch die Pädagogik doppelt motiviert sein, Gewaltprävention zu betreiben»* 569, um das maskuline Defizit zu kompensieren. Ähnlich wie im Frauenfussball müsste die Dekonstruktion lernbehindernder Männlichkeiten und Weiblichkeiten auf die vergeschlechtlichten Strukturen und Normen der Schule selbst ausgedehnt werden, denn, so Largo, es gibt *«eine Reihe von Fähigkeiten, die Menschen haben, die in der Schule, wie sie jetzt ist, einfach keine Wertschätzung haben»* 570, das heisst, auch Prüfungs- und Notenraster sind «Fischernetze», in denen nur ein kleiner Teil des männlichen beziehungsweise weiblichen Potenzials hängen bleibt. Das gilt aber nicht nur für die von Largo angesprochene handwerkliche Begabung, die er einseitig den Buben zuschreibt, um dann, an sich zu Recht, zu kritisieren: *«Wir tun so, als ob wir solche Menschen nicht mehr brauchen würden.»* 571 Eine Dekonstruktion des auf ökonomische Nützlichkeit sowie Bewertung von Menschen ausgerichteten Systems Schule – hin zu ganzheitlicher Bildung, Empowerment statt Entmutigung, Kompetenzorientierung statt Selektion – würde allen Lernenden zu grösserer Entfaltung ihrer immer wieder gegenderten Talente, zu einer Versöhnung von Wort und Tat sowie zur Verbindung von Denken und Handeln und schliesslich zum aufrechten Gang verhelfen.

Das Ziel ist erst erreicht, wenn kein Bub mehr männlich, kein Mädchen mehr weiblich werden muss, wenn die dümmliche Frage nach dem neuen Mann beziehungsweise der Frau von morgen nicht mehr gestellt wird, wenn es zur Beschreibung menschlicher Individuen mindestens so viele Begriffe gibt, wie die Inuit für Schnee kennen – *«Zwischen den zwei Polen Mann und Frau gibt es Hunderte Varianten von Intersexualität»* 572, sagt die Mutter eines so genannten Zwitter –, Gleichheit ist erst eingelöst, wenn die Geschlechtergrenze, nach der das Denken in Dualitäten verlangt, durch offenes Land ersetzt ist, auf dem sich die Unterschiedlichsten frei bewegen können. Wo alle zum Menschen werden, gibt es keine vorgegebenen Zugehörigkeiten mehr, höchstens noch gewählte, da ist bedeutungslos, was ein Mann und was eine Frau, aber auch, was ein Mensch ist. Die Utopie des Menschen darf nicht als neues Korsett entworfen, sondern muss als begrenzte und unzulängliche Vielfalt hingenommen werden. Die (bisher) dauernd rekonstruierte Geschlechterpolarität, die eine durch Klischees und

festen Zuschreibungen konstituiert ist, würde ersetzt durch das Spannungsfeld zwischen Individuen, die sich alle gleich und fremd zugleich sind, denen keines der bekannten Stereotype – Schweizer, Kurdin, Homosexueller, Heterosexuelle, Mann, Frau – mehr übergestülpt werden kann. Dann wäre nicht nur alles, was der Stierkämpfer mit der Küchenschürze treibt, männlich, und alles, so Ariadne von Schirach, «*was ich tue, weiblich*»⁵⁷³, dann würde es die Begriffe männlich und weiblich, Mann und Frau nicht mehr geben, und das Individuum würde zur terra incognita, zur unbekannteren Welt. Die Frage ist nicht, wie immer wieder drohend an die Wand gemalt, ob die Auflösung der Geschlechter unerotische Spannungslosigkeit hinterliesse, weil wir alle einander gleich, in eine Norm Mensch gepresst würden; die Frage ist, ob wir die Spannung aushalten würden, alle anders, alle viele zu sein, keine und keiner dem oder der oder anderen gleich, niemand unter ihres- oder seinesgleichen; die Frage ist, ob wir bereit sind, uns dieser irritierenden Fremdheit des Individuums auszuliefern, ohne auf vertraute Bilder und Begriffe zurückzugreifen und damit die gefährliche Individualität, die nichts für richtig oder falsch erklärt, wieder zu verhüllen. Dann würde der Mensch dem Menschen ein Mensch und die Liebe, jenseits aller Normativitäten, was sie immer war – unberechenbar.

Quellenverzeichnis

Literatur

- Christof Arn: HausArbeitsEthik, Chur/Zürich: Verlag Rügger, 2000
- Thomas Auchter/Christian Büttner/Ulrich Schultz-Venrath/Hans-Jürgen Wirth (Hrsg.): Der 11. September – Psychoanalytische, psychosoziale und psychohistorische Analyse von Terror und Trauma, Giessen: Psychosozial-Verlag, 2003
- Christian Büttner/Marianne Dittmann (Hrsg.): Brave Mädchen, böse Buben?, Weinheim/Basel: Beltz, 1993
- Theodor W. Adorno/Max Horkheimer: Dialektik der Aufklärung, Frankfurt am Main: S. Fischer, 1969 (Lizenzausgabe Ex Libris Zürich)
- Elisabeth Badinter: Die Wiederentdeckung der Gleichheit – Schwache Frauen, gefährliche Männer und andere feministische Irrtümer, München: Ullstein, 2004
- Elisabeth Badinter: Die Mutterliebe, München: Deutscher Taschenbuch Verlag, 1984
- BAFF: Ballbesitz ist Diebstahl, Fussballfans zwischen Kultur und Kommerz, Göttingen: Verlag die Werkstatt, 2004
- Tobias Bauer: Die Familienfalle, Chur/Zürich: Rügger, 2000
- Tobias Bauer/Silvia Strub: Wie ist die Arbeit zwischen den Geschlechtern verteilt? Eine Untersuchung im Auftrag des Eidgenössischen Büros für die Gleichstellung von Frau und Mann, Januar 2002 (Zusammenfassung)
- Peter Beck/Uwe G. Seebacher: Rambofrauen, USP Publishing, 2005
- Ulrich Beck/Elisabeth Beck-Gernsheim: Das ganze normale Chaos der Liebe, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1990
- Ruth Becker/Beate Kortendiek (Hrsg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung – Theorien, Methoden, Empirie, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2004
- Peter Bichsel: Kindergeschichten, Neuwied/Berlin: Luchterhand, 1969 (Lizenzausgabe Ex Libris Zürich)
- Christoph Biermann: Fast alles über Fussball, Köln: Kiepenheuer & Witsch, 2005
- Arne Birkenstock/Irmela Hannover: Familienbilder im Fernsehen, Familienbilder und Familienthemen in fiktionalen und nicht-fiktionalen Fernsehsendungen – Studie, Marl: Adolf-Grimme-Institut, 2005
- Doris Bischof-Köhler: Von Natur aus anders – Die Psychologie der Geschlechtsunterschiede, Stuttgart/Berlin/Köln: W. Kohlhammer, 2002
- Hans Bosse/Vera King (Hrsg.): Männlichkeitsentwürfe – Wandlungen und Widerstände im Geschlechterverhältnis, Frankfurt am Main: Campus, 2000
- Pierre Bourdieu: Die männliche Herrschaft, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2005
- Pierre Bourdieu: Rede und Antwort, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1987
- Fabian Brändle/Christian Koller: Goooal!!!, Kultur- und Sozialgeschichte des modernen Fussballs, Zürich: Orell Füssli, 2002

- Bertolt Brecht: Gesammelte Werke, Werkausgabe Edition Suhrkamp, Band 2, Stücke 2, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1967
- Bertolt Brecht: Gesammelte Werke, Werkausgabe Edition Suhrkamp, Band 9, Gedichte 2, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1967
- Bettina Boekle/Michael Ruf (Hrsg.): Eine Frage des Geschlechts – Ein Gender-Reader, Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften VS, 2004
- Louann Brizendine: The female brain, New York: Morgan Road Books, 2006
- Roger Bromley/Udo Göttlich/Carsten Winter (Hrsg.): Cultural Studies – Grundlagentexte zur Einführung, Lüneburg: Dietrich zu Klampen, 1999
- Elisabeth Bronfen: Nur über ihre Leiche – Tod, Weiblichkeit und Ästhetik, München: Verlag Antje Kunstmann, 1994
- Margrit Brückner: Gewalt im Geschlechterverhältnis – Möglichkeiten und Grenzen eines geschlechtertheoretischen Ansatzes zur Analyse «häuslicher Gewalt», in: Margrit Göttert/Karin Walser (Hrsg.): Gender und soziale Praxis, Königstein/Taunus: Ulrike Helmer Verlag, 2002
- Hannelore Bublitz: Judith Butler zur Einführung, Hamburg: Junius, 2000
- Judith Butler: Kontingente Grundlagen: Der Feminismus und die Frage der «Postmoderne», in: Benhabib/Seyla u.a. (Hrsg.): Der Streit um Differenz, Frankfurt am Main: Fischer, 1993
- Judith Butler: Das Unbehagen der Geschlechter, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1991
- Judith Butler: Körper von Gewicht, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1997
- Deborah Cameron/Elizabeth Frazer: Lust am Töten, Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch, 1993
- Brigitte Cizek u.a.: Gewalt gegen Männer, in: Bundesministerium für Soziale Sicherung und Generationen (Hrsg.): Gewalt in der Familie, Wien, 2001
- Robert W. Connell: Der gemachte Mann – Konstruktion und Krise von Männlichkeiten, Opladen: Leske + Budrich, 1999
- Regina-Maria Dackweiler/Reinhild Schäfer (Hrsg.): Gewalt-Verhältnisse – Feministische Perspektiven auf Geschlecht und Gewalt, Frankfurt/New York: Campus Verlag, 2002
- Teresa de Lauretis: Kino und Oper, öffentliche und private Phantasien, in: Jörg Huber/Martin Heller (Hrsg.): Interventionen 7. Inszenierung und Geltungsdrang, Zürich, 1998
- Irene Dölling/Beate Kraus: Ein alltägliches Spiel – Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1997
- Colette Dowling: Hürdenlauf, Frankfurt am Main: Fischer, 2002
- Christian Eichler: Lexikon der Fussballmythen, München: Piper Verlag, 2005
- Manuel Eisner/Patrik Manzoni (Hrsg.): Gewalt in der Schweiz – Studien zu Entwicklung, Wahrnehmung und staatlicher Reaktion, Chur/Zürich: Rüegger, 1998
- Manuel Eisner/Denis Ribeaud: Zentrale Ergebnisse der Studie «Entwicklung von Gewalterfahrungen Jugendlicher im Kanton Zürich», Zürich: Universität Zürich/Pädagogisches Institut, Dezember 2007
- Jan Engelmann (Hrsg.): Die kleinen Unterschiede, Frankfurt am Main: Campus, 1999
- Markus Fäh: Der perfekte Mann, Oberhofen am Thunersee: Zytglogge Verlag, 2004
- Beate Fechtig: Frauen und Fussball, Dortmund: eFeF, 1995
- John Fiske: Lesarten des Populären, Wien: Erhard Löcker, 2003

- Uwe Flick/Ernst von Kardorff/Ines Steinke (Hrsg.): Qualitative Forschung, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 2004 (3. Auflage)
- Vilém Flusser: Die Schrift, Göttingen: European Photography, 2002
- Michel Foucault: Der Wille zum Wissen, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1977
- Michel Foucault: Botschaften der Macht: Der Foucault-Reader, Diskurs und Medien, hrsg. von Jan Engelmann, Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt, 1999
- Bänz Friedli: Der Hausmann – Kolumnen aus dem Migros-Magazin, Zürich: Hagenbuch Verlag, 2007
- Sarah Freund/Julia Sürken: Die Tatort-Kommissarinnen, Bielefeld: Seminararbeit, Universität Bielefeld, 2003
- Marek Fuchs/Jens Luedtke (Hrsg.): Devianz und andere gesellschaftliche Probleme, Opladen: Lesek + Budrich, 2003
- Jürgen Gemünden: Gewalt in Partnerschaften im Hell- und Dunkelfeld, in: Siegfried Lamnek/Manuela Boatc (Hrsg.): Geschlecht – Gewalt – Gesellschaft, Opladen: Leske + Budrich, 2003
- Jürgen Gemünden: Gewalt gegen Männer in heterosexuellen Intimpartnerschaften, Marburg: Tectum-Verlag, 1996
- Carsten Germann: Football's home – Geschichten vom englischen Fussball, Göttingen: Verlag die Werkstatt, 2007
- David D. Gilmore: Mythos Mann: Rollen, Rituale, Leitbilder, München/Zürich: Artemis & Winkler Verlag, 1991
- Daniela Gloor/Hanna Meier: Gewaltbetroffene Männer – wissenschaftliche und gesellschaftlich-politische Einblicke in eine Debatte, Sonderdruck aus: Die Praxis des Familienrechts, Heft 3, Bern: Stämpfli Verlag, 2003
- Alberto Godenzi: Gewalt im sozialen Nahraum, Basel/Frankfurt am Main: Helbing & Lichtenhahn, 1993
- Udo Göttlich und Rainer Winter (Hrsg.): Politik des Vergnügens – Zur Diskussion der Populärkultur in den Cultural Studies, Köln: Herbert von Halem, 2000
- Udo Göttlich/Lothar Mikos/Rainer Winter (Hrsg.): Die Werkzeugkiste der Cultural Studies – Perspektiven, Anschlüsse und Interventionen, Bielefeld: transcript, 2001
- Johann Wolfgang Goethe: Faust, Zürich: Schweizer Druck- und Verlagshaus
- Christine Gruber/Elfriede Fröschl (Hrsg.): Gender-Aspekte in der sozialen Arbeit, Wien: Czernin Verlag, 2001
- Allan Guggenbühl: Männer – Mythen – Mächte – Was ist männliche Identität, Stuttgart: Kreuz Verlag, 1994
- Anne Haeming: Tatortkommissarinnen im Vergleich. Gibt es eine Veränderung zwischen 1978 und 1989?, o.J., 1998
- Antje Hagel (Hrsg.): Gender kicks, Texte zu Fussball und Geschlecht, Frankfurt am Main: KOS, 1995
- Peter Christian Hall und Dagmar Skopalik: Weibsbilder und TeleVisionen – Frauen und Fernsehen – 30. mainzer tage der fernseh-kritik, Mainz: Zweites Deutsches Fernsehen, 1998
- Stuart Hall: Ideologie – Identität – Repräsentation, Ausgewählte Schriften 4, herausgegeben von Juha Koivisto und Andreas Merkens, Hamburg: Argument, 2004

- Sabine Hark: Dissidente Partizipation – Eine Diskursgeschichte des Feminismus, Frankfurt am Main: Suhrkamp Taschenbuch Verlag, 2005
- Christiane Hartmann: Von «Stahlnetz» zu «Tatort» – 50 Jahre deutscher Fernsehkrimi, Marburg: Tectum, 2003
- Günter Helmes/Werner Köster: Texte zur Medientheorie, Stuttgart: Philipp Reclam jun., 2002
- Andreas Hepp: Cultural Studies und Medienanalyse, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2004
- Andreas Hepp/Rainer Winter: Kultur – Medien – Macht, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2006
- Eva Herman: Das Eva-Prinzip – Für eine neue Weiblichkeit, München/Zürich: Pendo-Verlag, 2006
- Eva Herman: Das Prinzip Arche Noah – Warum wir die Familie retten müssen, München/Zürich: Pendo-Verlag, 2007
- Eva Herman: Liebe Eva Herman – Briefe an die Autorin des Eva-Prinzips, München/Zürich: Pendo Verlag, 2007
- Rudolf Höss: Kommandant in Auschwitz – Autobiographische Aufzeichnungen, hrsg. von Martin Broszat, München: Deutscher Taschenbuch Verlag, 1983
- Arne Hoffmann: Sind Frauen bessere Menschen?, Berlin: Schwarzkopf & Schwarzkopf Verlag, 2001
- Martin Ludwig Hofmann u.a.: Culture Club, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2004
- Walter Hollstein: Geschlechterdemokratie, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2004
- Claudia Honegger/Caroline Arni (Hrsg.): Gender – Die Tücken einer Kategorie, Joan W. Scott, Geschichte und Politik – Zürich: Chronos, 2001
- Nick Hornby: Fever Pitch, Köln: Kiepenheuer & Witsch, 2005
- Klaus Hurrelmann/Petra Kolip (Hrsg.): Geschlecht, Gesundheit und Krankheit, Bern: Hans Huber, 2002
- Jürg Jegge: Dummheit ist lernbar – Erfahrungen mit «Schulversagern», Bern: Zytglogge, 1976
- Niels Jockel: Ball im Kopf, Kult ums Kicken, Hamburg: Museum für Kunst und Gewerbe, 2005
- Jürgmeier: Der Mann, dem die Welt zu gross wurde – Variationen zur letzten Aussicht, Nürnberg: Lectura-Verlag, 2001
- Beat Kappeler: Die Neue Schweizer Familie, München/Wien: Nagel & Kimche, 2004
- Andrea Kern/Christoph Menke: Philosophie der Dekonstruktion, Frankfurt am Main: Suhrkamp-Verlag, 2002
- Wäis Kiani: Stirb, Susi! Der Softie macht den Abgang, München: Wilhelm Goldmann, 2004
- Marisa Klasen: James Bond 007 – Goldfinger – Eine Analyse der feministischen Filmtheorie – Die Inszenierung und narrative Funktion der Bond-Girls, Bochum: Hausarbeit Ruhr-Universität, 2004
- Elisabeth Klaus/Jutta Röser/Ulla Wischermann (Hrsg.): Kommunikationswissenschaft und Gender Studies, Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, 2001
- Georg Klaus/Manfred Buhr (Hrsg.): Philosophisches Wörterbuch, Leipzig: VEB Verlag Enzyklopädie, 1972
- Silvana Koch-Mehrin: Schwestern – Streitschrift für einen neuen Feminismus, Berlin: Ullstein Verlag, 2007

- Florianne Koechlin: Zellgeflüster – Streifzüge durch wissenschaftliches Neuland, Basel: Lenos, 2005
- Wolfgang Korruhn: Dann hab ich's einfach gemacht – Was Mörder mir erzählen, Düsseldorf: ECON Verlag, 1995
- Andreas Krass (Hrsg.): Queer Denken – Gegen die Ordnung der Sexualität (Queer studies), Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag, 2005
- Andreas Krass/Alexandre Tischel (Hrsg.): Bündnis und Begehren. Ein Symposium über die Liebe, Berlin: Erich Schmidt (Geschlechterdifferenz und Literatur, Publikationen des Münchner Graduiertenkollegs, Bd. 14), 2002
- Eva Kreisky/Georg Spitaler (Hrsg.): Arena der Männlichkeit – Über das Verhältnis von Fussball und Geschlecht, Frankfurt/New York: Campus Verlag, 2006
- Renate Kroll (Hrsg.): Metzler Lexikon, Gender Studies – Geschlechter-Forschung, Stuttgart/Weimar: J. B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung, 2002
- Peter Paul Kubitz/Gerlinde Waz: Die Kommissarinnen, Fotografien von Herlinde Koelbl, Berlin: Stiftung Deutsche Kinemathek und Nicolaische Verlagsbuchhandlung, 2004
- Siegfried Lamnek/Manuela Boatc (Hrsg.): Geschlecht – Gewalt – Gesellschaft, Opladen: Leske + Budrich, 2003
- Markus Lamprecht/Hanspeter Stamm: Sport zwischen Kultur, Kult und Kommerz, Zürich: Seismo-Verlag, 2002
- Carol Lee: Hilflose Helden – Wenn Jungen keine Vorbilder mehr finden, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch, 1998
- Hans-Joachim Lenz (Hrsg.): Männliche Opfererfahrungen, Weinheim/München: Juventa Verlag, 2000
- Kaspar Maase: Grenzenloses Vergnügen – Der Aufstieg der Massenkultur 1850–1970, Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch, 1997
- Gudrun Marci-Boehncke/Petra Werner/Ulla Wischermann (Hrsg.): BlickRichtung Frauen: Theorien und Methoden geschlechtsspezifischer Rezeptionsforschung, Weinheim: Deutscher Studien Verlag, 1996
- Gisela Matthiae: Clownin Gott – Eine feministische Dekonstruktion des Göttlichen, Stuttgart: Verlag W. Kohlhammer, 2001
- Marianne Meier: «Zarte Füßchen am harten Leder ...» – Frauenfussball in der Schweiz 1970–1999, Frauenfeld: Huber, 2004
- Michael Meuser: Geschlecht und Männlichkeit. Soziologische Theorie und kulturelle Deutungsmuster, Opladen: Leske + Budrich, 1998
- Kurt Möller: Nur Macher und Macho, München/Weinheim: Juventa, 1997
- Hildegard Mogge-Grotjahn: Gender, Sex und Gender Studies – Eine Einführung, Freiburg im Breisgau: Lambertus-Verlag, 2004
- Christa Müller: Dein Kind will dich, Augsburg: Sankt Ulrich Verlag, 2007
- Regine Munz (Hrsg.): Philosophinnen des 20. Jahrhunderts, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 2004
- Friedrich Nietzsche, herausgegeben von Karl Schlechta: Werke in zwei Bänden, München: Carl Hanser Verlag, 1954 (Lizenzausgabe Ex Libris Zürich)

- Dagmar Oberlies: Weiblichkeitskonstruktionen in Strafverfahren – am Beispiel der Hauptverhandlung gegen Monika Böttcher vor dem Landgericht Frankfurt, in: Margrit Göttert/Karin Walser (Hrsg.): Gender und soziale Praxis, Königstein/Taunus: Ulrike Helmer Verlag, 2002
- Vance Packard: Die geheimen Verführer, West-Berlin: Ullstein-Verlag, 1971
- Allan und Barbara Pease: Warum Männer nicht zuhören und Frauen schlecht einparken, Berlin: Ullstein, 2005
- Detlef Pech: «Neue Männer» und Gewalt, Opladen: Leske + Budrich, 2002
- Yvonne Peer: Gewalt gegen Männer in heterosexuellen Beziehungen – Ein gesellschaftliches Tabu, Diplomarbeit Fachbereich Sozialwesen, Hochschule Zitta/Görlitz, 2001
- Heidrun Pelz: Linguistik – Eine Einführung, Hamburg: Hoffmann und Campe, 2004
- Claudia Quaiser-Pohl/Kirsten Jordan: Warum Frauen glauben, sie könnten nicht einparken – und Männer ihnen Recht geben, München: Beck, 2004
- Iris Radisch: Die Schule der Frauen – Wie wir die Familie neu erfinden, München: Deutsche Verlags-Anstalt, 2007
- Wilhelm Reich: Die Massenpsychologie des Faschismus, Köln: Kiepenheuer & Witsch, 1971 (Lizenzausgabe Ex Libris Zürich)
- Tim Rohmann: Junge, Junge – Mann, o Mann – Die Entwicklung zur Männlichkeit, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag, 1994
- Christine Ruffert/Irmbert Schenk/Karl-Heinz Schmid, Alfred Tews/Bremer Symposium zum Film (Hrsg.): wo/man – Kino und Identität, Berlin: Bertz, 2003
- Stefanie Schenk: Gewalt gegen Männer in heterosexuellen Partnerschaften – Deutungs- und Verarbeitungsmuster, Diplomarbeit Erziehungs- und Sozialwissenschaften, Westfälische Wilhelms-Universität Münster, o.J.
- Birgit Schönau: Calcio, die Italiener und ihr Fussball, Köln: Kiepenheuer & Witsch, 2005
- Dirk Schüler: Gott ist rund, die Kultur des Fussballs, Berlin: Suhrkamp, 1996
- Alice Schwarzer: Die Antwort, Köln: Kiepenheuer & Witsch, 2007
- Schweizerisches Zivilgesetzbuch
- Bastian Schwithal: Weibliche Gewalt in Partnerschaften, Dissertation Westfälische Wilhelms-Universität, Oldenbourg, 2004
- Nicole Selmer: Watching the boys play, Frauen als Fussballfans, Kassel: Agon Sportverlag, 2004
- Richard Sennett: Der flexible Mensch, München: Siedler Verlag, 2000
- Barbara Sichtermann/Andrea Kaiser: Frauen sehen besser aus – Frauen und Fernsehen, München: Verlag Antje Kunstmann, 2005
- Swen Simon: England 2005, Fussball-Europameisterschaft der Frauen, München: Copress, 2005
- Silvia Steiner: Häusliche Gewalt, Zürich/Chur: Verlag Rüegger, 2004
- Brigitta Sticher-Gil (Hrsg.): Gewalt gegen Männer im häuslichen Bereich - ein vernachlässigtes Problem!?, Dokumentation der Tagung vom 18.11.2002, Fachhochschule für Verwaltung und Rechtspflege, Berlin
- Maja Storch: Die Sehnsucht der starken Frau nach dem starken Mann, Düsseldorf/Zürich: Walter, 2000

- Klaus Theweleit: Tor zur Welt, Fussball als Realitätsmodell, Köln: Kiepenheuer & Witsch, 2004
- Claudia Töngi: Um Leib und Leben – Gewalt, Konflikt, Geschlecht im Uri des 19. Jahrhunderts, Zürich: Chronos-Verlag, 2004
- Jean-Philippe Toussaint: Zīdanes Melancholie, Frankfurt am Main: Frankfurter Verlagsanstalt, 2007
- Gisela Völger/Karin von Welck (Hrsg.): Männerbande – Männerbünde – Zur Rolle des Mannes im Kulturvergleich, Köln: Rautenstrauch-Joest-Museum, 1990
- Christina von Braun, Inge Stephan (Hrsg.): Genderstudien – Eine Einführung, Stuttgart/Weimar: Metzler, 2000
- Ariadne von Schirach: Der Tanz um die Lust, München: Wilhelm Goldmann Verlag, 2007
- Holger Wacker/Almut Oetjen: Tatort – Das grosse Buch für Fans, Berlin: Schwarzkopf, 2002
- Heinz Walter (Hrsg.): Männer als Väter – Sozialwissenschaftliche Theorie und Empirie, Giessen: Psychosozial, 2002
- Eva Waniek/Silvia Stoller (Hrsg.): Verhandlungen des Geschlechts – Zur Konstruktivismusdebatte in der Gender-Theorie, Wien: Turia + Kant, 2001
- Monika Weiderer: Das Frauen- und Männerbild im Deutschen Fernsehen – Eine inhaltsanalytische Untersuchung der Programme von ARD, ZDF und RTL plus, Regensburg: S. Roderer, 1993
- Esther Wenger: Wie im richtigen Fernsehen – Die Inszenierung der Geschlechter in der Fernsehfiktion, Hamburg: Kova, 2000
- Eike Wenzel: Ermittlungen in Sachen Tatort, Recherchen und Verhöre, Protokolle und Beweisfotos, Berlin: Bertz, 2000
- Riki Wilchins: Gender Theory – Eine Einführung, Berlin: Querverlag, 2006
- Rainer Winter: Die Kunst des Eigensinns. Cultural Studies als Kritik der Macht, Weilerswist: Velbrück Wissenschaft, 2001
- Rainer Winter/Lothar Mikos (Hrsg.): Die Fabrikation des Populären – Der John-Fiske-Reader, Bielefeld: Transcript, 2001
- Rainer Winter: Filmsoziologie, Eine Einführung in das Verhältnis von Film, Kultur und Gesellschaft, München: Quintessenz, 1992
- Uwe Wirth (Hrsg.): Performanz, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2002
- www.tatort-fundus.de
- Bernie Zilbergeld: Männliche Sexualität, Tübingen: Deutsche Gesellschaft für Verhaltenstherapie, 1983
- Gerhard Zwerenz: «Soldaten sind Mörder» – Die Deutschen und der Krieg, München: Kneesebeck und Schuler, 1988

«Tatort»

Folgende «Tatort»-Folgen dienten als Material für den Teil «Zum Beispiel «Tatort» privat» beziehungsweise die drei Detail-Analysen (nachstehend kursiv):

Hauptkommissar Jan Casstorff (Robert Atzorn) – Norddeutscher Rundfunk (NDR):

- *Exil: 28.10.2001 (Regie: Thomas Bohn, Autor: do.)*
- *Hasard: 18.11.2001 (Regie: Thomas Bohn, Autor: do.)*
- *Harte Hunde: 1.6.2003 (Regie: Thomas Bohn, Autor: do.)*
- *Mietsache: 5.10.2003 (Regie: Daniel Helfer, AutorIn: Brigitte Drodloff/Thomas Bohn)*
- *Verlorene Töchter: 21.11.2004 (Regie: Daniel Helfer, AutorIn: Marc Blöbaum/Elke Schuch)*
- *Im Alleingang: 27.11.2005 (Regie: Richard Huber, Autor: Rainer Butt)*
- *Feuerkämpfer: 12.3.2006 (Regie: Thomas Bohn, Autor: do.)*

Hauptkommissare Till Ritter (Dominic Raacke) und Felix Stark (Boris Aljinovic)

Sender Freies Berlin (SFB)

- *Berliner Bärchen: 25.3.2001 (Regie: Detlef Rönfeldt, Autoren: Andreas Pflüger/Pim Richter)*
- *Filmriss: 18.8.2002 (Regie: Ralph Bohn, Autor: Horst Freund)*
- *Die Liebe und ihr Preis: 9.2.2003 (Regie: Eberhard Riedlsperger, Autor: Andreas Pflüger)*
- *Rosenholz: 6.7.2003 (Regie: Peter Ristau, Autor: Pim Richter)*
- *Dschungelbrüder: 26.10.2003 (Regie: Lars Becker, Autor: Lars Becker)*
- *Todesbrücke: 13.3.2005 (Regie: Christine Hartmann, Autorin: Frauke Hunfeld)*

Hauptkommissarin Charlotte Lindholm (Maria Furtwängler), Martin Felser, ihr Wohnpartner (Ingo Naujoks), Tobias Endres, ihr Geliebter (Hannes Jaenicke) – Norddeutscher Rundfunk (NDR)

- *Lastrumer Mischung: 7.4.2002 (Regie: Thomas Jauch, Autoren: Volkmar Nebe/Frank Hemjeoltmanns)*
- *Hexentanz: 13.4.2003 (Regie: René Heisig, Autor: Markus Stromiedel)*
- *Heimspiel: 29.2.2004 (Regie: Thomas Jauch, Autor: Orkun Ertener)*
- *Märchenwald: 24.10.2004 (Regie: Christine Balthasar, AutorIn: Martina Mouchot/Orkun Ertener)*
- *Dunkle Wege: 16.1.2005 (Regie: Christiane Balthasar, AutorIn: Torsten Näter/Susanne Schneider)*
- *Atemnot: 23.10.2005 (Regie: Thomas Jauch, AutorIn: Thorsten Näter/Verena Mahlow)*
- *Schwarzes Herz: 22.1.2006 (Regie: Thomas Jauch, Autor: Fabian Thaessler)*
- *Wem Ehre gebührt: 23.12.2007 (Regie: Angelina Maccarone, Autorin: do.)*
- *Erntedank e.V.: 30.3.2008 (Regie: Angelina Maccarone, Autorin: do.)*

«Bend it like Beckham»

(Kick it like Beckham) – GB/D 2002

Regie: Gurinder Chadha – Drehbuch: Gurinder Chadha, Guljit Bindra, Paul Mayeda Berges – Kamera:

Jong Ling – Schnitt: Justin Krish – Musik: Craig Pruess

DarstellerInnen: Parminder Nagra (Jess Bhamra), Keira Knightley (Jules Paxton), Jonathan Rhys Meyers

(Joe), Archie Panjabi (Pinky Bharna), Anupam Kher (Mr. Bhamra), Shaheen Khan (Mrs. Bhamra),
Frank Harper (Mr. Paxton), Juliet Stevenson (Mrs. Paxton), Ameet Chana (Tony) u.a.

Produktion: Deepak Nayar, Gurinder Chadha – Länge: 112 Minuten – FSK (Freiwillige Selbstkontrolle
der Wirtschaft): Ab 12 Jahren – Kinoverleih: Highlight Film

Preise: Publikumspreis Internationales Filmfestival Locarno 2002, British Comedy Award 2002

Anmerkungen

- 1 «Spiegel Online», 8.1.2008
- 2 Ignaz Staub, «Tages-Anzeiger Online», 9.1.2008
- 3 «Blick Online», 9.1.2008
- 4 Martin Kilian, «Tages-Anzeiger Online», 9.1.2008
- 5 Regine Munz (Hrsg.): Philosophinnen des 20. Jahrhunderts – Einleitung, S. 9
- 6 Hildegard Mogge-Grotjahn: Gender, Sex und Gender Studies, S. 9
- 7 «Tages-Anzeiger», 5.2.2008
- 8 Eva Herman: Das Eva-Prinzip, S. 226
- 9 Eva Herman: Das Eva-Prinzip, S. 27
- 10 Judith Butler: Das Unbehagen der Geschlechter, S. 26
- 11 Doris Bischof-Köhler: Von Natur aus anders, S. 105
- 12 Riki Wilchins: Gender Theory, S. 33
- 13 «Weltwoche», 10.4.2008
- 14 Hochschule/Berufsbildungszentrum Wädenswil, 18.4.2002
- 15 Wäis Kiani: Stirb, Susi!, S. 8
- 16 Lorenz Engell/Wolfgang Kissel: Der TATORT und die Aufklärer, in: Eike Wenzel: Ermittlungen in Sachen TATORT, S. 33
- 17 Roman Horak: Männerort Stadion, in: Kreisky/Spitaler: Arena der Männlichkeit, S. 120
- 18 www.satundkabel.de, 14.4.2006
- 19 Hildegard Mogge-Grotjahn: Gender, Sex und Gender Studies, S. 8
- 20 Kimberly Pierce: Boys don't cry, 1999 (Drehbuch/Regie)
- 21 Markus Fäh: Der perfekte Mann, S. 105
- 22 Lisa Schmuckli: Schon wieder Gender! Widerstände und Irritationen in einem uferlosen Feld – Referat an der Weiterbildungszentrale wbz, Januar 2007
- 23 Wäis Kiani: Stirb, Susi!, S. 47
- 24 Eva Herman: Das Eva-Prinzip, S. 27
- 25 Eva Herman: Das Eva-Prinzip, S. 81
- 26 Diese und nachfolgende Überlegungen sind dem Bericht «Frauensichten. Mönnersichten.», den Lu Decurtins, Lisa Schmuckli, Colette Peter und Jürgmeier 2002 für die Hochschule für Soziale Arbeit Luzern verfassten, entnommen.
- 27 Sabine Hark: Dissidente Partizipation, S. 26
- 28 Sabine Hark: Dissidente Partizipation, S. 46
- 29 Sabine Hark: Dissidente Partizipation, S. 46
- 30 DOK-Film «Wenn Männer schwanger werden», Themenabend «arte», Oktober 2005
- 31 Diese und verschiedene andere Passagen übernommen aus: Jürgmeier: Vom Mann zum Menschen, in: Der Mann, dem die Welt zu gross wurde, S. 264ff.
- 32 Robert W. Connell: Der gemachte Mann, S. 100
- 33 Willi Walter: Genderforschung gleich Frauenforschung, in: Bettina Boekle/Michael Ruf: Eine Frage des Geschlechts, S. 39ff.
- 34 Klaus Schwerma/Andrea von Marschall: Vom Mauerblümchen zum Strassenfeger?, in: Bettina Boekle/Michael Ruf (Hrsg.): Eine Frage des Geschlechts, S. 30
- 35 Willi Walter: Genderforschung gleich Frauenforschung, in: Bettina Boekle/Michael Ruf: Eine Frage des Geschlechts, S. 40
- 36 Diese und nachfolgende Gedanken übernommen aus dem Papier «NDS FRAGEMA», das Lisa Schmuckli und Jürgmeier 2003 für die Hochschule für Soziale Arbeit Luzern verfassten
- 37 In: Lisa Schmuckli: Gender Studies im Trend, FRAZ – Frauenzeitung 4/2003
- 38 In: Bettina Boekle/Michael Ruf: Eine Frage des Geschlechts, S. 42ff.

- 39 Diese und nachfolgende Gedanken übernommen aus dem Papier «NDS FRAGEMA», das Lisa Schmuckli und Jürgmeier 2003 für die Hochschule für Soziale Arbeit Luzern verfassten
- 40 Jürg Jegge: Dummheit ist lernbar
- 41 Riki Wilchins: Gender Theory, S. 101
- 42 Louann Brizendine: The female brain, S. 12
- 43 Louanne Brizendine: The female brain, S. 91
- 44 Robert W. Connell: Der gemachte Mann, S. 66
- 45 Riki Wilchins: Gender Theory, S. 101
- 46 Iris Radisch: Schule der Frauen, S. 139
- 47 Doris Bischof-Köhler: Von Natur aus anders, S. 27
- 48 Dölling/Kreis: Ein alltägliches Spiel – Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis, S. 218
- 49 Florianne Koechlin: Zellgeflüster, S. 161
- 50 Robert W. Connell: Der gemachte Mann, S. 72
- 51 Esther Wenger: Wie im richtigen Fernsehen, S. 16
- 52 Judith Butler: Das Unbehagen der Geschlechter, S. 22
- 53 Hannelore Bublitz: Judith Butler zur Einführung, S. 44
- 54 Pierre Bourdieu: Die männliche Herrschaft, S. 99
- 55 Riki Wilchins: Gender Theory, S. 11
- 56 Judith Butler: Körper von Gewicht, S. 26
- 57 Hannelore Bublitz: Judith Butler zur Einführung, S. 44
- 58 Judith Butler: Körper von Gewicht, S. 15
- 59 Veronika Vasterling, in: Stoller/Waniek: Verhandlungen des Geschlechts, S. 136ff.
- 60 Christina Lutter, in: Stoller/Waniek: Verhandlungen des Geschlechts, S. 25
- 61 Robert W. Connell: Der gemachte Mann, S. 85
- 62 Robert W. Connell: Der gemachte Mann, S. 98
- 63 Robert W. Connell: Der gemachte Mann, S. 22
- 64 Robert W. Connell: Der gemachte Mann, S. 22
- 65 Robert W. Connell: Der gemachte Mann, S. 81
- 66 Judith Butler: Körper von Gewicht, S. 23
- 67 Robert W. Connell: Der gemachte Mann, S. 76
- 68 Robert W. Connell: Der gemachte Mann, S. 76
- 69 Patricia Purtschert, in: Regine Munz: Philosophinnen des 20. Jahrhunderts, S. 182
- 70 Patricia Purtschert, in: Regine Munz: Philosophinnen des 20. Jahrhunderts, S. 182
- 71 Judith Butler, in: Uwe Wirth: Performanz, S. 302
- 72 Willi Walter: Genderforschung gleich Frauenforschung, in: Bettina Boekle/Michael Ruf: Eine Frage des Geschlechts, S. 52
- 73 Nadja Ramsauer: Diversity Management – Strategie für die Fachhochschulen, «zhwinfo», April 2007, hrsg. von der Zürcher Hochschule Winterthur, beziehungsweise Konzeptioneller Rahmen der Geschlechtergleichstellung: Gleichheit, Differenz, Dekonstruktion, ein Papier der Fachstelle Gender Studies der Zürcher Fachhochschule
- 74 Ilse Lenz: Geschlechtssymmetrische Gesellschaften, in: Becker/Kortendiek (Hrsg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung, S. 29
- 75 Eva Herman: Das Eva-Prinzip, S. 49
- 76 Eva Herman: Das Eva-Prinzip, S. 68
- 77 Lisa Schmuckli: Geschichte der Frauenbewegungen, Referat LehrerInnenweiterbildung Luzern, 30.1.2003
- 78 Lisa Schmuckli, die Differenzfeministinnen der so genannten Diotima-Gruppe der Universität Verona zitierend
- 79 Lisa Schmuckli: Geschichte der Frauenbewegungen, Referat LehrerInnenweiterbildung Luzern, 30.1.2003
- 80 Alice Schwarzer: Die Antwort, S. 38

- 81** Nadja Ramsauer: Konzeptioneller Rahmen der Geschlechtergleichstellung: Gleichheit, Differenz, Dekonstruktion, ein Papier der Fachstelle Gender Studies der Zürcher Fachhochschule
- 82** Allan Guggenbühl: Männer – Mythen – Mächte, S. 108
- 83** Doris Bischof-Köhler: Von Natur aus anders, S. 25
- 84** Nadja Ramsauer: zhwinfo 32/2007
- 85** Gisela Matthiae: Clownin Gott, S. 66
- 86** Nadja Ramsauer: Konzeptioneller Rahmen der Geschlechtergleichstellung: Gleichheit, Differenz, Dekonstruktion, ein Papier der Fachstelle Gender Studies der Zürcher Fachhochschule
- 87** Sabine Hark: Dissidente Partizipation, S. 288
- 88** Gisela Matthiae: Clownin Gott, S. 71
- 89** Ingrid Galster: Französischer Feminismus: Zum Verhältnis von Egalität und Differenz, in: Becker/Kortendiek (Hrsg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung, S. 45
- 90** Diese und nachfolgende Gedanken übernommen aus dem Papier «NDS FRAGEMA», das Lisa Schmuckli und Jürgmeier 2003 für die Hochschule für Soziale Arbeit Luzern verfassten
- 91** In: Sabine Hark: Dissidente Partizipation, S. 317
- 92** Philosophisches Wörterbuch, S. 170
- 93** Elisabeth Klaus, in: Klaus/Röser/Wischeremann: Kommunikationswissenschaft und Gender Studies, S. 36
- 94** In: Flick/Kardorff/Steinke: Qualitative Forschung, S. 416
- 95** Norman K. Denzin, in: Flick/Kardorff/Steinke: Qualitative Forschung, S. 425
- 96** Norman K. Denzin, in: Flick/Kardorff/Steinke: Qualitative Forschung, S. 417
- 97** Norman K. Denzin, in: Flick/Kardorff/Steinke: Qualitative Forschung, S. 416
- 98** Helmes/Köster: Texte zur Medientheorie, S. 200
- 99** Adorno/Horkheimer: Dialektik der Aufklärung. S. 153
- 100** Wilhelm Reich: Massenpsychologie des Faschismus, S. 16
- 101** Göttlich/Winter: Politik des Vergnügens, S. 76
- 102** Rainer Winter: Filmsoziologie, S. 89
- 103** Rainer Winter: Filmsoziologie, S. 89
- 104** Rainer Winter: Die Kunst des Eigensinns, S. 14
- 105** In: Hofmann u.a.: Culture Club, S. 240
- 106** In: Göttlich/Winter: Politik des Vergnügens. S. 53
- 107** In: Winter/Mikos: Die Fabrikation des Populären, S. 112
- 108** In: Winter/Mikos: Die Fabrikation des Populären, S. 117
- 109** Göttlich/Winter: Politik des Vergnügens, S. 10
- 110** In: Bromley u.a.: Cultural Studies, S. 327
- 111** In: Bromley u.a.: Cultural Studies, S. 350
- 112** Stuart Hall: Ideologie – Identität – Repräsentation, S. 91
- 113** Göttlich/Winter: Politik des Vergnügens, S. 58
- 114** Andreas Hepp: Cultural Studies und Medienanalyse, S. 160
- 115** In: Andreas Hepp: Cultural Studies und Medienanalyse, S. 161
- 116** Hannover/Birkenstock: Familienbilder im Fernsehen, Adolf Grimme Institut, S. 109
- 117** «Blick», 21.4.2006
- 118** Kubitz/Waz: Die Kommissarinnen, S. 120
- 119** Sichtermann/Kaiser: Frauen sehen besser aus, S. 91/92
- 120** «NZZ am Sonntag», 7.5.2006 in einem Life-Style-Artikel über Männerparfums
- 121** «NZZ am Sonntag», 7.5.2006
- 122** «Berliner Morgenpost», 9.10.2005
- 123** Bernie Zilbergeld: Männliche Sexualität, S. 62
- 124** «Der Spiegel», 25.2.2008
- 125** Christa Müller: Dein Kind will dich
- 126** «Der Spiegel», 25.2.2008, Zitat von Jean-Jacques Rousseau: Emile
- 127** Elisabeth Badinter: Die Mutterliebe, S. 3

- 128 «Der Spiegel», 25.2.2008, Zitat aus: Christa Müller: Dein Kind will dich
- 129 «Tages-Anzeiger», 25.4.2007
- 130 «Der Spiegel», 31/2007
- 131 «SonntagsBlick», 18.3.2007
- 132 <http://www.bild.de/BTO/news/2007/02/24/bischof-familienministerin/von-der-leyen-mixa.html>, 22.2.2008
- 133 Eva Herman: Liebe Eva Herman – Briefe an die Autorin des «Eva-Prinzips», S. 79ff.
- 134 «Der Spiegel», 31/2007
- 135 «Der Spiegel», 25.2.2008
- 136 «Der Spiegel», 25.2.2008
- 137 «Der Spiegel», 25.2.2008
- 138 Zitiert von Renate Schmidt, SPD-Politikerin, im Polit-Talk «Maybrit Illner», Februar 2007
- 139 «Der Spiegel», 25.2.2008
- 140 Beat Kappeler: Die Neue Schweizer Familie, S. 10
- 141 Beat Kappeler: Die Neue Schweizer Familie, S. 9
- 142 Beat Kappeler: Die Neue Schweizer Familie, S. 10
- 143 Beat Kappeler: Die Neue Schweizer Familie, S. 14
- 144 Eva Herman: Das Eva-Prinzip, S. 226
- 145 Eva Herman: Das Eva-Prinzip, S. 45
- 146 Eva Herman: Das Prinzip Arche Noah, S. 232
- 147 Eva Herman: Das Eva-Prinzip, S. 16
- 148 Eva Herman: Das Eva-Prinzip, S. 45
- 149 «Der Spiegel», 31/2007
- 150 «Der Spiegel», 31/2007
- 151 «Facts», 36/2006
- 152 «NZZ am Sonntag», 9.3.2008
- 153 «Tages-Anzeiger», 5.3.2007
- 154 Alice Schwarzer: Die Antwort, S. 85
- 155 «Spiegel Spezial»: Das starke Geschlecht, 1/2008
- 156 «Blick», 27.6.2006
- 157 Silvia Strub, Tobias Bauer: Wie ist die Arbeit zwischen den Geschlechtern verteilt?, Zusammenfassung der Untersuchung zur Aufteilung von unbezahlter und bezahlter Arbeit in Familien in der Schweiz und im internationalen Vergleich, S. 1ff
- 158 Christof Arn: HausArbeitsEthik, zitiert von Kathrin Meier-Rust, in: «Weltwoche», 8.3.2001
- 159 Gisela Notz: Arbeit, in: Becker/Kortendiek: Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung, S. 421
- 160 Silvia Strub, Tobias Bauer: Wie ist die Arbeit zwischen den Geschlechtern verteilt?, Zusammenfassung der Untersuchung zur Aufteilung von unbezahlter und bezahlter Arbeit in Familien in der Schweiz und im internationalen Vergleich, S. 4
- 161 Professor Sandro Cattacin, Leiter Studie Universität Genf, «Blick» 1.7.2006
- 162 Lucy Kellaway, «Das Magazin», 49/2006
- 163 Birgit Schmid: Ein Mann fürs gute Leben, «Das Magazin», 25.11.2006
- 164 Wilhelm Reich: Massenpsychologie des Faschismus, S. 16
- 165 Eva Herman: Das Eva-Prinzip, S. 24
- 166 «Die Zeit», 12.4.2007 – <http://images.zeit.de/text/news/artikel/2007/04/12/99069.xml>, 22.2.2008
- 167 Eva Herman: Das Eva-Prinzip, S. 31
- 168 Iris Radisch: Die Schule der Frauen, S. 158
- 169 Iris Radisch: Die Schule der Frauen, S. 182
- 170 In: Silvana Koch-Mehrin: Schwestern – Streitschrift für einen neuen Feminismus, S. 122
- 171 Eva Herman: Liebe Frau Herman – Briefe an die Autorin des «Eva-Prinzips», S. 71ff.
- 172 In: Michael Marti: Der Krisenherd, «NZZ Folio», Februar 2003
- 173 Eva Herman: Das Eva-Prinzip, S. 85
- 174 «Facts», 36/2006

- 175 Bänz Friedli: Der Hausmann, S. 146/147
- 176 Bänz Friedli: Der Hausmann, S. 12
- 177 Aus: Jürgmeier: Gucciman, Black Mamba, Terminator IV und andere Spuren der Unübersichtlichkeit, Neue Wege, November 2003
- 178 Gottlieb Duttweiler Institut, 10.5.2003
- 179 Bosse/King (Hrsg.): Männlichkeitsentwürfe, S. 7
- 180 Pierre Bourdieu: Die männliche Herrschaft, S. 170
- 181 In: Uwe Wirth: Performanz, S. 305
- 182 Esther Girsberger, «SonntagsZeitung», 13.5.2007
- 183 Tobias Bauer: Die Familienfalle, S. 10
- 184 Beat Kappeler: Die Neue Schweizer Familie, S. 5/6
- 185 Klaus Hurrelmann/Petra Kolip (Hrsg.): Geschlecht, Gesundheit und Krankheit, S. 24
- 186 Gisela Notz: Arbeit, in: Becker/Kortendiek: Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung, S. 421
- 187 Alice Schwarzer: Die Antwort, S. 85
- 188 Silvana Koch-Mehrin: Schwestern – Streitschrift für einen neuen Feminismus, S. 101
- 189 «Der Spiegel», 8/2008
- 190 Lisa Schmuckli: Schon wieder Gender! Widerstände und Irritationen in einem uferlosen Feld – Referat an der Weiterbildungszentrale (wbz), Januar 2007
- 191 In: Ruth Seifert: Militär als geschlechterpolitisches Terrain, «Widerspruch», 5/3/2007
- 192 Wedgwood/Connell: Männlichkeitsforschung, in: Becker/Kortendiek (Hrsg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung, S. 113
- 193 «Elle», März 2003
- 194 Wäis Kiani: Stirb, Susi, S. 216
- 195 Finn Canonica: Mütter zweiter Klasse, «Magazin» 11/2006 und «Emma», Mai/Juni 2006
- 196 Finn Canonica, «Emma», Mai/Juni 2006
- 197 Eva Herman: Das Prinzip Arche Noah, S. 83
- 198 Eva Herman: Das Prinzip Arche Noah, S. 85
- 199 In: Franziska Müller: Feines Kaschmir über tollen Brüsten, «Weltwoche», 18/2006
- 200 Birgit Schmid: Ein Mann fürs gute Leben, «Das Magazin», 25.11.2006
- 201 Birgit Schmid: Ein Mann fürs gute Leben, «Das Magazin», 25.11.2006
- 202 «NZZ am Sonntag», 31.12.2006
- 203 www.blick.ch/sonntagsblick, 30.9.2007
- 204 Richard Sennett: Der flexible Mensch
- 205 Eva Herman: Das Eva-Prinzip, S. 31
- 206 Schweizer Messe für Landwirtschaft und Ernährung
- 207 «Tages-Anzeiger», 8.3.2008
- 208 Hannover/Birkenstock: Familienbilder im Fernsehen, S. 112
- 209 Riki Wilchins: Gender Theory, S. 28
- 210 Andreas Krass/Alexandre Tischel (Hrsg.): Bündnis und Begehren, S. 140
- 211 In: Becker/Kortendiek: Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung, S. 113
- 212 Sender Freies Berlin (SFB)
- 213 Patricia Purtschert: Judith Butler, in: Regine Munz (Hrsg.): Philosophinnen des 20. Jahrhunderts, S. 194
- 214 Sender Freies Berlin (SFB)
- 215 Sender Freies Berlin (SFB)
- 216 Eike Wenzel: Der Star, sein Körper und die Nation, in: Eike Wenzel (Hrsg.): Ermittlungen in Sachen Tatort, S. 182
- 217 Sender Freies Berlin (SFB)
- 218 Wäis Kiani: Stirb, Susi, S. 7
- 219 Wäis Kiani: Stirb, Susi, S. 7
- 220 Sichtermann/Kaiser: Frauen sehen besser aus, S. 126/127

- 221 Sichtermann/Kaiser: Frauen sehen besser aus, S. 126/127
- 222 Andreas Hepp: Cultural Studies und Medienanalyse, S. 160
- 223 Elisabeth Klaus, in: Hepp/Winter: Kultur – Medien – Macht, S. 202
- 224 Lawrence Grossberg, in: Bromley u.a.: Cultural Studies, S. 227
- 225 In: John Fiske, in: Winter/Mikos: Die Fabrikation des Populären, S. 111
- 226 In: John Fiske, in: Winter/Mikos: Die Fabrikation des Populären, S. 123
- 227 In: John Fiske, in: Winter/Mikos: Die Fabrikation des Populären, S. 123
- 228 In: John Fiske, in: Winter/Mikos: Die Fabrikation des Populären, S. 124
- 229 In: John Fiske, in: Bromley u.a.: Cultural Studies, S. 266
- 230 Adorno/Horkheimer: Dialektik der Aufklärung, S. 153
- 231 John Fiske, in: Winter/Mikos: Die Fabrikation des Populären, S. 125
- 232 Günter Anders, in: Helmes/Köster: Texte zur Medientheorie, S. 211
- 233 Sichtermann/Kaiser: Frauen sehen besser aus, S. 104
- 234 In: Marci-Boencke/Werner/Wischermann: BlickRichtungFrauen, S. 41
- 235 In: Marci-Boencke/Werner/Wischermann: BlickRichtungFrauen, S. 41
- 236 In: Winter/Mikos: Die Fabrikation des Populären, S. 86/87
- 237 Esther Wenger: Wie im richtigen Fernsehen, S. 92
- 238 Esther Wenger: Wie im richtigen Fernsehen, S. 90
- 239 Hall/Skopalik: Weibsbilder und Televisionen, S. 166
- 240 Andreas Hepp: Cultural Studies und Medienanalyse, S. 160
- 241 John Dewey: Kunst und die Spezifik des Mediums, in: Helmes/Köster: Texte zur Medientheorie, S. 163
- 242 In: Helmes/Köster: Texte zur Medientheorie, S. 291
- 243 In: Winter/Mikos: Die Fabrikation des Populären, S. 117
- 244 In: Vance Packard: Die geheimen Verführer, S. 8
- 245 Sichtermann/Kaiser: Frauen sehen besser aus, S. 10
- 246 Birkenstock/Hannover: Familienbilder im Fernsehen, S. 8
- 247 Esther Wenger: Wie im richtigen Fernsehen, S. 50
- 248 Irene Neverla: TeleVisionen, in: Hall/Skopalik: Weibsbilder und TeleVisionen, S. 298
- 249 Sichtermann/Kaiser: Frauen sehen besser aus, S. 10
- 250 Esther Wenger: Wie im richtigen Fernsehen, S. 83
- 251 Birkenstock/Hannover: Familienbilder im Fernsehen, S. 8
- 252 Esther Wenger: Wie im richtigen Fernsehen, S. 346
- 253 Esther Wenger: Wie im richtigen Fernsehen, S. 84/85
- 254 Esther Wenger: Wie im richtigen Fernsehen, S. 84/85
- 255 Esther Wenger: Wie im richtigen Fernsehen, S. 114/115
- 256 Esther Wenger: Wie im richtigen Fernsehen, S. 340
- 257 Hannover/Birkenstock: Familienbilder im Fernsehen, S. 143
- 258 Hannover/Birkenstock: Familienbilder im Fernsehen, S. 143
- 259 Hannover/Birkenstock: Familienbilder im Fernsehen, S. 107
- 260 Judith Wittwer: Aber Kinder, es geht auch anders!, «Tages-Anzeiger», 10.5.2006
- 261 Hannover/Birkenstock: Familienbilder im Fernsehen, S. 109
- 262 Hannover/Birkenstock: Familienbilder im Fernsehen, S. 95, 107
- 263 Strub/Bauer: Wie ist die Arbeit zwischen den Geschlechtern verteilt, Zusammenfassung, S. 5
- 264 Hannover/Birkenstock: Familienbilder im Fernsehen, S. 95/96
- 265 In: Hannover/Birkenstock: Familienbilder im Fernsehen, S. 143
- 266 Sichtermann/Kaiser: Frauen sehen besser aus, S. 69
- 267 Hannover/Birkenstock: Familienbilder im Fernsehen, S. 69/70
- 268 Hannover/Birkenstock: Familienbilder im Fernsehen, S. 70
- 269 Hannover/Birkenstock: Familienbilder im Fernsehen, S. 109
- 270 Esther Wenger: Wie im richtigen Fernsehen, S. 346

- 271 Esther Wenger: Wie im richtigen Fernsehen, S. 11
- 272 Sichtermann/Kaiser: Frauen sehen besser aus, S. 92
- 273 Hannover/Birkenstock: Familienbilder im Fernsehen, S. 117
- 274 In: Esther Wenger: Wie im richtigen Fernsehen, S. 50
- 275 Klaus/Röser/Wischermann (Hrsg.): Kommunikationswissenschaft und Gender Studies, S. 20ff.
- 276 Klaus/Röser/Wischermann (Hrsg.): Kommunikationswissenschaft und Gender Studies, S. 35
- 277 Klaus/Röser/Wischermann (Hrsg.): Kommunikationswissenschaft und Gender Studies, S. 37
- 278 Klaus/Röser/Wischermann (Hrsg.): Kommunikationswissenschaft und Gender Studies, S. 26
- 279 Klaus/Röser/Wischermann (Hrsg.): Kommunikationswissenschaft und Gender Studies, S. 26/27
- 280 In: Winter/Mikos: Die Fabrikation des Populären, S. 107
- 281 Christiane Hartmann: Von «Stahlnetz» zu «Tatort» – 50 Jahre deutscher Fernsehkrimi, S. 95
- 282 Newsletter Studio Hamburg 20. Oktober 2005, www.media-kompakt.de, 26.3.2006
- 283 Hannover/Birkenstock: Familienbilder im Fernsehen, S. 111
- 284 www.tatort-fundus.de, 24.3.2006
- 285 www.tatort-fundus.de, 24.3.2006, www.quotenmeter.de, 14.4.2006
- 286 Klaus/Röser, in: Marci-Boencke: BlickRichtungFrauen, S. 41
- 287 In: Christiane Hartmann: Von «Stahlnetz» zu «Tatort», S. 122
- 288 Eike Wenzel (Hrsg.): Ermittlungen in Sachen Tatort, S. 7
- 289 Christiane Hartmann: Von «Stahlnetz» zu «Tatort», S. 121
- 290 In: Eike Wenzel (Hrsg.): Ermittlungen in Sachen Tatort, S. 19
- 291 Hannover/Birkenstock: Familienbilder im Fernsehen, S. 112
- 292 Lindhoff/Bralant: Aktuelle Weiblichkeitsdarstellungen im deutschen Fernsehen am Beispiel von Fernsehkrimis mit weiblichen Hauptfiguren, in: Hall/Skopalik: WeibsBilder und Televisionen, S. 313
- 293 Hannover/Birkenstock: Familienbilder im Fernsehen, S. 113
- 294 Hannover/Birkenstock: Familienbilder im Fernsehen, S. 118
- 295 Hannover/Birkenstock: Familienbilder im Fernsehen, S. 114
- 296 Sichtermann/Kaiser: Frauen sehen besser aus, S. 89
- 297 Sichtermann/Kaiser: Frauen sehen besser aus, S. 89
- 298 Lindhoff/Bralant: Aktuelle Weiblichkeitsdarstellungen im deutschen Fernsehen am Beispiel von Fernsehkrimis mit weiblichen Hauptfiguren, in: Hall/Skopalik: WeibsBilder und Televisionen, S. 326
- 299 Heinz Walter (Hrsg.): Männer als Väter, S. 106
- 300 Christiane Hartmann: Von «Stahlnetz» zu «Tatort», S. 102
- 301 Hannover/Birkenstock: Familienbilder im Fernsehen, S. 118
- 302 In: Hall/Skopalik (Hrsg.): WeibsBilder und TeleVisionen, S. 81
- 303 Sichtermann/Kaiser: Frauen sehen besser aus, S. 85
- 304 Hannover/Birkenstock: Familienbilder im Fernsehen, S. 111ff.
- 305 Patricia Purtschert: Judith Butler – Macht der Kontingenz, in: Regine Munz: Philosophinnen des 20. Jahrhunderts, S. 191
- 306 Riki Wilchins: Gender Theory, S. 52
- 307 «Blick», 17.5.2006
- 308 Alexander Kuszka, Mediensprecher des FC Zürich, «Tages-Anzeiger», 16.5.2006
- 309 John Fiske: Politik. Die Linke und der Populismus, in: Bromley u.a.: Cultural Studies, S. 240
- 310 Peter Bichsel: Kindergeschichten, Neuwied/Berlin: Luchterhand, S. 25
- 311 LKA = Landeskriminalamt
- 312 Sichtermann/Kaiser: Frauen sehen besser aus, S. 85
- 313 Norddeutscher Rundfunk (NDR)
- 314 Norddeutscher Rundfunk (NDR)
- 315 Jüdisches Museum Berlin, 7.4.–27.8.2006, www.jmberlin.de/freud, 28.5.2006

- 316** Norddeutscher Rundfunk (NDR)
- 317** Jüdisches Museum Berlin, www.jmberlin.de/freud/index.html
- 318** Esther Wenger: Wie im richtigen Fernsehen, S. 343
- 319** «Men's Health», Pressemitteilung, 18.1.2006
- 320** Maja Storch: Die Sehnsucht der starken Frau nach dem starken Mann, S. 10
- 321** Camille Paglia: Der Krieg der Geschlechter, zitiert in: Maja Storch: Die Sehnsucht der starken Frau, S. 7
- 322** Bertolt Brecht: Die Dreigroschenoper, Gesammelte Werke Band 2, S. 424
- 323** Sichtermann/Kaiser: Frauen sehen besser aus, S. 55
- 324** Brändle/Koller: Goooal!!!, S. 48
- 325** Brändle/Koller: Goooal!!!, S. 48
- 326** Nick Hornby: Fever Pitch, S. 296
- 327** Kreisky/Spitaler: Arena der Männlichkeit, S. 11
- 328** Georg Spitaler: Fernsehfußball als maskulines Melodram, in: Kreisky/Spitaler: Arena der Männlichkeit, S. 146
- 329** Georg Spitaler: Fernsehfußball als maskulines Melodram, in: Kreisky/Spitaler: Arena der Männlichkeit, S. 147
- 330** Nicole Selmer/Almut Sülzle: «TivoliTussen» und Trikotträgerinnen – Weibliche Fankultur im Männerfußball, in: Kreisky/Spitaler: Arena der Männlichkeit, S. 125/126
- 331** Michel Foucault: Der Wille zum Wissen, S. 96
- 332** Klaus Theweleit: Fußball als Realitätsmodell, S. 185
- 333** In: Nicole Selmer: Watching the Boys play, S. 140
- 334** In: Nicole Selmer: Watching the Boys play, S. 52
- 335** Eva Kreisky/Georg Spitaler (Hrsg.): Arena der Männlichkeit
- 336** Nicole Selmer/Almut Sülzle: «TivoliTussen» und Trikotträgerinnen – Weibliche Fankultur im Männerfußball, in: Kreisky/Spitaler: Arena der Männlichkeit, S. 126
- 337** «Blick», 14.2.2008, über die Schauspielerin Katherine Heigl
- 338** Georg Spitaler: Fernsehfußball als maskulines Melodram, in: Kreisky/Spitaler: Arena der Männlichkeit, S. 142/43
- 339** Carsten Germann: Football's home – Geschichten vom englischen Fußball, S. 100
- 340** Jean-Philippe Toussaint: Zidanes Melancholie, S. 23
- 341** Kreisky/Spitaler (Hrsg.): Arena der Männlichkeit
- 342** «Blick», 20.11.2005
- 343** Bänz Friedli: Der Hausmann, S. 178/79
- 344** Christian Bromberger: Ein ethnologischer Blick auf den Sport, Fußball und männliche Identität, in: Kreisky/Spitaler (Hrsg.): Arena der Männlichkeit, S. 43
- 345** Michael Klein: Sportbünde – Männerbünde, in: Völger/v. Welck: Männerbünde – Männerbünde, S. 139
- 346** Dembowski/Bott: Stichworte zu Fußball, Männlichkeit, deutschem Nationalismus und Herrschaft, in: Kreisky/Spitaler (Hrsg.): Arena der Männlichkeit, S. 231
- 347** Kreisky/Spitaler (Hrsg.): Arena der Männlichkeit, S. 231
- 348** Jean-Philippe Toussaint: Zidanes Melancholie, S. 10
- 349** Jean-Philippe Toussaint: Zidanes Melancholie, S. 8/9
- 350** Jean-Philippe Toussaint: Zidanes Melancholie, S. 11
- 351** Jean-Philippe Toussaint: Zidanes Melancholie, S. 17
- 352** Jean-Philippe Toussaint: Zidanes Melancholie, S. 14
- 353** Jean-Philippe Toussaint: Zidanes Melancholie, S. 21
- 354** Jean-Philippe Toussaint: Zidanes Melancholie, S. 14
- 355** Christian Bromberger: Ein ethnologischer Blick auf Sport, Fußball und männliche Identität, in: Kreisky/Spitaler (Hrsg.): Arena der Männlichkeit, S. 50/51

- 356 Christian Bromberger: Ein ethnologischer Blick auf Sport, Fussball und männliche Identität, in: Kreisky/Spitaler (Hrsg.): Arena der Männlichkeit, S. 51
- 357 Michael Klein: Sportbünde – Männerbünde, in: Völger/v. Welck: Männerbande – Männerbünde, Band 2, S. 139
- 358 Michael Klein: Fussballfans, in: Völger/v. Welck: Männerbande – Männerbünde, Band 2, S. 155
- 359 Rosa Diketmüller: Frauenfussball – Ein Paradigmenwechsel?, in: Kreisky/Spitaler (Hrsg.): Arena der Männlichkeit, S. 356
- 360 In: Eva Herman: Das Prinzip Arche Noah, S. 63
- 361 www.binsack.ch, 13.2.2008
- 362 Danielle Alexandra (Drehbuch), Ridley Scott (Regie): Die Akte Jane, 1997
- 363 www.birgitprinz.de, 15.4.2006
- 364 www.birgitprinz.de, 15.4.2006
- 365 www.michael-ballack.com, 17.4.2006
- 366 «Stern», 12.4.2006
- 367 «Stern», 12.4.2006
- 368 «Tages-Anzeiger», 27.9.2007
- 369 «Die Zeit», 29.9.2007
- 370 «die tageszeitung», 1.10.2007
- 371 «Bild», 1.10.2007
- 372 «Berliner Morgenpost», 1.10.2007
- 373 www.michael-ballack.com, 3.4.2006, Orthografie leicht korrigiert
- 374 www.michael-ballack.com, 3.4.2006, Orthografie leicht korrigiert
- 375 www.birgit-prinz-fanpage.de.vu/, 4.1.2006, Orthografie leicht korrigiert
- 376 www.birgit-prinz-fanpage.de.vu/, 20.2.2006, Orthografie leicht korrigiert
- 377 www.birgit-prinz-fanpage.de.vu/, 21.2.2006, Orthografie leicht korrigiert
- 378 www.michael-ballack.com, 3.4.2006
- 379 www.michael-ballack.com, 3.4.2006, Orthografie leicht korrigiert
- 380 www.michael-ballack.com, 3.4.2006, Orthografie leicht korrigiert
- 381 www.michael-ballack.com, 3.4.2006, Orthografie leicht korrigiert
- 382 «Tagesgespräch», SR DRS1, 12.5.2006
- 383 In: Brändle/Koller: Gooooo!!!, S. 225
- 384 Klaus Theweleit: Fussball als Realitätsmodell, S. 120
- 385 In: Brändle/Koller: Gooooo!!!, S. 222
- 386 Nick Hornby: Fever Pitch, S. 23
- 387 In: Colette Dowling: Hürdenlauf, S. 32
- 388 «Schaffhauser AZ», 13.5.1975, in: Marianne Meier: Zarte Füsschen am harten Leder, S. 216
- 389 «Tages-Anzeiger», 21.6.2007
- 390 «St. Galler Tagblatt», 26.3.2007
- 391 «Tages-Anzeiger», 8.12.2006,
- 392 «NZZ am Sonntag», 28.8.2005
- 393 www.football.ch/sfv/de/Medien-Presse.aspx?vNews=1&newsID=10
- 394 «Blick», 5.4.2008
- 395 «Blick», 5.4.2008
- 396 Judith Butler: Kontingente Grundlagen, in: Benhabib u.a. (Hrsg.): Der Streit um Differenz, S. 52
- 397 In: Dölling/Krais: Ein alltägliches Spiel – Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis, S. 133
- 398 In: Dölling/Krais: Ein alltägliches Spiel – Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis, S. 136
- 399 Christian Bromberger: Ein ethnologischer Blick auf Sport, Fussball und männliche Identität, in: Kreisky/Spitaler: Arena der Männlichkeit, S. 50
- 400 Kreisky/Spitaler: Arena der Männlichkeit, S. 9
- 401 «Bild am Sonntag», April 2006
- 402 In: Beate Fechtig: Frauen und Fussball, S. 69

- 403 www.blick.ch, 19.2.2008
- 404 Esther Lehnert: Sozialpädagogische Arbeit mit Fans, in: Kreisky/Spitaler: Arena der Männlichkeit, S. 103
- 405 Heidel: Mit dem Arsch zur Wand, in: Antje Hagel: Gender kicks, S. 108
- 406 Heidel: Mit dem Arsch zur Wand, in: Antje Hagel: Gender kicks, S. 109
- 407 Esther Lehnert: Sozialpädagogische Arbeit mit Fans, in: Kreisky/Spitaler: Arena der Männlichkeit, S. 103
- 408 Eve Kosofsky Sedgwick: Epistemologie des Verstecks, in: Andreas Krass: Queer Denken, S. 136
- 409 «NZZ am Sonntag», 29.7.2007
- 410 «Limmattaler Tagblatt», 16.10.2007
- 411 Christian Eichler – Lexikon der Fussballmythen, S. 251
- 412 Esther Lehnert: Sozialpädagogische Arbeit mit Fans, in: Kreisky/Spitaler: Arena der Männlichkeit, S. 101
- 413 Desmond Morris: Das Spiel: Faszination und Ritual des Fussballs, in: Selmer: Watching the Boys play, S. 121
- 414 Desmond Morris: Das Spiel: Faszination und Ritual des Fussballs, in: Selmer: Watching the Boys play, S. 121
- 415 Michèle Roten: Achtung, Spielerfrau, «Das Magazin», 27.5.2006
- 416 Rosa Diketmüller: Frauenfussball – Ein Paradigmenwechsel, in: Kreisky/Spitaler: Arena der Männlichkeit, S. 359
- 417 «Weltwoche», 14.4.1992
- 418 Beate Fechtig: Frauen und Fussball, S. 74
- 419 Beate Fechtig: Frauen und Fussball, S. 80
- 420 Michel Foucault: Botschaften der Macht, S. 145ff.
- 421 Judith Butler: Imitation und die Aufsässigkeit der Geschlechtsidentität, in: Queer Studies, S. 150
- 422 Markus Lamprecht/Hanspeter Stamm: Sport zwischen Kultur, Kult und Kommerz, S. 92
- 423 Markus Lamprecht/Hanspeter Stamm: Sport zwischen Kultur, Kult und Kommerz, S. 92
- 424 Markus Lamprecht/Hanspeter Stamm: Sport zwischen Kultur, Kult und Kommerz, S. 92
- 425 «Tages-Anzeiger», 1.12.2007
- 426 www.fanarbeit.ch/fileadmin/downloads/Konzepte/def_Konzept_Fussballfanarbeit_Luzern_II.pdf
- 427 Jürgmeier: Der Mann, dem die Welt zu gross wurde, S. 331, nachfolgend kürzere Passagen übernommen aus: Vom Mann zum Menschen, in: Jürgmeier: Der Mann, dem die Welt zu gross wurde, S. 261ff.
- 428 Detlef Pech: «Neue Männer» und Gewalt, S. 51
- 429 Elisabeth Bronfen: Nur über ihre Leiche, S. 180/181
- 430 Allan Guggenbühl: Männer – Mythen – Mächte, S. 209
- 431 Allan Guggenbühl: Männer – Mythen – Mächte, S. 209
- 432 Marek Fuchs/Jens Luedtke (Hrsg.): Devianz und andere gesellschaftliche Probleme, S. 82ff.
- 433 Kurt Möller: Nur Macher und Machos
- 434 Claudia Töngi: Um Leib und Leben – Gewalt, Konflikt, Geschlecht im Uri des 19. Jahrhunderts, S. 389
- 435 Werner de Schepper, «Blick», 18.11.2006
- 436 «Blick», 18.11.2006
- 437 Regula Schwager von der Opferberatungsstelle Castagna, «Neue Zürcher Zeitung», 5.12.2007
- 438 «Blick», 4.12.2006
- 439 «Weltwoche», 36/2007
- 440 «SonntagsZeitung», 8.7.2007
- 441 «Neue Zürcher Zeitung», 18./19. November 2006
- 442 Manuel Eisner, zitiert in der «NZZ am Sonntag» vom 26.11.2006 und in der «SonntagsZeitung» vom 8.7.2007
- 443 Denis Ribeaud/Manuel Eisner: Zentrale Ergebnisse der Studie «Entwicklung von Gewalterfahrungen Jugendlicher im Kanton Zürich», S. 6

- 444 Medienmitteilung der Universität Zürich vom 14.12.2007
- 445 Martin Killias: Etwas mehr Faktentreue, bitte!, «Tages-Anzeiger», 7.8.2007
- 446 Bänz Friedli: «Das Magazin», 10/2007
- 447 «Maischberger» (ARD-Talkshow), 4.12.2007
- 448 «Weltwoche», 14/2007
- 449 «Plädoyer – Magazin für Recht und Politik», 1/05
- 450 Marco Morell, «SonntagsZeitung», 8.7.2007
- 451 Manuel Eisner/Patrik Manzoni (Hrsg.): Gewalt in der Schweiz, S. 47
- 452 Inserat «Neue Zürcher Zeitung», 25./26.11.2006
- 453 In: Thomas Auchter u.a.: Der 11. September, S. 140
- 454 Manuel Eisner: Männlichkeit und Gewalt; Ergebnisse einer Befragung von Jugendlichen in Zürich, in: Bauhofer, St. and P.-H. Bolle (Hrsg.) Innere Sicherheit – Innere Unsicherheit? Kriminologische Aspekte, Chur: Rüegger, S. 189–222, 1995
- 455 Corina Elmer (Leiterin der Fachstelle «Limita» zur Prävention sexueller Ausbeutung von Mädchen und Jungen): Sexualisierte Jugendgewalt – ein neues Phänomen? Risikofaktoren und Ansätze zur Prävention, Referat an Tagung «Sexualisierte Gewalt unter Jugendlichen - Was kann die Schule tun?», Fachstelle für Gleichstellung der Stadt Zürich, 5.9.2007
- 456 «Weltwoche» 39/2004
- 457 «Weltwoche» 39/2004
- 458 «Weltwoche» 39/2004
- 459 Gerhard Zwerenz: «Soldaten sind Mörder», S. 423
- 460 Rudolf Höss: Kommandant in Auschwitz, S. 132
- 461 David D. Gilmore: Mythos Mann, S. 43
- 462 David G. Gilmore: Mythos Mann, S. 16
- 463 Friedrich Nietzsche: Werke in zwei Bänden, S. 839
- 464 David Gilmore: Mythos Mann, S. 11
- 465 Tim Rohrmann: Junge, Junge – Mann, o, Mann, S. 52
- 466 «Blick», 8.4.2008
- 467 «Tempo», Mai 1993
- 468 Wolfgang Korruhn: Dann hab ich's einfach gemacht, S. 94
- 469 Raynold Gideon/Bruce A. Evans (Drehbuch), Rob Reiner (Regie): Stand by me – Das Geheimnis eines Sommers, nach einer Erzählung von Stephen King, Columbia Film, 1986
- 470 Carol Lee: Hilflöse Helden, S. 139
- 471 Randall Wallace (Drehbuch), Michael Bay (Regie): Pearl Harbour, Touchstones Pictures & Jerry Bruckheimer Films, 2001
- 472 Wolfgang Korruhn: Dann hab ich's einfach gemacht, S. 182
- 473 «Stern», 19.3.2008
- 474 «Stern», 19.3.2008
- 475 «Stern», 19.3.2008
- 476 In: Elisabeth Badinter: Die Wiederentdeckung der Gleichheit, S. 68
- 477 Marek Fuchs/Jens Luedtke (Hrsg.): Devianz, S. 88
- 478 Claudia Töngi: Um Leib und Leben, S. 395ff.
- 479 Basiert auf der gleichnamigen Seminararbeit von Jürgmeier, Untertitel: Annäherungen an Wirklichkeiten und Konstruktionen körperlicher Gewalt in heterosexuellen Beziehungen, im Rahmen des Nachdiplomstudiums Cultural & Gender Studies der Hochschule für Gestaltung und Kunst Zürich, 3. November 2005
- 480 Silvia Steiner: Häusliche Gewalt. S. V (Einleitung)
- 481 Aktuelle Gendereien – Die Befreiung vom Geschlechterkorsett: Schon hinter oder erst vor uns?, Seminar für Frauen und Männer, Januar 2004, mit Lisa Schmuckli/Jürgmeier, Romerohaus Luzern
- 482 Silvia Steiner: Häusliche Gewalt, S. 120
- 483 U.a. «Neue Wege», Oktober 1996; «Neue Zürcher Zeitung», 1.3.1997; «Weltwoche», 28.8.1997; «Wendekreis» 10/2003

- 484** Arne Hoffmann: Sind Frauen bessere Menschen, S. 80
- 485** Daniela Gloor/Hanna Meier: Gewaltbetroffene Männer, S. 534; Jürgen Gemünden: Gewalt in Partnerschaften im Hell- und Dunkelfeld, S. 335
- 486** Schweizerisches Strafgesetzbuch, § 190
- 487** Yvonne Peer: Gewalt gegen Männer in heterosexuellen Beziehungen, S. 14
- 488** Jürgen Gemünden: Gewalt in Partnerschaften im Hell- und Dunkelfeld, S. 337
- 489** Jürgen Gemünden: Gewalt gegen Männer in heterosexuellen Intimpartnerschaften, S. 10ff.
- 490** Jürgen Gemünden: Gewalt gegen Männer in heterosexuellen Intimpartnerschaften, S. 101
- 491** Bastian Schwithal: Weibliche Gewalt in Partnerschaften, S. 26–33
- 492** Michael Bock: Tagung «Gewalt gegen Männer im häuslichen Bereich – ein vernachlässigtes Problem», 18.11.2002, Tagungsbericht, S. 28, hrsg. von Brigitta Sticher-Gil
- 493** Gloor/Meier: Gewaltbetroffene Männer, S. 537
- 494** Barbara Kavemann: Tagung «Gewalt gegen Männer im häuslichen Bereich – ein vernachlässigtes Problem», Tagungsbericht, S. 43, hrsg. von Brigitta Sticher-Gil
- 495** Barbara Kavemann: Tagung «Gewalt gegen Männer im häuslichen Bereich – ein vernachlässigtes Problem», 18.11.2002, Tagungsbericht, S. 48, hrsg. von Brigitta Sticher-Gil
- 496** Gloor/Meier: Gewaltbetroffene Männer, S. 535ff.
- 497** Gloor/Meier: Gewaltbetroffene Männer, S. 536
- 498** Regina-Maria Dackweiler/Reinhild Schäfer: Geschlecht, Macht, Gewalt – Eine Einführung, S. 14/15
- 499** Gloor/Meier: Gewaltbetroffene Männer, S. 531
- 500** Peter Beck/Uwe G. Seebacher: Rambofrauen, S. 100
- 501** Jürgen Gemünden: Gewalt in Partnerschaften im Hell- und Dunkelfeld, S. 351
- 502** Michael Bock: Tagung «Gewalt gegen Männer – ein vernachlässigtes Problem», Tagungsbericht, S. 34, hrsg. von Brigitta Sticher-Gil
- 503** Michael Bock: Tagung «Gewalt gegen Männer – ein vernachlässigtes Problem», Tagungsbericht, S. 29, hrsg. von Brigitta Sticher-Gil
- 504** Jürgen Gemünden: Gewalt in Partnerschaften im Hell- und Dunkelfeld, S. 335
- 505** Jürgen Gemünden: Gewalt gegen Männer in heterosexuellen Intimpartnerschaften, S. 95/96
- 506** Jürgen Gemünden: Gewalt in Partnerschaften im Hell- und Dunkelfeld, S. 348
- 507** Jürgen Gemünden: Gewalt gegen Männer in heterosexuellen Intimpartnerschaften, S. 22
- 508** Jürgen Gemünden: Gewalt gegen Männer in heterosexuellen Intimpartnerschaften, S. 124/125
- 509** Gloor/Meier: Gewaltbetroffene Männer, S. 541
- 510** Elisabeth Badinter: Die Wiederentdeckung der Gleichheit, S. 65
- 511** Margrit Brückner: Gewalt im Geschlechterverhältnis, S. 31
- 512** «männer.be», 1.3.2002
- 513** Beck/Seebacher: Rambofrauen, S. 8 und 159
- 514** Gloor/Meier: Gewaltbetroffene Männer, S. 543
- 515** Dagmar Oberlies: Weiblichkeitskonstruktionen in Strafverfahren, S. 217/218
- 516** Anita Blasberg: Wer bist du?, «Zeit-Magazin», 31.1.2008
- 517** Riki Wilchins: Gender Theory, S. 111
- 518** Henning Scheich, Direktor und Lernforscher am Leibniz-Institut für Neurobiologie in Magdeburg, «Spiegel», 17.5.2004
- 519** Remo Largo, in: Martin Beglinger: «Der gute Schüler ist heute ein Mädchen», «Das Magazin», 12.1.2008
- 520** «Facts», 26/2003
- 521** Eidgenössische Kommission für Frauenfragen: Viel erreicht – viel zu tun, Bern, November 2006
- 522** Bundesamt für Statistik (BFS): Abschlüsse der universitären Hochschulen 2006, Neuchâtel, 2007
- 523** Remo Largo, in: «Das Magazin», 12.1.2008
- 524** «Das Magazin», 12.1.2008
- 525** «Das Magazin», 12.1.2008
- 526** «Club», Schweizer Fernsehen, 22. Januar 2008

- 527 «Club», Schweizer Fernsehen, 22. Januar 2008
- 528 «Das Magazin», 12.1.2008
- 529 Lu Decurtins in: «Club»: Das betrogene Geschlecht – Werden Buben diskriminiert?, 22.1.2008
- 530 «Club»: Das betrogene Geschlecht – Werden Buben diskriminiert?, 22.1.2008
- 531 «Club», Schweizer Fernsehen, 22.1.2008
- 532 «Das Magazin», 12.1.2008
- 533 «Club»: Der Mann in Frage gestellt, Schweizer Fernsehen, 6.7.2004
- 534 «Das Magazin», 12.1.2008
- 535 Jürgmeier: Dem Tod das Leben abtrotzen, «Tages-Anzeiger», 3.12.1996
- 536 In: Christian Büttner/Marianne Dittmann (Hrsg.): Brave Mädchen, böse Buben?, S. 140/141
- 537 «Facts», 26/2003
- 538 Schnack/Neutzling: «Wir fürchten weder Tod noch Teufel!», in: Büttner/Dittmann (Hrsg.): Brave Mädchen, böse Buben?, S. 134/135
- 539 Schnack/Neutzling: «Wir fürchten weder Tod noch Teufel!», in: Büttner/Dittmann (Hrsg.): Brave Mädchen, böse Buben?, S. 138
- 540 «Päextra», 6/1990
- 541 «Club», Schweizer Fernsehen, 22.1.2008
- 542 Allan Guggenbühl: Männer – Mythen – Mächte, S. 17
- 543 Allan Guggenbühl: Männer – Mythen – Mächte, S. 24/25
- 544 «Club», Schweizer Fernsehen, 22. Januar 2008
- 545 Allan Guggenbühl: Männer – Mythen – Mächte, S. 21
- 546 Martin van Creveld: Frauen und Krieg, S. 252
- 547 www.statistik-bs.ch/themen/15/uni/stud-fakultaet, 19.3.2008
- 548 Allan Guggenbühl: Männer – Mythen – Mächte, S. 35
- 549 Urs Zurlinden/Christof Moser: Sein letztes Gefecht, «Facts», 10/2004
- 550 Urs Zurlinden/Christof Moser: Sein letztes Gefecht, «Facts», 10/2004
- 551 SonnTalk, «TeleZüri», irgendwann im Jahr 2003
- 552 Helmut Stadler: Knochenarbeit und Gedankenflüge, «Tages-Anzeiger», 1.12.2003
- 553 Helmut Stadler: Knochenarbeit und Gedankenflüge, «Tages-Anzeiger», 1.12.2003
- 554 Helmut Stadler: Knochenarbeit und Gedankenflüge, «Tages-Anzeiger», 1.12.2003
- 555 Christian Rentsch: Was er immer schon gesagt hat, «Tages-Anzeiger», 5.11.2003
- 556 Wäis Kiani: Stirb, Susi, S. 168
- 557 Johann Wolfgang Goethe: Faust, S. 19
- 558 Johann Wolfgang Goethe: Faust, S. 43
- 559 Matthias Daum: «Wenn ich gross bin, werde ich ...», «Neue Zürcher Zeitung», 29.2.2008
- 560 «Weltwoche», 20.3.2008
- 561 «Sonntagszeitung», 9.3.2008
- 562 «Club»: Der Mann in Frage gestellt, Schweizer Fernsehen, 6.7.2004
- 563 Allan Guggenbühl: Männer – Mythen – Mächte, S. 21
- 564 «Spiegel», 33/1993
- 565 Allan Guggenbühl: Männer – Mythen – Mächte, S. 24
- 566 Allan Guggenbühl: Männer – Mythen – Mächte, S. 30
- 567 Riki Wilchins: Gender Theory, S. 33
- 568 Remo Largo, in: «Club», Schweizer Fernsehen, 22. Januar 2008
- 569 Romeo Bissuti: Impulse aus der Männerarbeit für den Deutschunterricht, in: «ide – zeitschrift für den deutschunterricht in wissenschaft und schule», 3/2007, S. 51
- 570 «Club», Schweizer Fernsehen, 22. Januar 2008
- 571 «Club», Schweizer Fernsehen, 22. Januar 2008
- 572 Karin Plattner, interviewt von Katrin Hafner, «Tages-Anzeiger», 5.2.2008
- 573 Ariadne von Schirach: Der Tanz um die Lust, S. 211

Dank

Den folgenden Personen und Institutionen danken wir ganz herzlich für die vielfältige und substantielle Unterstützung:

ARD, Sigrid Adorf, C. Eberhard Austermann, Berufsbildungszentrum Wädenswil, Ruth Bieri, Lis Borner, Stefan Camenzind, Charles Dössegger, Ursula Habersaat, HMT Zürich/Departement Theater, Hochschule für Gestaltung und Kunst, Sibylle Hofer, Hudson Surplus, Thomas Isler, Annette Kayser, Nina Knecht, Oliver Krättli, Yvonne Leibundgut, Urs Lerch, Hans Nikles, Werner Oeder, Heinz Ott, Claudio Pavan, Claudine Rajchman, Romeo Koyote Rosen, Lisa Schmuckli, Katja Schurter, Sportamt der Stadt Zürich, Julia Stöter, Marion Strunk, www.tatort-fundus.de, ZDF, Manfred Züfle und allen unseren ehemaligen Mitstudentinnen.





